Jacoby

Christliche Geschichten

zum

Unterricht, zur Erbauung, zur Aufmunterung im Guten

und

zur Warnung

für Jung und Alt.

Aus glaubwürdigen Quellen gesammelt

von

Ludwig S. Jacoby.

Aus dem Englischen übersetzt.

Neue Folge.

Zweite Auflage.

Commissions-Verlag

Bremen, J. G. Heyse.

Cincinnati, Oh., L. Swormstedt & Poe.

1857.

Inhalt.

Für die Jugend.

Mäßigkeit.

Hülfe in der Noth.

Rufe mich an in der Noth; so will ich dich erretten, so sollst du mich preisen.
Psalm 50, 15.

Die Versuchung.

William Carter stand von einem unerquicklichen und unruhigen Schlafe auf. Die Nacht war eine kalte und windige gewesen, eine Nacht, wie sie gewöhnlich zwischen den Hügeln von New-Hampshire (Ver. Staaten) im Monat December ist. Williams Bett war hart, und der kalte Wind fand seinen Weg durch manchen Riß und Spalt seiner verfallenen Hütte; aber er hätte doch schlafen können, wenn sein Gemüth beruhigt gewesen wäre. Sein Weib war eine zarte Frau. Arbeit und Mangel hatten ihr eine langwierige Krankheit zugezogen, und sie lag die ganze Nacht vor Schmerzen seufzend und zitternd vor Kälte da.

William stand, wie gesagt, auf, und nachdem er ein Feuer angemacht hatte, ging er hinaus ins Freie. Die Wolken hingen drohend am Himmel, und der Wind rauschte stoßweise durch die kahlen Bäume. Die Gipfel der Berge in der Ferne waren bereits weiß von Schnee. Er hatte auf einer benachbarten Pachtung Arbeit für den Tag angenommen, aber es war unnöthig gewesen hinzugehen — der Pächter wollte den Tag nicht arbeiten lassen; William ging daher mit schwerem Herzen zurück und trat in seine Wohnung. Die Kinder regten sich bald, und die bleiche, leidende Mutter stand von ihrem ruhelosen Lager auf, um das Morgenessen zu bereiten. Einige Kartoffeln wurden für den Vater und die Kinder gekocht, und für sich bereitete sie eine Tasse voll Haferschleim.

William Carter und seine Frau hatten bessere Tage gesehen, aber Krankheit und Unglück, der Betrug Einiger und die Grausamkeit Anderer hatten sie aus ihrer angenehmen Wohnung vertrieben, welche er sich in den Jahren seiner Jugendkraft erworben hatte, und zwangen ihn, Schutz in seinem gegenwärtigen elenden Aufenthalt zu suchen.

Sie waren Christen und hatten seither die fast zu schwere Last ihrer Leiden mit einem demüthigen, ergebenen Geist ertragen, indem sie wußten, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sind der ewigen Herrlichkeit, die einst an uns soll geoffenbart werden.

Es war lange Zeit schon William Carter's Gewohnheit gewesen, am Morgen seine Familie zu versammeln, um das Wort Gottes anzuhören und sich vor dem Gnadenthron niederzuwerfen. Die Kinder setzten sich wie gewöhnlich, und Frau Carter brachte die Bibel herbei und legte sie vor ihren Mann hin, der sie jedoch mit den Worten zurückschob: „Ich kann weder lesen, noch beten. Ich habe keinen Glauben, und was nicht im Glauben geschieht, ist Sünde."

Damit stand er auf und setzte sich an den Tisch. Die Kinder sahen ihn mit Erstaunen an. „Was giebt es denn, Vater?" sagte die kleine Alice und rückte nahe an seinen Stuhl hin. „Warum bittest du Gott nicht um unser tägliches Brod?"

Eine Thräne rollte über die Wange der Mutter, als sie ihren Platz an dem ärmlichen Tische nahm. Der kleine James, ein Kind von sechs Jahren, stieß die ihm angebotene Kartoffel zurück und sagte: „Warum kann ich denn nicht Brod und Butter haben? Wir hatten doch sonst immer Brod und Kuchen, ich mag nicht immer nur Kartoffeln essen."

Eine düstere Wolke des Unmuths lag auf des Vaters Gesicht, und bittere Gefühle durchwogten sein Herz — Murren gegen die Vorsehung, Unzufriedenheit mit seinem Loose, Unglauben an Gott.

„Warum muß es meinen Kindern an Brod mangeln, während andere genug und Ueberfluß haben?“ rief er aus. „Habe ich nicht ehrlich gearbeitet? Aber wo ist der Segen, den Gott denen verheißen hat, die ihm vertrauen? Der Mann, welcher uns so schreiendes Unrecht gethan hat, lebt in Fülle und Wohlstand, während ich und die Meinigen von Hunger und Kälte gequält werden.“

„Klage nicht die Gerechtigkeit und Weisheit Gottes an,“ sagte Frau Carter, indem sie ihre Thränen wegwischte und ihren Mann zärtlich ansah. „Unser himmlischer Vater wird nicht zugeben, daß wir versucht werden über unser Vermögen.“

„Ich wollte gern Alles ertragen, nur nicht dieses. Ich kann für mich selbst Arbeit, Demüthigung und Mangel ertragen; aber ich kann nicht sehen, wie meine Kinder um Brod betteln und du in diesem elenden Loche frierest — deine Leiden machen mich noch wahnsinnig.“

Die Frau stand von ihrem Platze auf, näherte sich ihrem Manne, umarmte ihn und drückte ihre Lippen auf seine brennende Stirne.

„William,“ sagte sie, „wende dich nicht von den Verheißungen Gottes ab und verschließe nicht die einzige Trostquelle, welche uns noch bleibt. So lange wir noch ein Obdach und Lebensmittel haben, laß uns nicht undankbar sein; unser Herr und Meister hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegen konnte.“

„Es ist die Rückerinnerung an das mir oder vielmehr dir gethane Unrecht — denn für mich sorge ich nicht — was mein Herz vergiftet und meinen Verstand verwirrt. Wenn es einen Gott giebt, warum leidet er, daß der Reiche den Armen unterdrücken und der Starke den Schwachen vernichten darf? Es ist mir oft, als sollte ich die Gerechtigkeit in meine eigenen Hände nehmen und meine Sache selbst ausfechten und mich rächen.“

„Laß mich das nicht erleben, lieber Mann! Wirf deinen Glauben nicht hinweg mit den Erinnerungen an die vergangenen Segnungen und der Hoffnung für die Zukunft. Wir haben aus der Hand Gottes Gutes empfangen; manchmal hat er uns reichlich gesegnet; und sollen wir nun murren und blindlings seine Gerechtigkeit anklagen, da er dem Sturm erlaubt über unsere Häupter dahin zu brausen? O hüte dich, damit nicht böse Gedanken in deinem Herzen aufsteigen, denn Sünde bringt unerträglichere Leiden über uns, als Armuth. Die Rache ist des Herrn, und er wird vergelten, laß uns daher gleich unserm himmlischen Lehrer, welcher unendlich größeres Unrecht erduldete als wir, unsern Widersachern vergeben und für unsere Feinde beten."

„Ich habe schon lange mich bemüht, das zu lernen, und habe auch geglaubt, es gelernt zu haben. Ich weiß wohl, daß es unrecht ist — diesen zürnenden, rachedürstenden Geist zu nähren — und ich habe zu Zeiten gesucht, ihn in meinem Herzen zu unterdrücken, aber er will nicht sterben. Er ist noch in mir, meine Seele vergiftend und befleckend. Ich habe versucht zu beten, aber er ist wie eine dunkle Wolke aufgestiegen, indem er mir das Angesicht meines himmlischen Vaters verdeckte, und es war mir, als wäre ich von Gott und Menschen verlassen."

„Gott verbirgt manchmal sein Angesicht und läßt uns in unserer eigenen Kraft dahin gehen, damit wir wissen mögen, wie schwach wir sind und die Verdorbenheit unserer Herzen erkennen lernen. Aber er hat Mitleiden mit unserer Schwachheit; laß uns daher ernstlich sein Angesicht suchen, daß er gnädiglich uns in dieser Zeit der Noth helfe."

William brach in Thränen aus. Die Erinnerung an seinen sündlichen Zorn und sein Murren ließ ihn seine Armuth und das ihm gethane Unrecht ganz vergessen. Das Göttliche triumphirte über das Menschliche; und sie warfen sich nieder vor Gott mit kindlichem Vertrauen, indem sie alle ihre Sorgen

in seinen mächtigen Arm legten und die Zukunft seiner weisen Leitung übergaben. Die armselige Hütte wurde eine heilige Stelle, geheiligt durch die Gegenwart des Königs der Könige, und sie standen auf mit Frieden und Ergebung in ihrem Herzen.

Ein Sturm erhob sich und es schneite bereits, aber es war nicht Holz genug da für zwei Tage, und William mußte daher zu seinem Nachbar gehen und diesen um Erlaubniß bitten, einige Bäume umhauen oder wenigstens das umher liegende Holz auflesen zu dürfen. Er knöpfte seinen Rock zu und ging hinaus, und dachte dabei an die Heimat früherer Tage, den Stall voll Holz, alles trocken und zum Verbrennen hergerichtet; aber er wischte eine Thräne hinweg und schritt dem Sturm entgegen, welcher jeden Augenblick an Stärke zunahm. Bereits lag eine dünne, weiße Decke, klar und weiß über der rauhen gefrornen Erde. Er trat auf Etwas, das sich unter seinem Fuße bewegte, und auf den Boden blickend, sah er eine große Brieftasche, halb bedeckt mit Schnee. Eine plötzliche Freude durchzuckte sein Herz. Er hob sie auf, und indem er sich vom Winde abwandte, untersuchte er den Inhalt; sie enthielt eine Anzahl Banknoten, er rollte sie sorgfältig auf und zählte sie, es waren im Ganzen fünfhundert. Sein erster Gedanke war, das Geld zu behalten und die Brieftasche wegzuwerfen, denn er sah Nichts als das Geld — er dachte an Nichts als an die Hülfe, welche es seiner armen Familie bringen werde. Gehörte es nicht ihm, hatte er es nicht gefunden? Hatte es ihm nicht der Himmel aus Gnade zu einer Hülfe im Mangel gesandt, als eine Antwort auf sein Gebet? Brod und ein Obdach für seine Frau — für seine geduldige, leidende Frau — und für seine Kinder, deren Wangen aus Mangel an Nahrung erblichen waren, und deren freundliches Lächeln sich in kummervolle Blicke verwandelt hatte. So sprach er mit sich selber, aber das Gewissen flüsterte: hüte dich! leide es nicht, daß die Geldliebe dein Herz zum Bösen verführe und es

beflecke, denn das Geld ist nicht dein, und vielleicht will Satan es zu einer Schlinge für deine Seele machen — Gott kann es ihm erlaubt haben zur Prüfung deines Glaubens.

Aber, dachte er, ich kann vielleicht den Eigenthümer nicht finden, dann wird es mein sein, auf eine rechtliche Weise mein sein; und mit der Hoffnung, daß kein Beweis darin enthalten sei, wem es gehöre, fing er an zu untersuchen. Aber die Untersuchung ließ keinen Raum zum Zweifel übrig. Da war der Name vollständig hingeschrieben — der Name eines reichen Kaufmannes, mit welchem William in vergangenen Tagen bekannt geworden war. Welcher Schlag war dieses für alle seine Hoffnungen! Die Aussicht auf Hülfe, welche ihn, gleichsam zum Spotte, einen Augenblick glücklich gemacht hatte, entschwand seinen Augen, und er sah wieder die elende Hütte, das bleiche Weib und die hungernden Kinder. Indem er die Brieftasche auf den Boden warf, stand er einen Augenblick da und starrte sie an.

„Versucher! Betrüger!“ rief er aus, „warum spottest und reizest du mich so?“ und dann, als ob ein plötzlicher Gedanke ihm eingefallen, nahm er die Brieftasche wieder auf und ging ins Gebüsch, welches etwas Schutz darbot, und setzte sich auf einen umgefallenen Baum. Die Elemente waren in Aufruhr, aber ein noch heftigerer Kampf tobte in seiner Brust. Die Liebe zum Gelde, nicht um seinet-, sondern um des Guten willen, das es ihm und den Seinigen thun könnte, kämpfte mit den lange festgehaltenen Grundsätzen der Gerechtigkeit und Ehrlichkeit.

Der Versucher flüsterte: „Dieser Mann ist reich, er wird die Summe nicht vermissen, noch dadurch Mangel leiden; und wie gut würde es deinem frierenden Weibe und den Kindern thun! Es wurde dir von Gott gesandt, willst du denn die Segensgabe von dir stoßen?“

„Es gehört dir nicht, ist nicht dein!“ sagte das Gewissen. „Beflecke deine Hand nicht mit unrechtem Gewinn. Bringe nicht den Fluch eines beleidigten Gottes auf deine Seele. Besser ist es, daß deine Kinder vor deinen Augen umkommen, denn daß ihr Vater ein Dieb sein sollte.“

Er saß länger als eine Stunde da, indem er den tobenden Wind und den fallenden Schnee nicht achtete. Dann aber stand er auf, — der Kampf war vorüber, und der Ausdruck seines Gesichts war voll Frieden und Ergebung. Als er sich wieder der Absicht erinnerte, weshalb er ausgegangen war, so wandte er seine Schritte zu seines Nachbars Haus, wo er eine kleine Ladung Holz und auch das Fuhrwerk erhielt, um es nach Hause zu bringen.

Den Abend, nachdem die Kinder im Bett waren, zeigte William seiner erstaunten Frau die Brieftasche und sagte ihr, wie er sie im Schnee gefunden habe.

„Was willst du damit thun?“ fragte sie.

„Was soll ich damit thun?“ antwortete er.

„Sie dem Eigenthümer zurückgeben. Wir können Arbeit, Noth und Armuth ertragen, aber nicht die Vorwürfe eines schuldigen Gewissens.“

„Ich wußte, daß du so sprechen würdest. Da die arge Versuchung mich beschlich und das Böse in meinem Herzen bereits zu triumphiren schien, so dachte ich, daß du gewiß den rechten Weg mir zeigen würdest.“

„Aber, William, wie willst du sie ihm wieder zustellen? Du hast kein Pferd, du hast kein Geld, und es geht auch nicht an, es mit einem Briefe zu übersenden.“

„Ich habe darüber nachgedacht,“ sagte William, indem er aufstand und ans Fenster ging. „Der Sturm ist vorüber; morgen werde ich zu Fuß hingehen und das Geld dem Herrn Carlton bringen. Es sind nur funfzehn (englische) Meilen.

Ich will früh gehen, vielleicht giebt er mir so viel, daß ich mit der Postkutsche zurückfahren kann."

Den nächsten Morgen waren Carter's frühe auf, und lange, ehe die Sonne aufging, war William auf dem Wege. Es war beschwerlich zu gehen in dem frischgefallenen Schnee, aber er eilte entschlossen vorwärts durch den kalten, schneidenden Wind, und vor Mittag erreichte er das Haus des Herrn Carlton. Er stieg die marmorne Treppe hinauf und klingelte. Ein Diener erschien und benachrichtigte ihn auf seine Frage, ob Herr Carlton zu Hause sei, daß er ausgegangen wäre und nicht vor der Mittagszeit um zwei Uhr nach Hause kommen werde.

William warf einen Blick auf seine abgetragene und verschossene Kleidung. Er wünschte nicht in das Haus hineinzugehen, wo der Glanz und Luxus einen zu großen Abstand mit seiner eigenen ärmlichen Wohnung bildete; aber er war kalt und müde, und ein Sitz irgendwo an einem Feuer war ihm willkommen. Er sagte also zu dem Diener: "Ich habe ein wichtiges Geschäft mit Herrn Carlton, und wenn Sie es erlauben, so will ich hineingehen und warten, bis er zurückkommt."

Der Mann besah ihn vom Kopf bis zu Fuß, und mit einem höhnischen Blick, welcher William nicht entging, führte er ihn in die Küche. Die Zurüstungen zur Bereitung des Mittagessens waren bereits angefangen. Da war ein Backen, Kochen, Braten zu einer Mahlzeit, daß es den Appetit eines Schwelgers gereizt haben würde. Es war eine Qual für einen von Hunger entkräfteten Mann, da zu sitzen, wo der angenehme Geruch der verschiedenen Gerichte die Forderungen des Magens über die Maßen steigerte.

Die zwei Stunden schlichen langsam dahin. Endlich kam Herr Carlton zu Hause, und Carter wurde in das Besuchszimmer gerufen. Der arme Mann warf einen verlegenen

und furchtsamen Blick in dem prächtigen Zimmer umher, er getraute sich kaum auf den weichen Fußteppich zu treten, der unter seinen Füßen keinen Ton hören ließ, und erschrak, als er in einem Spiegel, der vom Boden bis zur Decke reichte, sich in seiner ganzen Gestalt erblickte.

Herr Carlton hieß ihn sich setzen und fragte in einem ungeduldigen Tone: „Haben Sie Geschäfte mit mir abzumachen?"

„Ja, mein Herr," sagte William, indem er ihm das Gefundene überreichte; „ich fand gestern diese Brieftasche, und Ihr Name steht darin, ich bringe Ihnen daher dieselbe wieder."

„Ah! Sie haben meine Brieftasche gefunden. Ich bin recht froh, sie wieder zu sehen; ich hatte es nicht mehr erwartet." Er untersuchte sie sorgfältig. „Alles ist richtig," sagte er, „ich danke Ihnen recht sehr für die Zurückgabe, denn sie enthält werthvolle Papiere," und nachlässig steckte er sie in seine Tasche.

William hatte Nichts mehr zu sagen. Er stand auf und man ließ ihn gehen ohne ihm Etwas zu geben oder auch nur zu danken.....

„Es ist mir sehr leid, daß du dem armen Manne nicht Etwas gegeben hast, Vater," sagte ein schönes Mädchen, als sie sich auf eine Ottomane zu seinen Füßen niedersetzte. „Hast du nicht bemerkt, wie blaß er aussah, und wie er beinahe umsank, als er aufstand, um wegzugehen?"

„Nein, ich bemerkte es nicht; ich würde ihm sonst eine Funfzig-Dollarnote gegeben haben, wenn ich daran gedacht hätte. Aber er ist nun fortgegangen. Doch es fällt mir eben ein, ich hatte vor Jahren einige Geschäfte mit ihm, als ich die „Charlotte" baute; er hatte etwas mit der Lieferung des Bauholzes zu thun, und nun erinnere ich mich auch, daß ich hörte, er habe seine Pachtung verloren."

„Wie weit kam er denn an diesem kalten Morgen her, um dir die Brieftasche zu bringen?"

„Er wohnt in B—, er muß ungefähr funfzehn oder zwanzig Meilen weit hergekommen sein. Ich sollte ihn wirklich gut dafür bezahlt haben, und ich will es nicht unterlassen, es noch zu thun.“

Hier unterbrach die Tischglocke die Unterhaltung, und Vater und Tochter gingen in das Speisezimmer.

Herr Carlton war nicht gerade ein wissentlich hartherziger Mann, aber er beachtete die Noth Anderer nicht, und seiner guten Thaten würden wenige gewesen sein, ohne die sanften Mahnungen seiner Tochter Marie. Sie, das gute Mädchen, hatte sowohl ein scharfes Auge als ein warmes Herz; das Elend ging nie unbemerkt an ihr vorüber, und viele waren der Segnungen, die auf ihr junges Haupt herabgefleht wurden; ihr Vater that manche edle Handlung, an die er nie gedacht haben würde, wenn sie ihn nicht dazu ermahnt hätte.

Aber während der reiche Mann sein reichliches Mahl genoß, wandte William Carter mit entmuthigtem Herzen und müdem Körper seine Schritte der Heimath zu. Er hatte Nichts gegessen seit dem frühesten Morgen; funfzehn volle Meilen lagen wieder vor ihm, und nun fühlte er sich auch noch durch die kalte, undankbare Weise, mit der sein Dienst aufgenommen war, getäuscht, erzürnt und gekränkt. Zwar erwartete er keine Belohnung für die Zurückgabe dessen, was nicht sein war, aber eine Vergütung für seine Zeit und Bemühung glaubte er doch mit Recht fordern zu können. Aber auch das wurde ihm nicht angeboten, und da er an den verschwenderischen Reichthum und die übertriebene Pracht, die er eben gesehen hatte, dachte, so flüsterte Etwas in ihm: „Du bist ein Narr! Der Mann dankt dir kaum für die Zurückgabe dessen, was er fast nicht vermißt haben würde, und es könnte dich Monate und Jahre lang glücklich gemacht haben.“ Entschlossen jedoch unterdrückte er den bösen Gedanken, und indem er still um Hülfe

und Ergebung betete, eilte er auf seinem Wege fort. Aber er wurde mit jedem Schritte schwächer, und nachdem er kaum etwas mehr als den halben Weg zurückgelegt hatte, mußte er sich ganz erschöpft niedersetzen. Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen und weinte; nur der Gedanke an seine Frau und Kinder zu Hause hielt ihn noch aufrecht, er würde sonst an die Seite gekrochen sein, und sich auf den Schnee hingelegt haben, um zu sterben. Glücklicher Weise kam ein Mann mit einem Schlitten des Weges, er stand daher auf und bat ihn, mitfahren zu dürfen. Der Fremde nahm ihn auf und brachte ihn bis innerhalb einer Meile von seiner Wohnung.

Es war spät, als er die Wohnung erreichte, und er hatte kaum noch Kraft genug, über die Schwelle zu gehen und sich auf das Bett zu werfen. Seine übermäßig angestrengte Körperkraft war gänzlich erschöpft, und noch vor dem Morgen tobte er im Irrsinn eines heftigen Fiebers. Da fühlte das arme Weib, daß die Hand des Herrn schwer auf ihr liege, aber ihr Glaube wankte nicht. Wie die irdischen Hoffnungen entschwanden, wuchs die Hoffnung auf die Ewigkeit und wurde heller und heller. Tag für Tag wachte sie an dem Lager des Leidenden, kühlte seine brennende Stirn, besänftigte mit ihrer milden Stimme seinen wilden Irrsinn, und vertrauensvoll nach Oben blickend konnte sie ausrufen: „Obschon Er mich schlägt, so traue ich doch auf Ihn.“ O du herrliche Kraft des Glaubens und der Hoffnung! — des Glaubens nicht an Menschen, sondern an Gotteskraft, der Hoffnung nicht auf die Erde, sondern auf den Himmel. Halte dich an deinen Glauben, armes Weib! Mache dein Herz stark im Vertrauen; Gott wird dich nicht verlassen! Gerade jetzt bereitet er die Belohnung, denn er wird das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen, noch das demüthige Herz zermalmen lassen.

Ruhte der reiche Mann wohl sanft, als er auf seine Kissen sich niederlegte? Hatte er keine beunruhigende Gedanken,

als er sich der Unachtsamkeit und Ungerechtigkeit erinnerte, deren er sich schuldig gemacht hatte? Gleich Ahasverus konnte er nicht schlafen, denn Gott beunruhigte ihn, und er entschloß sich, das gethane Unrecht reichlich gut zu machen. Er beschloß zuerst an Carter zu schreiben und ihm ein schönes Geschenk zu machen, aber das genügte ihm nicht; er ging daher selbst um zu sehen, was er für seinen armen Freund thun könne.

Es war am fünften Tage von William Carter's Krankheit, als der Arzt sagte, in der Nacht werde die Krisis eintreten, wenn er sie überlebe, so sei die Gefahr vorüber. Er war in einen todähnlichen Schlaf gefallen, und seine bleiche Frau saß neben ihm, indem sie seine Hand hielt und ängstlich seine eingefallenen Gesichtszüge und halbgeschlossenen Augen betrachtete. Die Kinder schlichen mit traurigen Gesichtern und lautlosen Tritten in der Stube umher; da hörte man ein Klopfen an der Thüre — sie wurde geöffnet und ein Herr trat herein. Frau Carter sah verlegen den unerwarteten Besuch an. Sein Anzug und Benehmen war so verschieden von dem ihrer einfachen Nachbarn, daß es ihr zu einer andern Zeit bange gemacht haben würde; aber jetzt war keine Zeit, um die armseligen Unterschiede in der menschlichen Gesellschaft zu beachten. Angesichts des Todes, vor welchem sich der Reiche wie der Arme, der Mächtige wie der Schwache, gleich sehr beugen, fühlen die Menschen, daß sie gleich, daß sie Brüder sind. Sie stand auf und bot ihm einen Stuhl an; aber er schien sie nicht zu bemerken, sondern ging ans Bett und blickte lange und ernstlich die aschfarbenen Züge des Leidenden an, während Thränen über seine Wangen herabrollten; dann wandte er sich weg, warf sich auf einen Stuhl und weinte in heftiger Bewegung. Es war, wie der Leser schon vermuthet haben wird, Herr Carlton. Er war zu den Nachbaren gegangen, hatte sich nach Carter erkundigt, und man hatte ihm von seiner Krankheit und ihrer muth-

maßlichen Ursache gesagt. Die gute Frau, bei der er anhielt, hatte ein warmes Herz und eine geläufige Zunge, und da sie nicht von ferne ahnte, wer der Fremde war, hatte sie ihrer Beredtsamkeit vollen Lauf gelassen, indem sie über den Mann loszog, welcher ihren armen Nachbar funfzehn Meilen hin und zurückgehen ließ, ohne ihm auch nur Etwas zu essen zu geben. Frau Carter stand da und sah ihren Besuch mit stillem Erstaunen an, da stand er auf, und indem er eine schwere Börse in ihre Hand legte, sagte er: „Nehmen Sie das, ich werde wieder einsprechen, sparen Sie keine Ausgabe für Ihres Mannes Wiederherstellung," und ehe sie Zeit hatte, ihren Dank oder ihr Erstaunen auszudrücken, war er fortgegangen.

Den nächsten Morgen war William besser. Die Krisis war vorübergegangen, das Fieber hatte nachgelassen, aber er lag schwach und hilflos da wie ein kleines Kind, und ohne die Stärkungsmittel, welche das Geld verschaffte, würde er wahrscheinlich gestorben sein; so wurde er aber von Tag zu Tag stärker, und am Ende der Woche konnte er, unterstützt von Kissen, in einem großen Armstuhl aufrecht sitzen. Frau Carter näherte sich dem Fenster und rief aus: „Da kommt der Fremde wieder, der mir die Börse gab."

Eine Minute darauf trat er in die Stube. Indem er sich William näherte, ergriff er seine Hand und sagte gerührt: „Dank sei dem Himmel, daß Sie noch leben! daß Sie noch länger leben werden! Wenn Sie gestorben wären, ich hätte es mir nie verzeihen können. Ich bin gekommen, um die Ungerechtigkeit, deren ich mich schuldig gemacht habe, einigermaßen wieder gut zu machen;" und er legte ein zusammengefaltetes Papier in seine Hand. „Da," fuhr er fort, „wenn Sie dazu im Stande sein werden, lesen Sie es. Danken Sie mir nicht, es ist bloß Gerechtigkeit. Die Brieftasche war von großer Wichtigkeit für mich, und es hat Sie viel gekostet."

Als der Herr fortgegangen war, öffnete William das Papier und fand einen ausgefertigten Kaufcontract für sich über sein altes Haus und sein früheres Besitzthum. Da war ein Jubeln unter den Kindern und in den Herzen des Vaters und der Mutter eine tiefe heilige Freude, vermischt mit Dank und Gottvertrauen.

Ich habe nicht nöthig, meine Geschichte weiter zu erzählen, noch von der glücklichen Wiederbesitznahme der früheren Wohnung, noch wie es in kommenden Tagen ging, etwas zu erwähnen; William Carter nahm oft seine Enkel auf seine Kniee und erzählte ihnen von seiner bittern Prüfung und Versuchung, und lehrte sie, daß diejenigen welche ihr Vertrauen auf Gott setzen, nie verlassen sind.

Einige Züge aus dem Leben des englischen Predigers Heywood.

Das Leben des englischen Predigers Oliver Heywood, der durch seine Schriften unter den Freunden des wahren Christenthums bekannt ist, enthält gar manche Begebenheiten, welche uns eben sowohl die besondere Fürsorge Gottes für seine Kinder auf eine höchst tröstliche Weise anschaulich machen, als sie nicht weniger geeignet sind, uns das Schreckliche der Verfolgungssucht fühlbar zu machen und uns in der Treue zu ermuntern, die, wenn es Noth thut, um des Namens Christi willen Alles erduldet. Wir können uns daher nicht versagen, unsern Lesern Einiges aus dem Leben dieses gläubigen Dieners des Evangeliums mitzutheilen.

Sein kleines Vermögen war einst ganz erschöpft, und die Vorräthe an Lebensmitteln für ihn und seine Familie aufgezehrt; auch die treue Magd Martha, deren kleine Ersparnisse sonst öfters der geliebten Herrschaft zu Dienste standen, konnte Nichts mehr für sie thun. Dennoch blieb Heywood uner-

schüttert in der freudigen Gewißheit, der Herr werde helfen, obschon er keinen anderen Haltpunkt für diese Ueberzeugung hatte, als den Glauben an die Verheißungen des göttlichen Wortes.

Als die Kinder, vom Hunger gepeinigt, ungeduldig und zaghaft wurden, sagte er zu seiner Magd: „Nimm einen Korb und gehe nach Halifax zu dem Kaufmann N*** und ersuche ihn, mir 5 Schillinge zu leihen. Ist er dazu bereit, so kaufe das Nöthigste für uns ein, eile aber, wieder zurückzukommen, denn die Kinder bedürfen der Speise. Wir wollen indessen zu Dem flehen, der die jungen Raben versorgt, wenn sie zu Ihm schreien, und welcher weiß, was wir bedürfen, ehe wir Ihn darum bitten.“ Martha machte sich sogleich auf den Weg; als sie aber in die Nähe des ihr bezeichneten Hauses kam, hatte sie aus Aengstlichkeit oder falscher Scham nicht das Herz hineinzugehen. Mehrere Male ging sie vor dem Hause auf und ab, wagte aber nicht, dasselbe zu betreten und ihren Auftrag auszurichten. Endlich bemerkte sie der Kaufmann N***, der gerade an seiner Ladenthür stand, er rief sie zu sich und fragte sie: „Seid Ihr nicht die Magd des Predigers Heywood?“ Als sie diese Frage nicht ohne lebhafte innere Bewegung bejahte, erwiderte N***: „Es ist mir sehr lieb, Euch zu sehen, denn einige Freunde von M*** haben mir 5 Guineen für Euern Herrn zugestellt, und ich dachte so eben darüber nach, auf welche Weise ich sie ihm am Besten übermachen könnte.“ Martha brach in Thränen aus und vermochte in den ersten Augenblicken kein Wort hervorzubringen. Die Noth der Familie, ihr Vertrauen auf die göttliche Vorsehung, die bedeutende Gabe, welche sie empfing, und noch viele andere derartige Gedanken bewegten ihre Seele gewaltig. Endlich gestand sie Herrn N***, welchen Auftrag sie an ihn habe, und bekannte ihm zugleich, daß sie nicht das Herz gehabt, ihn um die 5 Schillinge anzusprechen.

Der gerührte Kaufmann sprach ihr Muth zu und sagte ihr, daß sie nur zu ihm kommen solle, wenn je die Familie wieder Mangel leide. Martha besorgte sogleich ihre kleinen Einkäufe und trat schleunigst mit erleichtertem, freudigem Herzen den Rückweg an, sich im Voraus die Freude vorstellend, welche die Mittheilung von dem glücklichen Erfolge ihres Ganges hervorbringen werde. — Obschon sie nicht lange abwesend war, hatte doch die gedrückte Familie gar manchmal, nach ihrer Rückkehr seufzend, zum Fenster hinausgeblickt. Noch hatte sie die Wohnung ihres Herrn nicht erreicht, als schon die Thür zu ihrem Empfange geöffnet wurde; die Kleinen drängten sich um Martha, den Inhalt ihres Korbes zu erforschen, die duldende Mutter trocknete ihre Thränen, und der Vater sagte lächelnd: „Das Erbarmen des Herrn ist noch nicht zu Ende; was er zusagt, das hält er gewiß; die den Herrn suchen, haben keinen Mangel an irgend einem Guten.“ Sobald Martha die Freudenthränen, welche ihre Worte erstickten, wieder bewältigen konnte, erzählte sie treulich, was ihr begegnet war; dann nahm die Familie ihr einfaches Mahl zu sich, für sie köstlicher und werthvoller, als jene Festgelage der Reichen, welche täglich in Ueberfluß und Freuden leben und Tausende im Dienste des Bauches verschwenden.

„Habe ich dir nicht gesagt, daß Gott gewiß für uns sorgen werde?“ sprach der Pfarrer zu seiner Gattin, als sie bei Tische saßen. „Kleingläubige! warum warst du so furchtsam? Unser himmlischer Vater weiß, daß wir dies Alles bedürfen. Jesus fragte seine Jünger: „So oft ich euch gesandt habe ohne Beutel, ohne Tasche und ohne Schuhe, habt ihr auch je Mangel gehabt?“ und sie sprachen: „Nie keinen.“

Die entschiedene Weise, in welcher Heywood predigte, wurde Veranlassung einer so heftigen Verfolgung gegen diesen

treuen Diener Gottes, daß er sich genöthigt sah, seine theure Familie zu verlassen, ohne zu wissen, wohin er sich wenden sollte. Er war in großer Verlegenheit. Wie konnte er in seiner damaligen Lage eine Reise unternehmen? Zwar besaß er ein Pferd, aber das wenige Geld, welches ihm übrig blieb, war für den Unterhalt seiner Familie, welche ihm mehr als seine eigene Person am Herzen lag, unentbehrlich und auch nur für kurze Zeit hinreichend. An einem Wintermorgen wurde noch vor Tagesanbruch das Pferd gesattelt, und der Zeuge Jesu Christi verließ, nachdem er sich von seiner treuen Gattin verabschiedet und seine Kinder, welche noch schliefen, umarmt hatte, wie Abraham, die Heimat, ohne zu wissen, wohin er seine Schritte zu richten habe. Aus Furcht, bemerkt zu werden, entfernte er sich ganz in der Stille auf Nebenwegen, bis er aus dem Bereiche seiner Wohnung kam. Da er keinen Heller zur Bestreitung der Reisekosten in der Tasche hatte, so empfahl er sich völlig der Obhut seines Gottes und entschloß sich endlich, seinem Pferde freien Lauf zu lassen. Auf diese Weise reis'te er den größten Theil des Tages, bis sie endlich beide dem Bedürfnisse nach Ruhe unterlagen, Gegen Abend erreichte er einen von der Straße abgelegenen Hof. Auf das Rufen Heywood's erschien eine reinliche, bescheiden aussehende Frau und fragte nach seinem Begehren. Er sagte ihr, daß er, in dieser Gegend völlig unbekannt, mit seinem Pferde der Ruhe höchst bedürftig sei, und ersuchte sie um Obdach und ein wenig Futter für sein Pferd, so wie um ein Plätzchen für sich am Kamine; weiter begehre er Nichts. Die gute Frau war über diese Zumuthung ein wenig befremdet und ging, sich mit ihrem Manne zu berathen, Nach einigen Minuten erschienen Beide an der Thür, und Heywood wiederholte seine Bitte, fügte aber hinzu, daß er durchaus kein Geld habe, sie für ihre Mühe zu belohnen, er hoffe aber, daß Gott selbst es thun werde. Nun baten sie ihn, sogleich abzusteigen; der

Mann führte das Pferd in den Stall, die Frau ließ den Fremden ins Haus treten, sich niedersetzen, schürte das Feuer im Kamine an und bereitete ihm ein Abendessen. Heywood bat auf's Neue, sich seinetwegen nicht so viel Mühe zu machen, weil er sie auf keine Weise vergelten könne. Allein die gute Frau versicherte, daß sie bei Uebung der Gastfreundschaft durchaus keinen Lohn erwarte und sich glücklich schätze, wenn er sich mit ihrer elenden Wohnung begnügen wolle, er möge es sich also recht bequem machen. Nach dem Abendessen setzten sie sich zusammen an den Kamin, und der Hauswirth wandte sich an den Fremden und fragte ihn nach seiner Herkunft. Dieser antwortete ihm, daß er in der Grafschaft Lancaster geboren sei, seine Frau und Familie aber in der Nähe von Halifax wohnten. Der Pächter erwiderte, daß er auch schon in dieser Stadt gewesen sei und dort mehrere Bekannte habe, nach deren Befinden er sich erkundigte. Auf diese und ähnliche Fragen konnte der Fremde genügenden Bescheid geben. Endlich fragte ihn die biedere Wirthin, ob er schon von einem gewissen Oliver Heywood gehört habe, der früher Pfarrer in einer Kapelle unweit Halifax gewesen, dem man aber jetzt das Predigen untersagt habe? „Man spricht viel von diesem Manne,“ entgegnete der Fremde, „Gutes und Schlimmes; was mich betrifft, so kann ich wenig Gutes von ihm sagen.“ — „Ich glaube,“ nahm der Pächter wieder das Wort, „er gehört zu der Sekte, welche man jetzt überall verfolgt; aber kennen Sie ihn denn persönlich? und warum haben Sie eine so schlechte Meinung von seinem Charakter?“ — „Ich könnte Vieles über ihn mittheilen,“ sagte der Reisende, „aber da ich es nicht liebe, von irgend Jemand Böses zu sprechen, so wollen wir auf einen andern Gegenstand übergehen.“

Nachdem er eine Zeitlang auf diese Weise den Pächter und seine Frau, welche über seine Rede ziemlich unzufrieden schienen, in Zweifel gelassen hatte, erklärte er ihnen, daß er

selbst dieser arme Verbannte, jener so berüchtigte Mann sei, nach welchem sie sich mit so viel Theilnahme und Wohlwollen erkundigt hätten. Nun war Alles voll Ueberraschung, Dankbarkeit und Freude, daß die Vorsehung Gottes ihn unter dies Dach geführt habe. „Wie freue ich mich, Sie zu sehen," sprach der Wirth; „ich liebe Sie schon lange und hege die größte Hochachtung vor Ihnen, wozu ich mich durch Alles, was ich von Ihnen gehört habe, gedrungen fühle. Der Abend ist noch nicht weit vorgerückt, ich habe mehrere Nachbarn, die das Evangelium lieben, wollen Sie einige Worte der Erbauung an uns richten, so würde ich sie bald versammelt haben. Diese Wohnung ist entlegen, und da Ihr Hiersein sonst Niemand bekannt ist, so fürchte ich keine Störung." Heywood war sogleich dazu bereit; bald war ein kleines Häuflein versammelt, dem er das Wort Gottes mit einer Inbrunst, Wärme und Salbung verkündete, wie sie zu erzeugen die Umstände allerdings sehr geeignet waren. Mit herzlicher Bereitwilligkeit veranstalteten auch die Anwesenden eine kleine Collecte, damit der arme Reisende seinen Weg fortsetzen konnte.

Rettung durch die göttliche Vorsehung.

Aus dem Tagebuche eines Missionars in Kanada.

.... Um diese Zeit ging ich hin, bei der Versteigerung des Nachlasses des Herrn M— gegenwärtig zu sein, eines achtbaren Landmannes, der einige Monate vorher auf einer der Ansiedelungen, welche zu meiner Mission gehörten, verstorben war. Er hatte eine Wittwe, eine sehr liebenswürdige und fromme Frau, nebst drei Kindern hinterlassen. Sie glaubte sich zu schwach, das bedeutende Gut ihres verstorbenen Mannes zu bewirthschaften; und darum miethete sie ein kleines Haus in dem Städtchen, in welchem ich wohnte, und veräußerte jetzt Alles, bis auf einiges Hausgeräth.

Nach beendigter Versteigerung besuchte ich sie und wünschte ihr Glück zu dem von ihr eingeschlagenen Wege. Ich bemerkte, daß sie nun viel besser daran sein werde, nicht nur weil sie dadurch der Verwaltung eines Geschäfts enthoben sei, welchem vorzustehen sie wohl zu schwach wäre, sondern auch durch das Gefühl von Sicherheit, dessen sie in ihrer unbeschützten Lage, in solchem einsamen Hause sich schwerlich erfreuen könne.

„O nein, nein," versetzte sie, „ich bin gewiß nicht unbeschützt! Sie vergessen," fuhr sie fort mit einem traurigen Lächeln, „daß ich jetzt unter dem besonderen Schutze Dessen stehe, der für die Waisen und die Wittwen sorgt, und ich hege das feste Vertrauen, daß Er uns beschützen werde." Und wirklich beschützte Er sie noch in derselben Nacht auf eine höchst außerordentliche und wunderbare Weise. Ihr Haus lag ganz abgelegen, und das nächste war wohl eine halbe englische Meile entfernt. Diese Nacht befand sich eine ziemliche Summe Geldes in dem Hause, der Erlös aus der Versteigerung. Die Mutter nebst ihren drei jungen Kindern und einer Magd waren die einzigen Bewohner. Sie hatten sich bereits einige Zeit zur Ruhe begeben. Der Wind heulte furchtbar und erschütterte das Blockhaus bei jedem Stoß. Dadurch wurde die arme Mutter wach gehalten, und sie glaubte in den Augenblicken, da der Sturm nachließ, hinten im Hause ein auffallendes, ungewöhnliches Geräusch zu vernehmen. Während sie aufmerksam horchte, ob sie das Geräusch zum zweiten Male vernehmen werde, wurde sie durch das heftige Bellen eines Hundes erschreckt, der, wie es schien, vorn im Hause unmittelbar unter der Schlafkammer war. Dies beängstigte sie um so mehr, da sie selbst keinen Hund hatten.

Sie stand sogleich auf, ging nach der Kammer ihrer Magd und weckte diese, und dann gingen sie zusammen hinunter. Zuerst blickten sie in das Zimmer, wo sie den Hund gehört hatten. Es war Mondschein, und obgleich der Himmel

bewölkt war, doch helle genug, um die Gegenstände, wenn auch nicht ganz deutlich, unterscheiden zu können. Sie erblickten einen gewaltigen schwarzen Hund, welcher wüthend an der Küchenthür kratzte und herumbiß, von wo das Geräusch, welches die Mutter zuerst gehört hatte, gekommen sein mußte.

Sie bat das Mädchen, die Thür zu öffnen, gegen welche der Hund so sehr bellte. Das Mädchen war beherzt und entschlossen, ohne Furcht, und sie that es ohne Bedenken: da sprang der Hund in die Küche hinein, und die Wittwe erblickte durch die geöffnete Thür zwei Männer am Küchenfenster, welches offen stand. Diese liefen sogleich davon, und der Hund sprang durch das Fenster ihnen nach. Es erfolgte nun ein gewaltiger Kampf, und aus dem sich wiederholenden Geheul des edeln Thieres ließ sich abnehmen, daß es bisweilen schlecht dabei wegkam.

Der Lärm verlor sich indessen allmählich in immer weitere Ferne, bis Frau M— nur dann und wann noch ein schwaches, fernes Bellen vernehmen konnte. Die Räuber, oder vielleicht Mörder, hatten eine Glasscheibe ausgenommen, wodurch es ihnen möglich geworden war, das Fenster zu öffnen, und sie würden ohne Zweifel ihr Vorhaben ausgeführt haben, wenn der Hund nicht gewesen wäre. Die Hausfrau und die Magd nahmen ein Licht und sicherten das Fenster, so gut sie konnten.

Dann kleideten sie sich an, denn die Nacht noch zu schlafen, daran war nicht zu denken. Sie waren indessen kaum zum zweiten Mal die Treppe hinuntergekommen, als sie den Hund an der Hausthür kratzen und Einlaß begehren hörten. Sie öffneten sogleich: da sprang der Hund herein, mit seinem buschigten Schwanze wedelnd und Beiden wechselsweise schmeichelnd, um für seine Tapferkeit gestreichelt und gelobt zu werden.

Darauf streckte er sich, so lang er war, neben den warmen Ofen hin und schlief ein. Den andern Morgen gaben sie ihm

ein Frühstück, um das ihn jeder Hund beneidet haben würde, wonach ihn Nichts zum Längerbleiben bewegen konnte. Vor Ungeduld winselnd stand er an der Thür, bis sie geöffnet wurde, und nun sprang er sehr eilig davon, und sie sahen ihn nie wieder.

Sie hatten den Hund vorher nie gesehen, erfuhren auch niemals, wem er gehöre. Es war etwas sehr Sonderbares, und sie konnten nur vermuthen, daß er mit einem Fremden zu der Versteigerung gekommen und zurückgeblieben war. Die Familie zog den folgenden Tag in ihr gemiethetes Haus im Städtchen ein; und als meine Frau und ich sie besuchten, erinnerte Frau M— mich daran, wie sie bei meinem letzten Besuche zu mir gesagt, daß sie nicht unbeschützt sei.

Zur rechten Zeit.

„Indem ich vor einer Reihe armseliger Häuser vorüberging," erzählte eine wohlthätige Dame aus Newyork, „bemerkte ich eine zwar reinlich, doch ärmlich gekleidete Frau vor ihrer offenen Hausthür stehen. Dort pflegte man sie nicht für gewöhnlich zu sehen, da sie sonst zurückhaltend war und eingezogen lebte. Ich vermuthete deshalb, daß sie entweder auf Jemand warte, oder mich zu sprechen wünsche. Letzteres war der Fall." ‚Können Sie mir heute Morgen ein paar Minuten schenken, so möchte ich gern einige Worte mit Ihnen sprechen.' „Von Herzen gern," erwiderte ich! und sofort setzten wir uns zusammen nieder."

„Madam," fuhr sie fort, „als Sie mir gestern den Dollar gaben, wußten Sie damals von unserer großen Noth?"

„Nein," versetzte ich, ich hatte nicht die Absicht, Ihnen zu helfen, bis Frau M—, der ich die unbedeutende Summe geliehen, mich mit der Zurückzahlung derselben überraschte. Da sie es mir unerwartet wieder gab, (denn ich glaubte, sie

habe es vergessen) so nahm ich mir vor, es Solchen zu schenken, die es größer nöthig hätten, als ich. Ihr Häuschen ist reinlich, und da ich wußte, daß Sie mehrere Kinder haben, so schenkte ich das Geld Ihnen. Warum fragen Sie so?"

„Mein Mann hat einige Wochen lang keine Arbeit finden können, Madam; meine Kinder sind an den Masern erkrankt, und wenn sie auch, Gott sei Dank, jetzt bedeutend besser sind, so kostet das Kranksein doch etwas, und ich hatte mein letztes Stück Geld ausgegeben, um die nöthigen Bedürfnisse für sie anzuschaffen. Ich hatte zwar einen Sack Kartoffeln gekauft; allein sie waren alle aufgezehrt, und unser Mittagsmahl ist in der letzten Woche ein sehr kärgliches gewesen. Gestern Morgen vertheilte ich das letzte Stück Brod unter meine Kinder zum Frühstück, ohne für meinen Mann und mich Etwas zurückzulassen. Mein armer Mann setzte seinen Hut auf und verließ das Haus. Von Sorgen und Krankheit geschwächt, überließ ich mich traurigen Ahnungen. Der gnädige Gott sandte Sie zu meiner Hülfe. Mich verlangte sehnlich nach der Rückkehr meines Mannes, und indem ich gespannt auf seine Schritte horchte, trat er zur Thür hinein, blickte mich heiter an und sprach: ‚Fanny, laß uns Vertrauen haben und uns nicht bange sein: ich denke, es wird bald Hülfe kommen.‘ Ich zeigte ihm das Geldstück: er war von Dankgefühl überwältigt und rief: ‚O Gott, du hast mein Gebet erhört!‘ Darauf erzählte er mir, er sei den Morgen fortgegangen mit dem Vorsatz zu betteln; weil er indessen bei Keinem seiner Nachbarn sich einer günstigen Aufnahme, oder auch nur eines geduldigen Anhörens versehen habe, so sei ihm der Muth vergangen, und um allein zu sein, sei er in den Wald gegangen. Er habe gen Himmel geblickt und an Den gedacht, der sich aller seiner Werke erbarmt. Er habe unter den Büschen gekniet und ernstlich zu dem Geber aller guten Gaben gebetet, Er möge helfen. O, Madam, nie werde ich diese gnädige Ge-

betserhörung vergessen." „Ich hoffe, Sie werden es nicht vergessen," versetzte ich, „und möge diese augenscheinliche Gnade Sie zu immer öfterem Gebete antreiben. Werfen Sie alle Ihre Last auf Ihn, der so deutlich bewiesen, daß er Sie in seinem Herzen trägt; und indem Sie durch Gottes Gnade Muth fühlen, Ihre geringsten Bekümmernisse vor Ihm auszubreiten, denken Sie, daß Er noch größere Wohlthaten auszutheilen hat; bitten Sie ernstlich um das Brod des Lebens, um ‚das lebendige Brod, vom Himmel gekommen,' und um ‚die Speise, die da bleibet in das ewige Leben,' und welche des Menschen Sohn Ihnen geben wird. Wie ein erschrockenes Kind sofort bei seiner Mutter Schutz sucht, gerade so mögen Sie in Zukunft in der Noth unmittelbar zu Gott fliehen, der allein vermögend ist, Hülfe zur rechten Zeit zu senden."

Indem ich von da weiter ging, dachte ich daran, wie viel Einfluß unsere Handlungen doch auf das Wohlergehen Anderer ausüben. Als Frau M— ihre Schuld zurückerstattete, dachte sie wohl wenig daran, daß sie das Mittel sei, einem Nebenmenschen in der Noth zu helfen. So mannigfaltig sind die Glieder in der großen Kette der göttlichen Vorsehung, so zahlreich sind die Werkzeuge, um die Zwecke derselben zu erfüllen; und auf solche Weise lehrt Gott seine Knechte, nach seinem Wohlgefallen zu wollen und zu handeln, denn Gott ist es, der in ihnen wirket das Wollen und das Vollbringen.

Die Wolfshaut.

Das alte Blockhaus, in welchem eine presbyterianische Gemeinde im westlichen Pennsylvanien lange Zeit ihre Gottesdienste gehalten hatte, war dem Einfallen nahe, so daß eine Versammlung zusammenberufen wurde, um eine Subscription zur Errichtung eines neuen Hauses zu eröffnen. Einer der

Vorsteher, arm an irdischen Gütern, aber reich an Glauben, fühlte sich gedrungen, acht Dollars zu unterschreiben, eine große Summe für einen Mann in seinen Umständen, und in jenen Tagen — mehr als ein halbes Jahrhundert, ehe Kalifornien angefangen hatte, seine goldenen Schätze in das Land auszuströmen. Er hoffte durch Fleiß und Sparsamkeit mit dem Segen Gottes die Summe zusammen zu bringen, ehe die Zeit der Zahlung komme. Aber Alles schien ihm hinderlich zu sein. Um seine Verlegenheit zu vermehren, schuldete er noch zwei Dollars für Steuern, welche zur selben Zeit bezahlt sein mußten. Mit aller Anstrengung war er nicht im Stande gewesen, auch nur Einen Dollar zu ersparen, nachdem er die allernothwendigsten Haushaltungsausgaben berichtigt hatte. Mit schwerem Herzen ging er zu Fuß nach dem Versammlungsplatze, mit der Flinte auf der Schulter, welche man in jenen Tagen immer genöthigt war mit sich zu nehmen, da man alle Augenblicke fürchten mußte, einem feindseligen Indianer oder einem wilden Thier zu begegnen. Als er so auf seinem einsamen Wege durch den Wald fortging, schüttete er sein Herz vor dem Herrn in folgenden Worten aus:

„Herr, du weißt es, daß ich nicht in eitelm Selbstvertrauen meine Unterschrift für dein Haus gab, sondern allein in demüthigem Vertrauen auf deine Hülfe und mit der einzigen Absicht, deine Ehre zu befördern. Willst du nun nicht gnädigst deinem Knechte helfen, daß er sein Versprechen erfülle und nicht zu Schanden werde; willst du nicht deine heilige Sache, welche mir theurer ist als das Leben, vor Schimpf und Schande retten? Du hast alle Gewalt im Himmel und auf Erden: alles Silber und Gold ist dein; ich bitte nicht um meiner Gerechtigkeit, sondern um deines heiligen Namens willen. Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!“

Während er also betete, fühlte er sich von seinem Kummer erleichtert, und er hatte die Versicherung, daß Alles gut gehen

werde; aber er konnte sich nicht vorstellen, wie es kommen möchte. Er hatte beinahe die Stadt erreicht, da sah er einen großen Wolf, der gerade in seinem Wege stand, wie vom Zauber gebunden, und auf sein Schicksal wartend. Sogleich legte er seine Flinte an und streckte ihn nieder. In wenigen Minuten hatte er dem Thiere die blutende Kopfhaut abgezogen und sie in seine Tasche gesteckt; dann setzte er freudig seinen Weg fort, indem er dem Herrn dankte. Als er die Stadt erreicht hatte, ging er sogleich geradewegs zur Amtsstube des Steuereinnehmers und übergab ihm die Wolfshaut und zugleich seine Steuerrechnung. Die Herden der Landleute hatten von den Verheerungen der Wölfe viel gelitten, so daß eine Belohnung ausgesetzt worden war für die Kopfhaut von jedem Wolfe, der innerhalb der Grafschaft getödtet würde. Der Steuereinnehmer, indem er sie nahm, sagte: „Ich habe nicht nöthig, dir einen Eid abzunehmen, daß der Wolf, dem sie angehörte, innerhalb der Grafschaft getödtet sei, denn die Kopfhaut ist noch warm.“

Indem er nun die Rechnung der zwei Dollars quittirte, zahlte er ihm noch acht Dollars als den Rest des ausgesetzten Preises. Von da ging der fromme Mann zu der Versammlung, und mit einem Gefühle, welches man sich leichter vorstellen als beschreiben kann, zahlte er, was er zum Versammlungshause unterschrieben hatte.

Laßt nun hier den Zweifler von einem glücklichen Zufall reden und über die Leichtgläubigkeit lachen, welche darin einen Finger Gottes sieht, ich beneide ihn nicht. Für mich ist es eine höchst vernünftige sowohl, als tröstende Wahrheit, daß kein Sperling vom Dache fällt ohne den Willen unsers himmlischen Vaters; und während ich glaube, daß Elias, wörtlich genommen, von „Raben“ ernährt wurde und nicht durch „Kaufleute“ oder „Arbeiter“, oder durch die Einwohner

von „Arbo“, wie einige Erklärer das Wort übersetzen wollen, will ich auch gern jede glaubwürdige Erzählung glauben von dem unmittelbaren Eingreifen von Gottes Vorsehung, zum Besten seiner in Noth sich befindenden Kinder.

Vertrauen auf Gott.

Unter einem schattigen Baum neben einer Landstraße saß ein wohlgekleideter Mann von mittleren Jahren, um sich von einem langen Marsch an einem heißen Sommertage auszuruhen, ehe er seinen Weg weiter fortsetzte. Nachdem er einige Zeit so dagesessen hatte, sah er einen Knaben desselben Weges kommen, der anscheinend in Gedanken vertieft war und an ihm vorübergegangen sein würde, ohne ihn zu bemerken, wenn er ihn nicht angerufen und nach dem Wege gefragt hätte. Der Knabe erschrak, als er plötzlich die Stimme des Fremden so nahe neben sich hörte, gab aber dann freundlich und verständig Bescheid und erbot sich, ihn zu begleiten, da er an demselben Ort wohne, wohin der Fremde wolle. So gingen denn die Beiden mit einander.

„Ich möchte wohl wissen,“ begann der Fremde nach einer Weise lächelnd, „woran du dachtest, als ich dich anredete: du sahest so ernsthaft aus.“

Der Knabe wurde roth und zögerte mit der Antwort.

„Nun, was war's? Irgend ein Geheimniß, nicht wahr?“

„Nein, es war kein Geheimniß. Wenn Sie es doch wissen wollen, ich dachte darüber nach, woher es doch komme, daß meine Mutter so arm ist.“

„Wie so? weißt du nicht, wie deine Mutter in Armuth gerathen ist?“

„O, das weiß ich wohl. Sie kann nicht viel arbeiten und kann auch nicht einmal viel Arbeit bekommen, und mir giebt auch Niemand Arbeit, weil wir fremd an dem Orte sind;

ich verstehe auch noch Nichts, sonst wollte ich meine Mutter wohl ernähren; ja gewiß, das wollte ich; sie sollte Nichts thun, sie kann es auch nicht aushalten. Aber das war's nicht, worüber ich nachdachte. Mutter sagt immer: Gott verläßt die nicht, die auf ihn trauen, und ich weiß gewiß, daß sie auf Ihn vertraut; und ich weiß auch, daß es wahr ist, denn es steht in der Bibel; aber eben darum kann ich nicht begreifen, warum Gott uns nicht hilft. Da müssen wir nun wieder die Miethe bezahlen, und ich weiß nicht, wo sie herkommen soll. Mutter ist nie unzufrieden und murrt niemals, sondern sagt immer, es diene Alles zu unserem Besten; aber ich kann nicht begreifen, wie es zu unserm Besten dienen soll, daß wir solche Noth leiden."

„Wahrscheinlich begreift deine Mutter das auch nicht," antwortete der Fremde, „aber sie vertraut Gott, und Vertrauen auf Gott hilft uns immer dazu, daß wir unsere Leiden geduldig ertragen und glauben können, daß sie zu unserm Besten dienen, und daß sie zu rechter Zeit auch ein Ende nehmen werden. Sage mir, hast du deine Mutter lieb?"

„Ja," erwiderte der Kleine mit Nachdruck, „ich habe sie sehr lieb; sie ist so gut."

Die Antwort schien dem Fremden Freude zu machen. „Könntest du dir wohl denken, daß sie mit Vorsatz Etwas thun würde, wovon sie wüßte, das es dir schädlich wäre?"

„Nein, gewiß nicht!"

„Aber sieh, das kann sich deine Mutter von ihrem himmlischen Vater auch nicht denken. Sie hat Ihn lieb, und weiß, daß Er sie auch lieb hat, und darum glaubt sie auch, daß Alles, was Er ihr schickt, zu ihrem Besten dienen muß, mag es Freude oder Leid, Ueberfluß oder Mangel sein. Wenn du nun denselben Glauben hättest, wie sie, so würdest du auch denselben Trost haben."

Der Knabe sah nachdenkend aus, sagte indessen Nichts. Sie waren jetzt bis an das Städtchen gelangt.

„Wie heißest du, mein Sohn?“

„Philipp Reynolds.“

„Reynolds? Wo habt ihr früher gewohnt?“

„In Harfield. Mein Vater war Zimmermann dort; es ging uns damals besser, als jetzt.“

„Gehst du jetzt nach Hause?“

„Ja.“

„Ich will mit dir gehen; ich habe hier ein Geschäft, und ich glaube, deine Mutter wird mir dabei helfen können.“

Philipp sah den Fremden verwundert und neugierig an; dieser aber lächelte nur, ohne ihm eine weitere Auskunft zu geben. Als sie die kleine Hütte erreicht hatten, führte Philipp den Fremden hinein und wollte ihn seiner Mutter vorstellen. Aber wie erstaunte er, als diese ihm zuvor kam und dem Fremden um den Hals fiel, mit den Worten: „Robert, mein lieber, lieber Robert!“

Es war der einzige Bruder der Wittwe, der nach mehreren Jahren der Abwesenheit in fernen Ländern nun zurückgekehrt und eben im Begriff war, seine Schwester aufzusuchen, als er unerwartet seinen kleinen Neffen auf der Landstraße traf. Die Freude des Wiedersehens kann man sich leicht vorstellen. Alle Noth hatte nun ein Ende. Der Onkel war zwar kein reicher Mann, hatte aber doch genug, um seiner Schwester helfen zu können, und das that er auch treulich. Er nahm sie zu sich, um mit ihr zusammen zu leben, da er unverheirathet war, und für Philipp sorgte er väterlich. Er schickte ihn erst noch ein Jahr in die Schule, um Etwas zu lernen, und brachte ihn dann in einem passenden Geschäft unter. Auch später sorgte er für ihn, als ob es sein eigener Sohn wäre.

Das kleine Blumenmädchen.

„Bitte, kaufen Sie meine Blumen!“ redete ein kleines Mädchen von zartem Aussehen mich an, welches einen großen Strauß mit Frühlingsblumen in ihrem Händchen hielt, während wir, meine vornehme Muhme Ella und ich, zusammen plaudernd auf der Straße gingen.

Ich wurde von dem flehenden Blick und Ton des kleinen Mädchens gerührt, und indem ich stillstand, wollte ich schon die Blumen kaufen, als die Muhme mich am Arm zog; und indem sie mich vorwärts drängte, sprach sie mit lauter Stimme: „Marie, du wirst doch wohl nicht so unanständig sein, auf der Straße einen Blumenstrauß zu kaufen und noch dazu von einem solchen schmutzig aussehenden Mädchen, wie dieses? Es thut mir leid,“ setzte sie hinzu, „daß du so wenig Rücksicht auf feine Sitte nimmst. Ich hoffe,“ fuhr sie fort, „du wirst etwas Besseres lernen, als auf die Bitten solches lügenhaften, diebischen Gesindels, zu dem das Blumenmädchen gehört, zu achten und —“

„Ich bin kein lügenhaftes, diebisches Mädchen!“ rief das Blumenmädchen, welches an uns herankam und meinen Shawl ergriff, während sie hinzusetzte: „Ich muß diese Blumen verkaufen, damit Tommy nicht vor Hunger sterbe!“ Bei den letzten Worten traten die vollen Thränen in ihre allerliebsten blauen Aeuglein. Ihre Thränen erregten mein Mitgefühl, und trotz dem, daß Ella mich zum Gegentheil ermahnte, nahm ich etwas kleine Münze aus meiner Börse und steckte es dem Kinde in die Hand, und hieß sie sogleich damit nach Hause eilen. Jetzt eilte ich die Straße entlang, um Ella wieder einzuholen, die im Aerger darüber, daß ich einem „gemeinen, nichtswürdigen Blumenmädchen,“ wie sie es nannte, Etwas gebe, mich verlassen hatte und nach Hause eilte.

Ich war indessen noch nicht weit gegangen, als es hinter mir rief: „Warten Sie, Fräulein, warten Sie ein wenig!“

Indem ich mich umwandte, sah ich das Blumenmädchen daher laufen, um mich einzuholen. Als sie nahe bei mir war, hielt sie mir den Blumenstrauß hin, indem sie rief: „Hier haben Sie die Blumen, Fräulein!“ Worauf ich zu ihr sagte: „Behalte sie, meine Kleine — ich habe dir das Geld geschenkt.“ „Danke — danke!“ sprach das dankbare Kind schnell, und eilte fort. Ich holte Ella bald wieder ein, die nicht in der besten Laune war, weil ich so Etwas gethan hatte. Sie entschuldigte mich indessen, und wir standen bald wieder im besten Einvernehmen mit einander.

Mehrere Monate nach obigem Vorfalle trat ich eines Nachmittags auf der Eisenbahn in N. ein, mit der Absicht, nach K. mich einschreiben zu lassen. Als ich in das Damenzimmer trat, begegneten meine Augen einem bekannten Gesichte. Es dauerte nicht lange, so stand das kleine Blumenmädchen (welches jetzt sehr anständig gekleidet war) vor mir. Eine schöne, vornehm gekleidete Dame hielt das Mädchen an der einen Hand, während ich die andere festhielt. Die Dame sah verlegen aus und richtete einen fragenden Blick auf mich, als ob sie eine Erklärung wünschte. Ich wollte schon ihrem Wunsche willfahren, als die Kleine folgendermaßen zu sprechen anfing: „Dies ist die Dame, Mama, die mir das Geld gab, als du krank warst, und Tommy war sehr hungrig, und Vater nicht zu Hause gekommen war.“ Als sie geendigt hatte, überzog ein dankbares Lächeln das schöne Gesicht der Dame. Darauf ergriff sie meine Hand mit aller Wärme einer liebevollen Schwester und sagte: „Dank, vielen Dank bin ich Ihnen schuldig für Ihre damalige Güte. Ohne Ihre Unterstützung,“ setzte sie hinzu, indem die heißen Thränen ihr in die Augen traten, „wären meine Kinder verhungert! Damals, als meine kleine Tochter Sie zum ersten Mal fand, war ich an's Bett gefesselt — mein Mann war abwesend und, so viel ich wußte, todt! Niemand gab uns Almosen, und nur Wenige kauften

von meiner Tochter Blumen. Wir waren in einer schrecklichen, hilflosen Lage! Geld und Lebensmittel waren aufgezehrt; unsere Freunde waren uns schon lange fremd geworden. Noch nie war es uns so traurig ergangen! Sie können sich wohl meine Freude vorstellen, als Lily nach Hause kam und mir von Ihrer Hülfe in der Noth erzählte. Wir gaben das Geld für Brod aus, und noch war das letzte Brod nicht verzehrt, als mein Mann zurückkehrte. Er hatte Schiffbruch erlitten, und daher sein langes Ausbleiben. Sein Eigenthum war gerettet, und darum steht es in irdischer Beziehung wohl mit uns und wir leben jetzt froh und zufrieden. Mich hat schon lange darnach verlangt, Sie zu sehen und Ihnen zu danken —"

„Ich habe nur meine Pflicht gethan," sprach ich, sie unterbrechend. Darauf beugte ich mich zu dem kleinen Blumenmädchen nieder und küßte es. Ich konnte mich kaum von ihr losmachen, als der Zug zum Abfahren bereit war.

Wie Gott einen Mann rettete, der ihm vertraute.

J— R— war ein gottloser Fischer, und seine beständigen Gesellschafter die Kohlengräber in einer benachbarten Kohlengrube, welche wegen ihres groben Betragens und ihrer ausschweifenden Gewohnheiten berüchtigt waren. Im Jahre 1805 wurde der Missionar Robert Miller auf diesen Bezirk gesandt. Die Kohlengräber wurden benachrichtigt, daß Miller vor seiner Bekehrung ein berühmter „Boxer" gewesen sei, daher kamen Viele von ihnen, ihn zu hören, und in kurzer Zeit wurden Manche von der seligmachenden Gnade ergriffen.

Durch Einen seiner alten Kameraden wurde J. R. veranlaßt, auch hinzugehen; und das Wort war auch ihm eine Kraft Gottes. Eine sichtbare Veränderung in seinem Betragen fand statt; denn er konnte weder seine eigenen Sünden, noch das, was er von des Heilandes Leiden gehört hatte, vergessen. Er

gab sogleich seine Sonntags-Vergnügungen auf und ging dafür in das Haus Gottes. Er wurde immer mehr vom göttlichen Lichte durchdrungen und erlangte klarere Ansichten von seinem Zustande als Sünder; aber den Weg der Seligkeit durch den Glauben hatte er noch nicht gefunden. Während er in diesem Zustande war, sagte er eines Tages zu seiner Frau, daß er entweder sich weniger mit Religion befassen oder das Fischen aufgeben müsse. „Denn," sagte er, „als ich noch nicht so viel über Religion nachdachte, fürchtete ich mich niemals, so stürmisch auch das Wasser sein mochte; aber jetzt bin ich in beständiger Furcht zu ertrinken und in die Hölle zu kommen."

Seine Frau, obwohl sie zu der Zeit noch unbekehrt war, ermahnte ihn jedoch, seinen Besuch des Gotteshauses nicht aufzugeben; denn sie hatte bereits erkannt, welche gute Wirkung es auf sein Betragen hatte.

An einer gewissen Stelle des Flusses, in dem er gewöhnlich fischte, ist eine große Sandbank, welche zur Zeit der Ebbe auf mehrere Meilen weit trocken wird. Auf dieser Sandbank hatte J. R. und noch ein anderer Fischer Pfosten errichtet, an welche sie ihre Netze befestigten. Eines Morgens früh, in dem Winter von 1805—6, rief ihn der Andere ab, um mitzugehen und die Netze zu untersuchen. Die Nacht war außerordentlich dunkel und neblig und fast windstill, so daß sie nicht einmal bemerkten, von welcher Himmelsgegend der Wind kam. Da sie gewohnt waren über die Bank zu allen Stunden der Nacht zu gehen, so gingen sie fort, indem sie glaubten, gerade zu ihren Netzen zu kommen. Aber zu ihrem äußersten Erstaunen liefen sie mehr als zwei Stunden umher und konnten weder die Pfosten noch die Netze finden, noch sonst irgend Etwas, aus dem sie erkennen konnten, an welcher Stelle der Bank sie waren. Um ihre Angst zu vermehren und das Schreckliche ihrer Lage vollkommen zu machen, hörten sie das Heranrauschen der Fluth, und wußten,

daß die Bank, ehe der Tag anbrach, klaftertief unter Wasser sein würde.

Sie erkannten die Gefahr ihrer Lage wohl und wußten, daß jeder Augenblick dieselbe bedenklicher mache. Mit Mühe bewog J. R. seinen Gefährten zu bleiben, wo er war, und ihn allein gehen zu lassen, um zu sehen, wie sie von der Bank wegkommen könnten. Sobald er so weit entfernt war, daß ihn der Andere nicht mehr hören konnte, fiel er auf seine Kniee nieder, um die göttliche Gnade und den göttlichen Schutz anzuflehen. Was in dem Augenblick seine Gefühle waren, können wir uns wohl denken, aber es ist unmöglich sie zu beschreiben. Doch er wandte sich in seinem Gebet an Ihn, welcher gesagt hat: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen;“ und während er mit Inbrunst um Gnade und Errettung rang, offenbarte ihm der Herr seine vergebende Gnade mit einem solchen klaren Zeugniß, daß er Gott laut preisen mußte wegen der ihm gewordenen Versicherung, daß, wenn auch sein Leib von der See hinweggeschwemmt, der Herr doch seine Seele in die ewige Ruhe aufnehmen werde. Als er noch auf seinen Knieen lag und Gott für die Seligkeit, die er empfand, lobte, fühlte er eine mächtige Aufforderung in sich, fortzugehen, da er den Weg zum Ufer finden werde. Er rief seinen Gefährten, und sagte ihm, daß sie keinen Augenblick mehr warten dürften, und wenn sie länger zögerten, keine Rettung mehr wäre. Sein Gefährte machte Einwendungen bei jedem Schritt. J. R. konnte ihm weder Pfosten noch Wind, noch sonst irgend einen sichtbaren Gegenstand zeigen, um ihn zu beruhigen und zu versichern, daß sie auf rechtem Wege wären, fuhr jedoch fort, ihn zum Weitergehen zu ermahnen, bis zuletzt die Wellen ihre Füße benetzten, da rief Jener:

„Alles ist nun vorbei; wir sind auf immer verloren.“

Um ihn zu verhindern zurückzugehen, ergriff J. R. ihn bei der Hand und zog ihn in das Wasser, indem er sagte: „Vertraue auf den Herrn, und er wird uns retten.“ Sie waren jedoch noch nicht weit gegangen, so ging ihnen das Wasser bis an die Brust; aber da der Kanal zwischen der Sandbank und dem Ufer an dieser Stelle sehr schmal war, so erreichten sie bald das Ufer und befanden sich in kurzer Zeit außer dem Bereich der Fluth. Ihre Errettung war so wunderbar und unerwartet, daß sie kaum glauben konnten, daß es wirklich so sei; besonders, als sie sich in einer beträchtlichen Entfernung von dem Platze befanden, nach welchem sie hingegangen sein würden, hätten sie gewußt, wo sie zu der Zeit waren; aber da sie es bei Tage untersuchten, zeigte es sich, daß sie an der einzigen Stelle herübergekommen waren, wo zu der Zeit durchzuwaten möglich war, und schwimmen konnte Keiner von ihnen. Somit rettete der Herr seinen Knecht, zuerst von der geistigen Knechtschaft und Todesfurcht, und dann von einem Wassergrab, und zwar auf eine Weise, welche deutlich zeigte, daß es war vom „Herrn geschehen und ein Wunder vor unsern Augen.“

In dem darauf folgenden Winter trug sich Etwas zu, das ihn sehr ergriff. Der Winter war sehr streng, und sehr wenig Fische konnten gefangen werden; seine Familie war groß, und ihre Bedürfnisse nicht unbedeutend. Eines Tages nach harter Arbeit und nachdem er wenig gefangen hatte, fuhr er in seinem Boot nach Hause, wobei seine Hände von Kälte so aufgeschwollen waren, daß er kaum noch die Ruder handhaben konnte. Der Feind benutzte das und flüsterte ihm zu, da seine Familie so groß, das Fischen so schlecht und ihm nach den Regeln der religiösen Gesellschaft, der er sich angeschlossen hatte, nicht erlaubt sei, Schulden zu machen, so solle er lieber die Gesellschaft sogleich verlassen. Zu gleicher Zeit wurde er hart versucht zu glauben, daß die Wege des Herrn und die Schickungen seiner Vorsehung nicht recht wären, da

Viele, welche nicht besser wären als er, ihre Familien versorgen könnten, ohne sich solchen Arbeiten und Gefahren, wie er, unterziehen zu müssen. Indem nun solche Gedanken in ihm aufstiegen, fing er an zu murren, sein Vertrauen auf Gott wurde erschüttert, und er fühlte, daß er den Frieden mit Gott verloren hatte, dessen er vorher sich erfreute. In dem Augenblicke sprang ein großer Lachs oder Salmen in sein Boot hinein und lag ganz betäubt zu seinen Füßen. Da er den Fisch in dem Boot sah, erschrak er so darüber, daß er kaum sich so weit fassen konnte, um ihn zu tödten. Tief beschämt über seinen murrenden Unglauben und die Güte Gottes gegen einen so unwürdigen Sünder, als er sich erkannte, fiel er im Boot vor dem Herrn nieder und bat um Vergebung. Von jener Zeit an hatte er keine Versuchung mehr über sein Loos zu murren oder an der Weisheit und Güte der Vorsehung zu zweifeln. Es war ihm möglich gewesen, seine Familie gut zu versorgen, und der Segen Gottes, der da reich macht, ruhete auf ihm.

Der schwarze Harry von St. Eustach.

(Auszug aus der Reisetasche eines alten Reisepredigers.)

„Den Abendlang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude.“
Psalm 30, 6.

Die fortwährenden Reisen und Abwechselungen im Leben des Dr. Coke *) verschafften diesem einen unerschöpflichen Vorrath von Anekdoten, und seine Neigung zur Geselligkeit

*) Dr. Thomas Coke, einer der Gehülfen John Wesley's, ward von diesem zum ersten Bischof der bischöfl. Methodistenkirche der Verein. Staaten von Nordamerika ordinirt. Er wurde der Gründer der Wesleyanischen Missionsgesellschaft, war 33 Jahre lang beständig auf Reisen zu Wasser und zu Lande, kam neunmal nach Amerika und viermal nach Westindien und wurde zuletzt (1813) auf einer Fahrt nach Ceylon schnell in die Ewigkeit gerufen.

gab ihm oft Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen. Die folgende interessante Thatsache erzählte er oft als ein Beispiel, daß Gott sowohl für seine Kirche, als auch für seine Kinder im Einzelnen Sorge trage. — Diejenigen, welche den Doctor über den Text „fürchte Dich nicht du kleine Heerde 2c. 2c.," während eines seiner flüchtigen Besuche bei unseren damals kleinsten Gemeinden haben predigen hören, können sich des hier folgenden schönen Beispiels wohl noch erinnern, welches man auch in seinem Tagebuch aufgezeichnet finden kann.

Am 25. Decbr. 1786 wurde er unerwartet von ungünstigen Winden in den Hafen von Antigua, in Westindien, getrieben. Beseelt von seinem Missionseifer, welcher ihm keine Ruhe gestattete, fing er sogleich an, die Inseln zu durchreisen und zu predigen, wo sich ihm nur irgend eine Gelegenheit darbot. Er kam auch mit seinem Gefährten, dem Bruder Hammet, nach der Insel St. Eustach, welche den Holländern gehörte. Bei ihrer Landung wurden sie von zwei Farbigen angesprochen, welche mit einer für Fremde ungewohnten Herzlichkeit fragten, „ob sie zu den Brüdern gehörten?" Der Doctor, welcher glaubte, daß sie auf die mährischen Brüder (Herrenhuter) hindeuteten, verneinte es, bemerkte aber dabei, daß sie zu derselben großen geistigen Familie gehörten. Die gastfreundlichen Neger hatten sich indeß nicht geirrt.

Der Doctor hörte zu seinem Erstaunen, daß sie gekommen wären, um ihn zu bewillkommnen, da sie von der Insel St. Christoph die Nachricht erhalten hatten, daß er sie zu besuchen beabsichtige. Diese Beiden gehörten zu einer Anzahl freier Neger, welche für die Reiseunkosten gesorgt und eine Wohnung zu seiner Bequemlichkeit gemiethet hatten, die sie sein Haus nannten. Sie geleiteten ihn zu seiner neuen Pfarrwohnung, wo er mit der größten Gastfreundlichkeit bewirthet wurde.

Der Doctor wurde noch mehr überrascht. Kein Missionar hatte dort gearbeitet und die Insel war ohne Gottesdienst.

Diese großmüthigen Farbigen waren augenscheinlich Kinder Gottes; sein Besuch wurde wie der eines Engels aufgenommen, und dennoch war ihre Freude mit Zeichen eines gemeinsamen Kummers gemischt. Mit der größten Theilnahme erkundigte sich Dr. Coke nach ihrer Geschichte. Sie erzählten ihm dann, daß vor einigen Monaten ein Sklave Namens Harry von den Verein. Staaten nach dieser Insel gebracht worden sei, der, zu dem Herrn bekehrt, dort sich einer Klasse der Methodistenkirche angeschlossen hatte. Bei seiner Ankunft unter ihnen befand sich Harry ohne einen religiösen Gefährten und war ganz auf seine Privatandacht beschränkt. Nichts desto weniger bewahrte der arme Afrikaner seine Treue gegen seinen Herrn. Nach vieler Angst und manchem inbrünstigem Gebete, begann er den Namen Christus seinen Mitsklaven öffentlich zu verkündigen. Ein solches Beispiel war ganz etwas Neues auf der Insel und erregte große Aufmerksamkeit. Seine Versammlungen wurden zahlreich besucht; selbst der Gouverneur der Insel ließ sich herab, ihn zu hören, und beschützte Harry, wenn auch nur dadurch, daß er sein Verfahren billigte, gegen den Widerstand, welchem er als Sklave ausgesetzt worden wäre.

Gott sah die Arbeit seines demüthigen Dieners gnädig an, und begleitete seine Worte mit der Kraft des heiligen Geistes. Manche der Anwesenden wurden durch die Erkenntniß ihrer Sünden so ergriffen, daß sie, wie vom Blitz getroffen, zur Erde fielen und Stunden lang besinnungslos da lagen. Ein solch außerordentlicher Umstand brachte bei den Pflanzern eine allgemeine Aufregung hervor und sie beschlossen, die Versammlungen zu unterdrücken. Sie wandten sich an den Gouverneur, welcher sogleich den Sklaven zu sich rufen ließ, und diesem das Predigen bei schwerer Strafe untersagte. Den Pflanzern war es gelungen, das finstere Gemüth des Gouverneurs aufzuregen, und Harry wurde nur durch die Vermittlung des höchsten Richters vor einer grausamen Geißelung gerettet.

Seinen treuen Arbeiten wurde jetzt auf eine gebieterische Weise Einhalt gethan. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß Dr. Coke gerade an dem Tage ankam, als man Harry Stillschweigen auferlegte; daher die mit Kummer gemischte Freude der „kleinen Heerde", welche ihn so gastfreundlich aufnahm.

Nachdem sie ihm diese Nachricht mitgetheilt hatten, bestanden sie darauf, daß er ihnen sogleich eine Predigt halten sollte, damit diese Gelegenheit nicht durch Aufschub verloren gehe. Da indeß an diesem Tage Harry das Predigen untersagt worden war, so fürchtete er, daß mehr Böses als Gutes daraus entstehen könne, und er wollte daher nicht eher predigen, bis er den Gouverneur gesehen haben würde. Ihr Hunger nach dem Brode des Lebens war jedoch so groß, daß er sie erst dann zum Auseinandergehen bewegen konnte, nachdem sie zwei Mal gesungen, und er drei Mal mit ihnen gebetet hatte.

Dr. Coke hielt es nach seiner Zusammenkunft mit der Obrigkeit nicht für gerathen, länger auf der Insel zu verweilen. Daher theilte er die kleine, verfolgte Gemeinde in Klassen und gab dem erfahrensten Manne, den er unter ihnen finden konnte, die Aufsicht, empfahl sie dem Schutze Gottes, und reiste von ihren Thränen und Gebeten begleitet ab. Sie hatten ihn so reichlich mit Früchten und sonstigen Lebensmitteln versehen, daß ungeachtet acht Personen auf einer Reise von beinahe drei Wochen mit ihm davon Gebrauch machten, sie doch nicht aufgezehrt wurden.

Da der arme Harry argwöhnisch beobachtet wurde, wagte er es nicht wieder zu predigen, doch nach einer langen Zwischenzeit betete er einmal öffentlich mit seinen Brüdern, indem er glaubte, daß die Erbitterung gegen ihn aufgehört habe, und daß das Verbot sich nur auf sein Predigen erstrecke. Er wurde sogleich vor den Gouverneur geführt und verurtheilt, öffentlich gepeitscht, dann in's Gefängniß geworfen und hernach von der Insel verwiesen zu werden. Mit gefühlloser Grausamkeit

wurde das Urtheil vollzogen, allein der arme Neger fühlte sich geehrt, für seinen Herrn leiden zu dürfen. Während das Blut von seinem Rücken floß, blieb sein christlicher Muth unerschütterlich. Vom Schandpfahl wurde er ins Gefängniß gebracht und aus diesem wieder heimlich entfernt, doch Niemand konnte seiner kleinen Gemeinde das Wohin mittheilen.

Im Jahre 1789 kehrte Dr. Coke nach West-Indien zurück. Nachdem er auf vielen anderen Inseln gepredigt hatte, besuchte er wieder St. Eustach, um seine kleine verfolgte Gemeinde zu trösten. Noch wüthete der Geist der Verfolgung dort, das Schicksal Harrys war noch ein undurchdringliches Geheimniß. Keiner seiner Gefährten hatte seit seinem Verschwinden die geringste Nachricht über ihn erhalten können. Ein grausames Edikt war von der örtlichen Behörde erlassen worden, welches jeden Farbigen, den man betend finden würde, zu dreißig Peitschenhieben verurtheilt. Es schien die Absicht der Regierung zu sein, die Religion von der Insel zu verbannen; doch die von Harry ausgestreute Saat war aufgekeimt und nichts konnte sie entwurzeln. Die kleine Gemeinde von St. Eustach hatte sich unter allen diesen harten Prüfungen vergrößert; ihre verfolgten Mitglieder wußten auf die eine oder andere Weise Gemeinschaft zu erhalten. Bei Anwesenheit des Dr. Coke belief sich ihre Anzahl auf zweihundert und acht und funfzig Personen, und er taufte vor seiner Abreise heimlich viele von ihnen. Sie waren in der That „durch Christus in Gott geborgen" gewesen. Die Regierung trieb ihn wiederum von der Insel.

Nachdem dieser unermüdliche Mann Gottes die Verein. Staaten und England besucht hatte, versuchte er abermals 1790 die Herzen auf den westindischen Inseln zu erwecken, und besuchte wieder St. Eustach. Ein anderer Gouverneur war ernannt worden, und Dr. Coke hoffte daher, jetzt eine bessere Aufnahme zu finden; allein er wurde eben so hartnäckig wie früher zurückgewiesen. Doch der große Hirte wachte

über seine Heerde. Die Strenge des Gesetzes gegen sie war in Etwas gemildert worden, und unter Gottes Vorsehung waren acht Ermahner unter ihnen aufgestanden, welche den Sklaven zu einem sehr großen Segen wurden. Diesen wie auch den Vorstehern der Gesellschaft ertheilte er heimlich Rath und Trost, empfahl sie dem Schutze Gottes, der sie bis dahin so wunderbar geleitet hatte und reis'te wieder ab. Die Hauptsorge für die Gesellschaft war einem Sklaven Namens Ryley übertragen, welcher durch die Bemühungen des schwarzen Harry vor ungefähr vier Jahren bekehrt worden war. Ueber Harry's Schicksal hing noch immer ein undurchdringlicher Schleier, und seine Freunde befürchteten das Schlimmste. Aber seine Werke folgten ihm nach; er hatte auf St. Eustach ein Feuer angezündet, welches viele Wasser nicht auslöschen konnten. Dr. Coke erweckte bei seiner Rückkehr nach England in den Wesleyanischen Gemeinden ein Interesse für Harry, und viele Gebete stiegen für ihn und die von ihm gepflanzte, verfolgte Kirche zum Himmel empor.

Im Jahre 1792 besuchte Dr. Coke noch einmal die Insel, aber er durfte dort nicht predigen. Bis dahin hatte man noch nichts über das Schicksal des armen Harry erfahren. Die Verfolgungswuth dauerte fort, ja selbst hilflose Frauen wurden an den Schandpfahl geschleppt, weil sie sich zum Beten versammelt hatten. Doch das Christenthum blühte noch unter Gottes gütigem Schutze im Geheimen fort, und die Klassen kamen verstohlen zusammen. Dr. Coke verließ sie, fest entschlossen nach Holland zu gehen und das Einschreiten der Regierung im Mutterlande nachzusuchen, welches er mit seiner gewöhnlichen Beharrlichkeit, aber ohne Erfolg ausführte. Die Tyrannei der Ortsregierung dauerte noch beinahe durch zwölf Jahre fort. Da sandte das große Haupt der Kirche seinem Volke Befreiung. Im J. 1804, etwa 18 Jahre nach Harry's Verschwinden, erhielt ein Missionar Erlaubniß auf der Insel

bleiben zu dürfen; später wurde eine Kirche gebaut und Sonntagsschulen gegründet; seitdem ist St. Eustach immer eine der erfolgreichsten Missionsstationen in Westindien geblieben. Dr. Coke erlebte es noch, daß diese lang verschlossene Thüre geöffnet wurde und konnte diese kleine nach dem Brod des Lebens verlangende, getreue Heerde mit frommen Missionaren versehen.

So waltet Gottes Vorsehung über diejenigen, welche Ihm vertrauen. „Den Abendlang währet das Weinen, aber des Morgens die Freude.“ Gott wird zur rechten Zeit Denen Hülfe bringen, die Ihm getreu sind.

Doch was wurde aus dem armen Harry? Sein Schicksal war während eines Zeitraums von beinahe 10 Jahren unbekannt geblieben, und jede Hoffnung es zu erfahren, bevor das Meer seine Todten wieder giebt, ward aufgegeben. Zu dieser Zeit besuchte der Doctor wiederum die Verein. Staaten. Eines Abends folgte ihm nach der Predigt ein Neger auf sein Zimmer, der tief ergriffen schien. Es war der arme schwarze Harry! Leser, was würdest Du nicht darum gegeben haben, hättest Du Zeuge dieses Wiedersehens sein können. Harry war mit einer Ladung Sklaven nach den Verein. Staaten gesandt worden, doch war er jetzt frei. Während dieser ganzen Zeit und in den verschiedenen Verhältnissen hatte er seinen Glauben treu bewahrt, und fortwährend mit Segen für seinen Heiland gewirkt.

Bekehrungen.

Sie werden sich von ganzem Herzen zu mir bekehren.
Jer. 24, 7.

Aus den Erfahrungen eines Sonntagsschul=Lehrers.

Es war ein durchdringend kalter Abend im Januar. Ich hatte meinen Laden geschlossen und setzte mich in meinem kleinen Zimmer zu einem behaglichen Feuer, um mich auf eine Rede vorzubereiten, die ich den nächsten Sonntag halten sollte. Ich hatte meine Bücher vor mich gelegt, und eben die Feder genommen, um einen einleitenden Gedanken niederzuschreiben, als es an der Hausthüre klopfte. Beim Oeffnen erkannte ich die Mutter eines meiner Schüler, und ich nöthigte sie herein. Das Aeußere dieser Frau war mir oft aufgefallen, doch noch nie so, wie diesmal. „Das Gesicht,“ heißt es sprichwörtlich, „verräth die Seele,“ und in der Regel ist es auch wahr: bei dieser Person aber war es ganz das Gegentheil. Ihre Gesichtszüge waren sanft und angenehm; ihr mattes Auge, sowie das Lächeln, welches fortwährend um ihre Lippen spielte, schienen einen sanftmüthigen, ruhigen Geist anzudeuten. Allein es verhielt sich ganz anders. In ihrem Benehmen war sie laut, grob und gemein, und sie schien nicht einmal die allergewöhnlichsten Regeln der Höflichkeit zu kennen. Ich erfuhr bald, daß sie komme, um mir die Nachricht mitzutheilen, daß ihr Mann am Sterben liege und mich sogleich zu sehen wünsche. Auf meine Frage, wie lange er schon krank sei, erwiederte sie: „Schon seit mehreren Tagen. Allein er hat jetzt nicht lange mehr zu leben, und er wünschte Sie vorher noch zu sehen. Ich habe freilich zu ihm gesagt, Sie seien kein Pastor und würden ihm darum wenig nützen können.“ Diese

Bemerkung, gestehe ich, ärgerte mich ein wenig, und ich wollte ihr schon einen kleinen Verweis geben: allein sie kam mir zuvor, indem sie sagte, sie habe nicht Zeit, da sie nur das Kind zurückgelassen habe, um auf das Haus zu achten; sie entfernte sich eilig.

Diese Störung war mir sehr unangenehm, und indem ich meine Augen erst auf meine Bücher, dann wieder auf das Feuer warf, dachte ich, daß ich mich lieber zu jeder andern Zeit hätte abrufen lassen. Allein es war ein Ruf der Vorsehung, dem ich gehorchen mußte. Ohne weiter zu überlegen, setzte ich also eilig den Hut auf, warf den Mantel um und machte mich auf, den Kranken aufzusuchen.

Die Frau, die mich unterdessen an ihrer Hausthür erwartet hatte, ließ mich ein. Mit einer höchst auffallenden Gleichgültigkeit sagte sie: „Sie werden ihn oben finden,“ und verließ mich, ohne mir ein Licht zu geben, und ich mochte nun den Weg finden, so gut ich konnte. Als ich oben war, befand ich mich in Verlegenheit, wie ich das Krankenzimmer finden solle. Da wurde ich durch eine untere Thürspalte ein Licht gewahr. Ich klopfte an, erhielt aber keine Antwort. Ich klopfte noch einmal: Alles still. Ich besann mich, was ich weiter thun solle, als meine Hand den Thürgriff berührte. Ich öffnete leise und trat ein. Die Scene, welche sich jetzt darbot, werde ich nie vergessen. Der Kranke lag ausgestreckt auf seinem Bette; sein von Natur schon widerwärtiges Gesicht war jetzt in Folge kürzlich begangener Ausschweifungen und des augenblicklichen körperlichen und geistigen Leidens wahrhaft erschreckend. Seine Augen waren halb geschlossen, seine Backen eingefallen, sein Mund weit offen, und sein ganzer Körper vollkommen regungslos. Ich betrachtete ihn mit Schaudern, denn es schien mir, als sei sein Geist abgeschieden. Einen Augenblick stand ich nachdenkend, ob ich sprechen oder mich leise wieder zurückziehen solle. Da schlug der Mann seine Augen auf und blickte mich groß

an. Plötzlich erhob er sich und streckte seine abgezehrten Hände mir entgegen. Ich erschrak sehr, denn ich glaubte, er habe seinen Verstand verloren und wolle aus dem Bette springen, um mich zu packen. Nie werde ich diesen schrecklichen Augenblick vergessen. Seine Gestalt steht noch lebendig vor meinen Augen, mit seinem gespensterhaften Gesichte, welches durch einen schwarzen, unrasirten Bart noch mehr entstellt wurde. Wäre ein verstorbener Freund, dem ich das Grabgeleite gegeben, mir plötzlich erschienen, ich hätte nicht mehr erschrecken können. So kalt es auch war, so stand mir doch der Schweiß auf der Stirne, während meine Glieder zitterten, so daß ich mich auf einen Tisch stützen mußte. Ich that indessen meinen Gefühlen Gewalt an und unterdrückte jeden Anschein von Schrecken, und als ich nun sah, daß er keinen Versuch machte, das Bett zu verlassen, so sammelte ich Muth zum Sprechen.

„Guter Freund", fing ich an, „beruhigen Sie Sich; ich komme zu Ihnen, weil Sie es gewünscht haben; sagen Sie mir, weshalb Sie mich haben rufen lassen; was ist Ihr Anliegen?"

„O, mein Herr", versetzte der Kranke mit einem unbeschreiblichen Ernst und noch immerfort seine Hände gegen mich ausgestreckt haltend, „ich will Glauben von Ihnen haben."

Ich wußte kaum, was ich auf ein so sonderbares Verlangen erwidern sollte, denn ich glaubte noch immer, er sei geistesabwesend. Ich bat ihn also, sich wieder hinzulegen, und bemühte mich, seine aufgeregten Gefühle zu beruhigen. Er legte seinen Kopf auf's Kissen zurück, augenscheinlich durch die vorhergegangene Anstrengung erschöpft. Eine Fluth von Thränen schien ihm Linderung zu verschaffen.

Ich setzte mich an's Bett und that einige Fragen in Bezug auf sein körperliches Leiden. Und da ich ihn vollkommen bei Verstande fand, so knüpfte ich ein Gespräch an über die wichtigeren geistlichen Angelegenheiten. „Sie sprachen eben",

sagte ich, „vom Glauben; sagen Sie mir, was Sie davon wissen und wie Sie die Wichtigkeit desselben kennen gelernt haben.“ Langsam hob er die Hand über seinen Kopf und zog hinter seinem Kopfkissen ein Büchlein hervor, welches offenbar viel gebraucht worden, und indem er auf eine Stelle eines eingeknickten Blattes zeigte, bat er mich, dieselbe vorzulesen. Es war ein Katechismus, und das Stück, auf welches der Kranke zeigte, war eine Frage, deren Antwort, welche ich vorlas, so lautete: „Damit wir dem göttlichen Zorn und Fluche, den wir durch unsere Sünden verdient haben, entrinnen, fordert Gott von uns Glauben an Christum Jesum.“ — Hier hieß er mich innehalten und sprach: „Vor etwa einem halben Jahre bat mein kleiner Sohn mich, ihm seinen Katechismus zu überhören, was ich auch that; und die Worte, welche Sie eben gelesen, fielen mir ganz besonders auf's Herz. Lange trug ich sie mit mir herum; allein ich konnte den Sinn nicht fassen. Ich wußte von Christus Jesus wenig mehr als den Namen, und von dem Glauben an ihn wußte ich noch weniger. Ich dachte, wenn das, was mein Kind eben hergesagt, wahr sei, so müsse ich mich in einer gefährlichen Lage befinden, da ich offenbar nicht den Glauben besaß, der nothwendig sein sollte, um dem göttlichen Zorn zu entrinnen.“ Hier hörte er auf und fing an, wieder sehr unmuthig zu werden. Seine Hände zusammenschlagend, rief er: „O, mein Herr, ich bin ein großer Sünder gewesen, und ich könnte Ihnen Gottlosigkeiten erzählen, daß Sie darüber erschrecken würden; doch Gott ist gerecht, und ich leide jetzt die Folgen meiner Schuld.“ Ich bat ihn, wie zuvor, ruhig zu sein, zog eine Bibel aus der Tasche und sprach zu ihm: „Hören Sie, was in diesem köstlichen Buche geschrieben steht. Denken Sie, es ist nicht Menschen, sondern Gottes Wort, der nicht lügen kann, noch will.“ Ich las, wie folgt: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde. Wenn eure Sünde gleich

blutroth ist, soll sie doch schneeweiß werden; und wenn sie gleich ist wie Rosinfarbe, soll sie doch wie Wolle werden.“ Der arme Mann horchte auf diese Textesworte mit der innigsten Theilnahme und blickte mich mit gespannter Aufmerksamkeit an. Danach sprach er: „Fordert aber Gott nicht Glauben, seinem Zorn zu entrinnen? O, an Glauben fehlt es mir. Können Sie mir nicht den Glauben geben?“ Auf diese Fragen antwortete ich ihm, indem ich ihm das Wesen, sowie den Anfang des Glaubens beschrieb und die Mittel, wodurch er zu erlangen ist. Ich blieb bis tief in die Nacht bei ihm und bemühte mich, ihm den Gegenstand auf die einfachste Weise zu erklären. Zuletzt endlich, als ich mit ihm von Christo als unserem Bürgen sprach, der der göttlichen Gerechtigkeit die große Schuld für uns bezahlt habe, da wurden mit einemmal seine Augen freudestrahlend, und er rief aus: „Nun verstehe ich, was Sie meinen: Christus ist Bürge für uns geworden ja, ich sehe, unser Bürge hat die Schuld für uns bezahlt. Das war liebevoll, wahrlich sehr liebevoll.“ Jetzt schien Licht in seine Seele zu kommen, und war es gleich nur erst wie das Dämmern des Tages, so wurde es doch, weil es nach einer langen Nacht der Unwissenheit und eines sündlichen Lebens anbrach, nun mit um so größerer Freude begrüßt, da es das Anbrechen des Tageslichtes in seinem Herzen ankündigte.

Es dauerte mehrere Tage, bis ich den Kranken wieder besuchen konnte, da die strenge Kälte mich am Ausgehen verhinderte. Doch wurde mein Ausbleiben hinreichend ersetzt durch einen Lehrer von der Christlichen Unterrichts-Gesellschaft, durch dessen liebevollen Unterricht er in geistlicher Erkenntniß bedeutende Fortschritte machte. Gegen die Erwartung seines Arztes besserte sich der Kranke, so daß er im Stande war, den größeren Theil des Tages auf zu sein. Ich fand ihn am Feuer sitzend, Bibel und Katechismus vor sich aufgeschlagen, die, wie er zu mir sagte, jetzt seine Hauptgesellschafter waren. Sowie ich

eintrat, hieß er mich mit vielen liebreichen Worten willkommen, und noch ehe ich mich setzen konnte, sollte ich ihm schon erklären, woher es komme, daß, so wenig er im Ganzen auch mit der Bibel bekannt sei, wo er auch aufschlagen möge, doch Etwas finde, was auf seine Umstände ganz besonders passe und ihm Belehrung und Trost gebe. Die Gefühle, welche diese einfache Frage in mir erregten, vermag ich nicht zu beschreiben. Ich befand mich gerade in sorgenvollen Umständen und bedurfte desselben Trostes, welchen ich meinem betrübten Bruder zu spenden berufen war. Und er blieb nicht aus: meine Seele wurde von so viel Licht und Trost erquickt, als ich vorher nie empfunden hatte. Es wurde mir klarer als je, wie die heil. Schrift das Gepräge der göttlichen Hand trage, wie sie von einem liebevollen, gnädigen Vater eingegeben worden, um seine Kinder zu unterrichten und glücklich zu machen, und wie sie für deren mannichfaltige Gefühle, Lagen und Bedürfnisse wunderbar angepaßt sei. Ich hatte oft mit Ungläubigen gestritten und meine überzeugenden Beweisgründe für das göttliche Ansehen der Bibel vorgebracht; doch nie war mir selbst ein so überzeugendes Argument beigefallen, als die einfache Frage dieses Mannes, der nun demüthig, das Auge nach Oben gerichtet, den Weg nach Zion suchte. Ich fand durch Erfahrung, daß es besser sei „in das Klaghaus gehen, denn in das Trinkhaus"; denn ich betrat das Krankenzimmer fast überwältigt von Sorgen, und kehrte nach Hause zurück, den Herrn preisend und im Geiste mich Gottes, meines Heilands, freuend.

Der Kranke erlangte nach diesem seine Gesundheit wieder, schloß sich einer christlichen Kirche an, wurde Lehrer in einer Schule für verwahrloste Kinder und bewies später die Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses, indem er Sonntags seinen Laden schloß, wodurch er sich so viel Verdruß und Widerwärtigkeit zuzog, daß er in einer fernen Gegend seinen Lebensunterhalt suchen mußte.

Der Bibel-Colporteur.*

Capitel I.

Das Zwielicht eines herbstlichen Abends war hereingebrochen, als ein Mann von mittlerem Alter, bekleidet mit einer groben wollenen Blouse, Tuchmütze, starken Reiseschuhen, die mit dickem Staub bedeckt waren, einem einzeln stehenden Dorfe im Innern Frankreichs sich näherte. Er trug einen Packen auf seiner Schulter, der für seinen Umfang schwer zu sein schien; der Mann war von des Tages Last und Beschwerden ganz erschöpft. Auch sein Herz war ihm schwer; denn an diesem Tage, wie an manchem vorhergehenden waren die Bemühungen für den Zweck seiner Reise erfolglos gewesen, und außerdem war er verhöhnt und verspottet worden. Selbst kleine Kinder — und der Mann liebte kleine Kinder sehr (hatte er doch selbst Kinder) — ja, selbst die Kinder, denen er begegnete, hatten sich abgewendet von seinem freundlichen Gruße und ihm Spottnamen nachgerufen.

Es war überdieß noch ungewiß, wo er für die kommende Nacht einen Ruheplatz finden werde. Er war in dem Dorfe bekannt, aber man vermied ihn Hatte nicht der Priester ihn öffentlich einen Ketzer genannt, und den Dorfbewohnern verboten mit Mesurier dem Colporteur — dem Bibelverkäufer Umgang zu haben?

Es war so wie er es gefürchtet. Bei seinem Eintritt in's Dorf begrüßte er freundlich ein munteres Mädchen; aber sie wendete sich stolz hinweg. Er redete einen alten Mann an, der kraftlos heimwärts kriechend sich auf seinen Stab lehnte, und bot ihm seinen starken Arm zur Stütze an — aber er wurde auf eine rohe Weise abgewiesen, und er hatte noch dazu die Verwünschungen gegen sich und sein Geschäft anzuhören. Von einer Gruppe junger Männer und Mädchen, bei der er vorüber mußte, wurde er mit bitteren Worten und kränkenden

Scherzen verhöhnt. Näherte er sich einem Hause, so wurde die Thüre ungestüm vor ihm zugeschlagen, wenn man bemerkte, daß er eintreten wollte; ja selbst ein Trunk kalten Wassers wurde seiner freundlichen, bescheidenen Bitte rauh verweigert.

Vor der Dorfschenke war eine kleine Anzahl Bauern versammelt. Es war zur Erntezeit, aber das Tagewerk war vorüber, und gleich andern Ländern hatte auch hier das Wirthshaus seine Anziehungskraft. Die Männer saßen auf roh gearbeiteten Bänken, rauchten ihre Pfeifen und ließen den Weinkrug von Mund zu Mund gehen, während drei junge Leute, ein wenig entfernt von den Andern, einen Rundgesang anstimmten. Der Colporteur ging zur Thür der Schenke, und verlangte höflich Essen und ein Nachtlager. Aber wiederum wurde er abgewiesen, und dieses Mal mit den abscheulichsten Schimpfwörtern, die von Drohungen begleitet waren, welche seine Einwendungen laut übertönten. Das Gelächter, welches der rohen Abweisung seiner Bitte folgte, war noch nicht verklungen, als ihn seine beeilten Schritte auch schon an das äußerste Ende des Dorfes geführt hatten, wo er einen Augenblick anhielt und seinen Blick nach Oben richtete.

Das Trübselige seiner Lage wurde dadurch noch vermehrt, daß am westlichen Horizont sich schwere Wolken sammelten, die nach und nach den ganzen Himmel überzogen und gerade jetzt, da er stille stand, hörte er den fernen Donner, und schwere Regentropfen fielen nieder.

In diesem Augenblick hatte ihn ein bejahrter Bauer eingeholt, der schon einige Zeit dem Reisenden gefolgt, und von der ihm widerfahrenen Behandlung Zeuge gewesen war.

„Was denkt Ihr von den schweren Wolken, mein Freund?“ fragte er ihn in der breiten Mundart seiner Heimath.

„Ein schweres Ungewitter ist im Anzuge“, sagte der Reisende.

„Und Ihr habt kein Obdach für die Nacht?“

„Es ist Gottes Wille“, sagte der Wanderer mit sanfter Stimme; „ich habe vergebens eine Zuflucht gesucht.“

„Ich sah Alles“, sagte der alte Mann; „es war nicht so in frühern Tagen. Der ärmste Wanderer bekam seinen Bissen Brod, sein Schlückchen Wein, sein Strohlager und freundliche Begegnung. Man soll aber auch nicht zur Schande unseres Landes sagen können, daß die gute alte Zeit vorüber sei, obgleich Ihr ein Ketzer seid.“

„Gott segne Euch, Vater, und vergelte Eure Liebe“, versetzte gerührt der Reisende.

„Wie das sein wird, weiß ich nicht“, versetzte der alte Mann; „doch, wenn der Priester die Wahrheit spricht, so werde ich eine schlechte Belohnung dafür erhalten; aber ich will es einmal wagen und Ihr mögt mir folgen, wenn Ihr wollt.“

Der Colporteur folgte dem Bauer stillschweigend zu einer, eine kurze Strecke entfernt stehenden, einsamen Hütte, in welche er, seiner Einladung folgend, eintrat.

Ein munteres Feuer loderte auf dem Herde, und eine alte Frau war mit der Zubereitung des Nachtessens beschäftigt. Das Zimmer selbst war gemüthlich und einladend, und trug keine Spuren der kläglichen Armuth, die nur zu oft das Loos des französischen Bauers ist.

„Ein Gast, Margarethe“, sagte der alte Mann, als seine Frau den Eintretenden anblickte, „ein Gast, der vor dem Gewitter Zuflucht sucht; bewirthe ihn gut.“

Freundliche Worte schwebten schon auf den Lippen der Frau, als sie bei der flackernden Flamme des Herdes die Züge des Fremden erkannte.

„Heilige Jungfrau!“ rief sie plötzlich aus, indem sie sich erschrocken zurückzog, „es ist der ketzerische Bibelverkäufer!“

Der arme Bibel-Colporteur lächelte — ach, es war ein Lächeln des tiefsten Kummers. Der Bauer runzelte die Stirne.

„Es macht Nichts aus, was der Mann ist, Margarethe; er ist ein Reisender und gehört nicht zu den Reichen. Setzt Euch Freund“, setzte er hinzu, indem er sich gegen den Gast wendete; „Ketzer oder nicht Ketzer, es ist jedenfalls hier besser als auf der Landstraße.“

Der Mann folgte der Einladung. Indem er seinen Bündel ablegte und ihn in eine Ecke des Zimmers stellte, setzte er sich an das Feuer.

„Gewiß, besser hier als auf der Landstraße“, sagte er, „möchte jeder arme Reisende eine so gute Zuflucht finden!“

„Zu gut für solch Einen, wie Du bist“, schienen die Blicke der Frau sagen zu wollen, und jeden fernern Versuch des Colporteurs, mit ihr eine Unterredung anzufangen, erwiederte sie nur mit einsylbigen Worten. Mittlerweile tobte das Gewitter fürchterlich, und gerade als es am heftigsten war, öffnete sich wiederum die Thüre der Hütte. Der Eintretende war ein junger Mann und wie ein Handwerker gekleidet. Nachdem er den Regen aus seiner Mütze gerungen und seinen durchnäßten Rock gewechselt hatte, näherte er sich dem Feuer, redete die Frau als seine Mutter an, und richtete einen durchdringenden Blick auf den Fremden.

„Ich soll Euch schon gesehen haben, mein Freund“, sagte er endlich; „aber ich erinnere mich nicht wo?“

„Gewiß“, sagte Mesurier, „wenn ich nicht irre, so holte ich Euch vor einigen Wochen, auf dem Wege nach A., ein, wo wir uns kurze Zeit mit einander unterhielten.“

„Ah, nun erinnere ich mich; seid willkommen, Freund! Laßt es Euch aber ja nicht einfallen, Euer Geschwätz hier auszukramen.“

„Die Rede des Herrn ist lauter“, erwiderte der Gast, „aber ich will Euch nicht erzürnen.“

„Das ist lauter Pfaffenwerk“, sagte der junge Arbeiter gleichgültig, „es mag von Katholiken oder Protestanten kommen.“

„Schweige doch!“ rief die Frau bekümmert aus. „Anton, was würde der Priester sagen?“

„Laß ihn sagen was er will, Mutter; aber nimm Dich in Acht,“ fügte er lachend hinzu, daß Dir nicht etwa Kirchenbuße auferlegt werde, weil Du diesen Mann beherbergt hast; denn Du mußt wissen, daß er ein Hauptketzer — ein Bibel-Verkäufer ist.“

„Weiß ich das etwa nicht, mein Sohn? Aber es ist Deines Vaters Gast, nicht der meinige.“

„Bah!“ unterbrach sie der Bauer ärgerlich; „welchen Unsinn Ihr da schwatzt. Soll ich einen Menschen von meiner Thüre weisen, weil er Gott auf seine eigene Weise anbetet? Laßt uns von etwas Anderm sprechen.“

„Iß jetzt deine Suppe, weil sie noch warm ist, Peter,“ sagte Margaretha, indem sie dieselbe auf den Tisch brachte und die Lampe ansteckte. Der Bauer und sein Sohn mit dem Gaste setzten sich zum Abendessen nieder, welches, wenn auch höchst einfach, doch reichlich aufgetragen war.

Peter war Besitzer einer Bauerstelle. Ein kleines Stückchen Land war ihm durch Erbschaft zugefallen, und er pflügte, besäete und beerntete es auf die nämliche Art, wie sein Vater vor ihm es gepflügt, besäet und beerntet hatte. Er war Katholik und sämmtliche Einwohner des Dorfes, wie wir bereits bemerkten, waren oder nannten sich Katholiken. Er machte sich indeß nicht viel aus Religion. Er ging wohl zur Messe — aber nur dann und wann; zuweilen beichtete er auch dem Priester und empfing die Absolution — deshalb glaubte er auch, daß er gewiß auf dem Wege zum Himmel sei. Margaretha war frömmer und bigotter als ihr Mann. Anton dagegen hatte nur geringe Achtung vor dem Priester, den seine Mutter so besonders verehrte. Er war Handwerker und arbeitete in der Stadt A., mit Ausnahme der Jahreszeit, in der er seinen Vater bei den Feldarbeiten unterstützen mußte. Von seinen

Nebenarbeitern hatte er gelernt die Religion zu verspotten und sie als ein Machwerk der Priester anzusehen. Er hatte freisinnige Ideen, wie er sagte, und war der Meinung, daß es ganz vortrefflich in der Welt sein würde, wenn es nur keine Bibel darin gäbe, die doch nur Menschenwerk sei.

In einer solchen Gesellschaft, wie die war, aus der diese Familie bestand, war es für den protestantischen Reisenden nicht leicht, einen passenden Anknüpfepunkt der Unterredung zu finden, obgleich es ihm nichts Ungewohntes war, mit Spöttern zu verkehren. Als sein Herr und Meister noch auf Erden wandelte, nannte man ihn „der Zöllner und der Sünder Geselle!“ weil er aus Liebe zu den armen Seelen oft in ihrer Gesellschaft angetroffen wurde, und der Bibel-Colporteur, in demüthiger Nachahmung seines Beispiels suchte eher die Unwissenden, Lasterhaften und Unheiligen auf, als daß er sie vermied.

Mesurier war wohl unterrichtet, erfahren und freundlich, und selbst Margaretha schien es gelegentlich zu vergessen, daß ihres Mannes Gast ein Ketzer war; denn er belebte das Abendessen durch Neuigkeiten, die er in der Umgegend erfahren und mit Anekdoten, die er auf seinen Reisen gesammelt hatte. Doch, sobald er den Fluß der Rede auf den Grund seiner Reise zu lenken versuchte und von Religion zu sprechen wagte, zogen sich wiederum die Falten auf ihrer Stirn zusammen, und selbst der gutmüthige Bauer wurde unwillig und bemerkte geradeweg, daß er nicht Willens sei, noch in seinen alten Tage seinen Glauben zu ändern. — Anton hingegen schien ein Vergnügen daran zu finden, den Gast durch Spöttereien über alle Confessionen zum Widerspruch zu reizen. Besonders suchte er die Bibel lächerlich zu machen, als ein Buch, welches mit alten, abgenutzten Legenden und verwerflichen Thorheiten angefüllt sei, die für unser erleuchtetes Zeitalter und hauptsächlich für die kommenden, guten Tage nicht länger zu dulden seien.

Der Reisende hörte eine Zeitlang ruhig zu. „Habt Ihr wirklich das Buch schon gelesen, von dem Ihr jetzt so verächtlich sprecht?“ fragte er endlich.

„Mögen ihn alle Heilige bewahren!“ rief Margarethe in großer Aufregung. „Ich denke, Anton hat Besseres zu thun als das. Die Bibel ist nicht für unsere Art Leute; es ist der Priester Buch.“

„Es ist Gottes Buch, liebe Mutter,“ sagte der Reisende, „die Liebe und Gnade Gottes hat es uns gegeben, uns den Weg zum Himmel zu zeigen.“

„Es ist ein heiliges Buch,“ erwiederte die Alte andächtig, „aber was sagt der Priester? — Es ist nur für studirte Leute tauglich, und kann von Andern nicht verstanden werden; es gleicht der starken Medicin, welche sich in Gift und Tod verwandelt, wenn die Unwissenden sie in Händen haben. Ja, ja! Mein Anton ist zu klug, um sich in solche Dinge zu mischen.“

Der junge Mann lachte und nickte beifällig, und die Unterhaltung bekam eine andere Wendung. Der Reisende wartete vergebens auf eine andere Gelegenheit, ein Wort über die Bibel zu sprechen, und bald ging er in die ihm angewiesene Kammer, einen kleinen nackten Bodenraum, und trauerte gedrückten Geistes über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen. „Auch heute Abend,“ dachte er, „mußte ich wieder die Worte der Spötter mit anhören und die Folgen der Unwissenheit und Vorurtheile ansehen! Und was habe ich für meinen theuern Herrn und Meister gethan? Ich war verstummt und still, und schwieg selbst vom Guten.“

Mesurier brachte die Nacht im inbrünstigen Gebete zu. Er betete für seinen Wirth, für dessen Frau und für ihren ungläubigen Sohn, und sein demüthiges Flehen erstreckte sich auf die ganze Welt, daß Gott Sein heiliges Wort segnen und die herrlichen Wahrheiten desselben in die Herzen aller Menschen pflanzen möge.

„Nein, nein!“ sagte der alte Bauer, als ihm der Reisende am folgenden Morgen eine Vergütung für genossene Gastfreundschaft anbot; „ich werde durchaus Nichts nehmen,“ und damit schob er die zwei oder drei Franken, die der Reisende ihm aufdrängen wollte, zurück.

„Möge Gott es denn Euch lohnen,“ sagte der Reisende, „und Euer Herz öffnen, seine Liebe darin aufzunehmen, wie Ihr Euer Haus geöffnet habt, seinen armen Diener aufzunehmen. Aber möchtet Ihr nicht ein Zeichen der Dankbarkeit als Andenken von Euerm Gaste annehmen?“ Mit diesen Worten zog er ein Neues Testament aus seiner Tasche. Aber Peter schob es eilig und fast zornig hinweg. „Ich sagte Euch,“ erwiederte er, „daß ich meinen Glauben nicht ändern werde.“

„Mein Wunsch ist, daß Ihr gegründeter und fester im Glauben werden mögt, mein gütiger Freund,“ sagte der Colporteur; „mehr auf den Herrn Jesum hören, dessen Wort es ist, und weniger auf den Priester, der sich zwischen den Heiland und den Sünder drängt. Nehmt es von mir an.“

Der Bauer schien unentschlossen. Die Freundlichkeit des Reisenden, sowie dessen Worte erschütterten seinen Entschluß, mit den Büchern des Colporteurs sich nicht abgeben zu wollen. „Nun,“ sagte er, das ihm angebotene Geschenk endlich nehmend, „mag es sein,“ und er steckte das Buch, ungesehen von Margarethe in die Tasche. Wenige Minuten später befand sich Mesurier auf der Landstraße, nachdem er seinen Dank erneuert, und dem alten Mann und seiner Frau ein Lebewohl gesagt hatte. Anton war schon fortgegangen.

Capitel II.

Einige Jahre gingen vorüber, ohne daß Mesurier das Dorf wieder besucht hätte. Sein Herr hatte anderswo für ihn zu thun, und es ist wahrscheinlich, daß die Zeit, von der wir soeben erzählten, ihm eine schmerzliche Rückerinnerung war —

hatte er doch in dem Werke des Herrn vergebens gearbeitet, und wie er glaubte, seine Zeit umsonst verschwendet.

Wiederum war es an einem Abend — an einem Sommerabend, daß ein Fremder, eingeladen vielleicht durch die geöffnete Thür eines niedlich gelegenen, reinlichen Hauses stille stand und dann hineinging. Eine bejahrte Frau saß, mit Spinnen beschäftigt, am Fenster. Kummer und Sorge schienen ihr Antlitz gefurcht zu haben, und die beherrschende Armuth bildete einen schmerzlichen Contrast gegen die wenigen Ueberbleibsel frühern Wohlstandes. Es war indessen nicht Armuth, was den gegenwärtigen Kummer verursachte. Im Zimmer lag ein junger Mann auf einem Bette, abgemagert durch eine langwierige Krankheit, die ihn langsam aber sicher dem Grabe zuführte. Er war der einzige Sohn seiner Mutter, und sie war eine Wittwe.

Der Fremde blickte um sich, als er das Zimmer betreten hatte, und bemerkte bald was hier vorging.

„Der Herr sei mit Euch!“ sagte er mit freundlichem Tone, indem er die alte Frau herzlich grüßte. Mögen alle Eure Leiden zu Euerm Besten dienen,“ setzte er hinzu.

In einem Augenblicke hatte der sorgenschwere Blick der Wittwe einem freudigen Lächeln Platz gemacht. Der Kranke richtete sich von seinem Kissen auf.

„Tretet näher, tretet näher,“ sagte er mit schwacher, freudiger Stimme; „wenn Ihr den Herrn Jesum liebt, dann seid Ihr willkommen, o gewiß, sehr willkommen!“

„Liebt Ihr den Herrn Jesum?“ fragte der Fremde, indem er sich dem Bette näherte.

Ein seliges Lächeln flog über des Kranken Gesicht, als er seine dürre, abgemagerte Hand ausstreckte und die des Unbekannten ergriff. „Wir lieben ihn,“ sagte er, „weil er uns zuerst geliebet.“

„Selig sind diejenigen, die diese Wahrheit erkannt haben," erwiederte der Fremde, dessen Gesicht die freudigste Verwunderung ausdrückte. „Ich ahnte nicht, daß ich in diesem Dorfe einen Bruder und eine Schwester in Christo antreffen sollte. Wie geht das zu?"

Der junge Mann legte seine Hand auf eine Bibel, die neben seinem Bette lag. Seine Bewegung war so bezeichnend, daß Worte unnöthig waren.

Die alte Frau war mittlerweile aufgestanden und hatte den Tisch gedeckt. „Es ist nur ein Stückchen Brod und ein Glas Wasser," sagte sie, „aber seien Sie im Namen des Herrn herzlich dazu eingeladen — ich weiß es, auch Sie lieben Ihn."

„In Wahrheit, ich liebe Ihn," erwiederte der Fremde, „und als Sein Nachfolger nehme ich mit Liebe und Freude das an was mir von einem Seiner Kinder geboten wird. Gehörtet Ihr dem Heiland immer an?"

„Ach, nein, nein!" sagte die Frau; „es gab eine Zeit, und das ist noch nicht sehr lange her, daß ich von der Gerechtigkeit Christi nichts wußte, und mich abmühete, mir eine eigene Gerechtigkeit zu gründen; denn ich wußte damals noch nichts von dem heiligen Buche, welches die Priester fern von uns zu halten suchen."

„Und ich," sagte der Kranke, „ach, mein Herr, ich verspottete Alles, was Religion heißt, und haßte die Bibel, die ich doch nicht kannte."

„Darf ich fragen," sagte der Fremde, „welche Mittel einen so beseligenden Wechsel in Euch bewirkt haben?"

„Das will ich Euch wohl erzählen," erwiederte die Mutter. „Vor ungefähr drei Jahren kam ein armer Mann, ein Bibel-Colporteur in unser Dorf, und konnte keine Nachtherberge finden, — denn alle Leute sahen ihn mit Verachtung an. Selbst in der Dorfschenke verweigerte man ihm Nahrung und Obdach. Mein Mann war gegenwärtig und sah es, und obgleich er kein

größerer Bibelfreund als die übrigen Dorfbewohner war, so lenkte doch Gott sein Herz, daß er Mitleid mit dem armen Reisenden fühlte und ihn mit sich nach Hause nahm. Ach, mein Herr, ich war sehr böse, als ich unsern Gast erkannte, aber mein Mann litt es nicht, daß ich ihn schmähete, obgleich ich ihm jeden Bissen mißgönnte."

„Und ich," unterbrach sie der Kranke, „beleidigte ihn, indem ich seine Religion lächerlich zu machen suchte, und meinen Haß gegen die Bibel offen an den Tag legte. Aber Gott hat mir meine Sünde gezeigt und sie mir vergeben, gelobet sei sein heiliger Name für diese große Barmherzigkeit."

„Der arme Mann," fuhr die Wittwe fort, „schien tief bekümmert zu sein, und nachdem er in seine Kammer gegangen war, hörten wir ihn für unsere armen Seelen beten. Aber das machte mich nur noch böser, denn ich mochte es gar nicht haben, daß ein Ketzer für mich betete, und ich war sehr froh, als er uns am nächsten Morgen wieder verließ. Ich nahm mir vor, niemals wieder einen Ketzer zu beherbergen. Doch der arme Peter war freundlicher gegen ihn und wollte keine Zahlung für Bewirthung haben; kaum war er zu bewegen, ein Neues Testament als Andenken von dem Fremden anzunehmen. Ich wurde sehr verdrießlich, als ich das sah; aber ich wurde noch aufgebrachter, als ich erfuhr, Anton habe den Colporteur auf der Landstraße aufgesucht und ihm eine Bibel abgekauft."

„Ach, mein Herr," sagte der Kranke, „als ich den Abend zuvor so gottlos auf das heilige Buch schimpfte, wendete sich der Mann zu mir, und fragte mich, ob ich jemals das Buch gelesen habe. Das ging mir durch's Herz, mein Herr, denn ich hatte noch niemals eine Bibel geöffnet und was ich davon wußte, hatten mir Andere erzählt, die sie ebensowenig gelesen haben mochten. Damit ich nun ein andermal nicht wieder meine Unwissenheit bekennen müsse, entschloß ich mich, mir eine Bibel zu kaufen."

„Es war des Herrn Werk,“ bemerkte der Fremde gedankenvoll. „Er führt die Blinden auf einem Wege, den sie nicht kennen.“

„Das können Sie in Wahrheit sagen,“ fuhr die Frau fort. „Nicht lange nachdem der Colporteur bei uns gewesen war, wurde der arme Peter krank und mußte das Bett hüten. Er stand von seinem Krankenlager nicht wieder auf; aber durch Gottes Gnade wurde er uns noch manchen Monat gelassen. Während er still danieder lag, wünschte er zuweilen einige Unterhaltung zu haben, und eines Tages sagte er zu mir, ich solle ihm das Testament geben, welches er von dem Colporteur erhalten habe. Er las nun tagtäglich darin, und es wurde ihm so theuer, daß man das Buch vom Morgen bis zur Nacht in seinen Händen sehen konnte. Es gefiel Gott, ihm Seinen heiligen Geist zu schenken, sein Herz der Wahrheit zu öffnen, und er sagte mir dann: „Margarethe, wir sind alle auf dem unrechten Wege; die Priester haben uns den Schlüssel zum Himmelreich weggenommen, und wollen uns nicht hineinlassen.“

„Gottlob, mein Herr; ich achtete auf meines Mannes Worte; ließ mir von ihm vorlesen, bis endlich auch meine Augen geöffnet wurden und ich es erkannte, daß, anstatt von dem Herrn und Heiland mein Heil zu erflehen, ich Fleisch und Blut vertrauet, und von Heiligen, Engeln und Priestern meine Seligkeit erwartet hatte. O, das war ein glücklicher Tag, als unserm Hause dieses Heil widerfuhr. Wir dachten nun an den armen Anton, doch auch bei ihm hatte der Herr in Gnaden unserer gedacht.“

„Ich las die Bibel, nachdem ich sie mir verschafft hatte,“ sagte der kranke, junge Mann ernst, „und es gefiel dem Herrn, meinen Stolz und Hochmuth zu beugen.“

„Mein Mann starb,“ erzählte die weinende Wittwe weiter, „und seine letzten Worte enthielten die Ueberzeugung, daß er

selig geworden sei und jetzt zu seinem Heiland gehe. Nun ist auch mein armer Anton krank, und er — — —"

"Kann auch dasselbe sagen, Mutter," unterbrach sie der junge Mann. "Ich werde nicht lange mehr bei Euch sein, liebe Mutter, aber ich weiß an wen ich glaube; ich bin bereit zu sterben — gelobet sei der Herr — ich bin bereit, und wenn ich heimgegangen sein werde, wird Jesus Euch trösten."

"Er wird es gewiß thun; er thut es jetzt schon! Es ist seine Liebe, die uns Leiden auferlegt," erwiderte die alte Mutter.

"Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; könnt Ihr dann von Euch sagen," bemerkte der Fremde.

"Ja wohl; denn wir wissen, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen."

Nachdem der Reisende mit Mutter und Sohn sich in ernstlichem Gebete vereinigt hatte, nahm er Abschied von ihnen, um sie wahrscheinlich hier auf Erden nicht wieder zu sehen. Er zog aber seine Straße fröhlich, denn er hatte eine ermuthigende Lehre erhalten, im Dienste des Herrn nicht laß zu werden, und um den Segen des Herrn zu flehen, ohne den ein Paulus vergeblich pflanzen und ein Apollo begießen mag.

"Sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Saamen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben."

Die Bekehrung eines ungläubigen Vaters.

Bei einer öffentlichen Versammlung der Londoner Inneren Mission erzählte der Prediger Ainslie folgende Thatsache:

Ein Ungläubiger, der Schüler eines Mannes, den ich nicht nennen will, erlaubte seiner Frau, ihre beiden Kinder nach einer Sonntagsschule zu senden. Eins von ihnen wurde kurz darauf krank, und wie man leider bald einsah, unheilbar. Am letzten Lebensabende des Kindes kam der Vater aus einer

Versammlung Ungläubiger mit solchen Gedanken und Gesinnungen nach Hause, wie sie gewöhnlich in derartigen Gesellschaften gelehrt werden, als seine Frau zu ihm sagte: „James liegt im Sterben.“ Der Vater ging hinauf, näherte sich dem Bette seines sterbenden Kindes, und als er den Knaben ansah, sagte dieser zu ihm: „Ich bin sehr glücklich, ich gehe nach dem Himmel; wirst du mich dort wiederfinden, lieber Vater?“ und verschied augenblicklich darauf. Diese Mahnung war zu dringend für ihn. In solcher Einfalt gesprochen, vom heiligen Geiste eingegeben, war es wie mit eisernem Griffel auf Blei, auf die Tafel seines Herzens geschrieben und dort für ewig eingegraben. Oft, aber vergeblich, versuchte er den Eindruck aus seinem Gemüthe zu verwischen. Er gestebt ein, daß er ein Trunkenbold, ein Lästerer, ja um seine eigenen Worte zu gebrauchen, „das größte Ungeheuer der Hölle“ gewesen sei. Die Mahnung drang jedoch immer tiefer und tiefer in ihn, und als er eines Sonntags (er war Droschkenkutscher) eine Gesellschaft einige Meilen außerhalb der Stadt gefahren hatte, spannte er schnell sein Pferd aus und ging zur Kirche. Eines der auf diesen Tag fallenden Capitel 2. Sam. 12, enthält die Klagen David's über den Tod seines Kindes. Als er die Worte hörte: „ich werde wohl zu ihm fahren, er kommt aber nicht wieder zu mir,“ dachte er, für ihn sei es unmöglich. Sein vergangenes Leben, sein spöttischer Unglaube über den Himmel raubten ihm die Hoffnung, sein Kind in jener glücklichen Welt wieder zu sehen. Er war betrübt. Kein frommer Freund stand ihm zur Seite, und er konnte weder Licht noch Frieden in dieser Zeit geistiger Traurigkeit finden. Zu seiner großen Freude besuchte ihn ein Colporteur der Inneren Mission; diesem offenbarte der Mann seinen Gemüthszustand. Die Lehren, Rathschläge und Gebete des Colporteurs wurden vom heiligen Geiste gesegnet; der Mann entsagte seinem Unglauben, und eine gänzliche Veränderung

ging mit ihm vor. Er und seine Frau sind regelmäßige Kirchengänger, und er hat jetzt die freudige Hoffnung, sein Kind im Himmel wieder zu sehen.

Haarbreites Entrinnen.

Vor einiger Zeit lebte in einem Dorfe ein Mann, der wegen seiner Neigung zum Trunke und wegen seines irreligiösen Lebenswandels bekannt war. Sein Betragen war höchst ruchlos: er hatte die Furcht Gottes nicht vor Augen und nahm gar keine Rücksicht auf die Meinung der Menschen. Als Vater bekümmerte er sich durchaus nicht um das vorzüglichste Interesse seiner Familie, kein Lobgesang oder Gebet wurde da gehört. Wie konnte er etwas für die Seele seiner Kinder fühlen, da er seine eigene vernachlässigte? oder für Andere beten, während er vergaß für sich selbst zu beten? Religion gehörte nicht zu seinem Geschäft; er dachte nicht daran und kümmerte sich nicht darum. Gott war nicht in allen seinen Gedanken. In dieser Hinsicht war er durchaus sorglos. Jedoch war er kein Verfolger; obgleich er kein gottseliges Leben führte, so dachte er doch nicht daran seine Kinder davon abzuhalten. Er war mehr gleichgültig als feindselig gegen das Christenthum gesinnt. Dies bahnte den Weg zu seiner Bekehrung.

In dem Dorfe war eine Sonntagsschule und diese wurde von einem seiner Kinder besucht. Das Kind ging gern in die Schule und machte große Fortschritte; aber der Vater wurde dadurch nicht für den Dienst Jesu gewonnen. Es wurden viele Versuche gemacht, ihn zu bewegen, dem öffentlichen Gottesdienste am Sonntag beizuwohnen — aber vergebens; weder Gründe noch Bitten konnten ihn dazu bewegen. Endlich kam jedoch das Schulfest heran, bei welchem es gebräuchlich war, daß einige der Kinder Stücke hersagten und daß einige Freunde der Schule passende Anreden hielten; auch

das Kind des Trunkenboldes wurde gewählt, Etwas vorzutragen.

Der Tag — der langersehnte Tag — kam heran, und froh schlug manches kleine Herz. Es war ein schöner Tag, die Natur erschien im heitersten Glanze, als ob der Allvater absichtlich gnädig auf die Feier herablächle. Die größten Erwartungen wurden gehegt: alle Theilnehmer der kleinen Gesellschaft hofften auf einen köstlichen Genuß; aber es war einer unter ihnen, welche einen doppelten Theil des gemeinsamen Glückes zu erhalten gedachte. Das war die kleine Tochter des Trunkenboldes. Sie hatte einen edeln Plan, und der war dieser: Natürlich wollte sie bei dem Feste sein und dann würde sie für ihren Antheil eben soviel Vergnügen als jedes andere Kind haben, aber sie dachte, wenn irgend möglich, auch ihren Vater mitzunehmen und so, indem sie ihn erfreute, ihr eigenes Vergnügen zu vergrößern.

Das Vorhaben war schwer und fast hoffnunglos; aber sie ließ deshalb den Muth nicht sinken: wie es auch ablaufen möge, so beschloß sie doch den Versuch zu machen. „Vater,“ sagte sie, sich mit lieblichem Lächeln ihm nähernd und ihn mit gewinnender Freundlichkeit und Kindlichkeit anredend: „Vater, du weißt, heute ist unser Festtag und ich möchte gern, daß du mit mir gingest.“ „Nein, dazu habe ich durchaus keine Lust.“ „Aber,“ fuhr sie fort, „du mußt wirklich mitgehen, sonst wirst du mich sehr betrüben. Ich habe ein hübsches Stück herzusagen, welches du gewiß gern hören würdest; es werden einige Herren da sein, welche Reden halten, und die sollen dir gewiß gefallen. Nun, lieber Vater, sage nicht nein, sondern entschließe dich mitzugehen.“ Vergeblich sträubte er sich und machte Einwendungen. Das Kind wollte auf keine Ausflüchte hören und sich nicht abweisen lassen: so sagte er denn zu und ging. Die Vorträge und Leistungen der Kinder erfreuten

ihn, aber seine Aufmerksamkeit wurde besonders gefesselt durch eine Anecdote, welche einer der Redner zu erzählen Veranlassung fand. Der Vorfall hatte anscheinend keinen Zusammenhang mit den Gegenständen, welche gerade besprochen wurden, er ward aber zu ganz gelegener Zeit erzählt, wie wir gleich sehen werden. Der Redner bemerkte nämlich in seinem Vortrage wie folgt: — „Wie wunderbar sind die Werke Gottes! Wie innig der Zusammenhang zwischen Vorsehung und Gnade! Wie wundervoll sind die göttlichen Wege zur Erlösung der Menschen! Wohl mögen wir ausrufen: Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte, und unerforschlich seine Wege. Röm. 11, 33.“ Eine Thatsache wird dies klar machen. Ein Herr, der auf einer unebnen Straße ging, fiel; in dem Augenblick kam ein Wagen vorbei, und da er auf den Fahrweg gefallen war, so schien eine Verletzung oder der Tod unvermeidlich. Das Rad ging wirklich über den Hut, welcher abgefallen war, und zerknitterte denselben; der Mann wurde aber durchaus nicht beschädigt. Erstaunt und überwältigt von dem Gedanken, wie er so mit genauer Noth dem Tode entronnen war, auf welchen er sich nicht vorbereitet fühlte, betrachtete er diesen Vorfall als ein besonderes Dazwischentreten der göttlichen Vorsehung, um ihn vom ewigen Verderben zu erretten, und beschloß sogleich seine übrige Lebenszeit seinem gnädigen Erretter zu widmen. Er öffnete seinen Mund, den Herrn zu preisen und ging nicht wieder zurück: er war seines Gelübdes eingedenk und erfüllte es. Den zerknitterten Hut trug er nach Hause und schrieb hinein: „Errettet und berufen durch Jesum Christum.“ Er wollte nie zugeben, daß der Hut aus seinem Hause käme; er bewahrte ihn auf als ein Denkmal der Güte Gottes gegen ihn — als eine Erinnerung der Mittel, durch welche er bekehrt worden war; und er fand Vergnügen darin auf seinen eigenen Fall hinzuweisen, als eine Erläuterung jener Inschrift.“

Dieser Erzählung hörte der Trunkenbold mit unbeschreiblicher Aufregung zu: eine Zeitlang wußte er kaum, ob ein von ihm selbst erlebter Fall nicht beschrieben werde. Mit großer Aufregung horchte er auf den Ausgang. Auch er war auf der Straße gefallen, über seinen Hut war auch das Rad gegangen, das denselben zerquetschte und ihn verschonte; aber nur bis soweit ging der Vergleich. Er fühlte seine Schuld und war elend; in seinem innersten Herzen sagte er: „Gott sei mir Sünder gnädig.“ Der Geist Gottes hatte ihn so tief verwundet, daß nur die Salbe von Gilead die geschlagene Wunde heilen konnte. Er verließ die Versammlung, wo er zum erstenmal in seinem Leben ein wirklicher Sucher der Gnade geworden war. Seine Gefühle lassen sich nicht beschreiben. Die Offenbarungen, welche er durch den heil. Geist empfangen, waren sehr erschreckend; aber der Tag seiner Befreiung kam heran. Er gab seine gottlosen Genossen, seine eigenen lasterhaften Gewohnheiten auf und machte sich ernsthaft daran, das Heil seiner Seele zu suchen. Sein Herz war gebrochen, sein Geist zerknirscht, und als ein armer verlorener, schuldvoller, aber reuiger Sünder nahte er sich Gott und suchte auf die Versöhnung, so durch Jesum Christum geschehen, sein Vertrauen zu setzen. Er bereuete aufrichtig sein Sündenleben, bestrebte sich zu glauben und sein Bestreben war nicht umsonst: die Kraft war da, denn der Anfänger und Vollender des Glaubens war bei ihm. Er erhob sein thränenvolles Auge zu Jesu — es war das Auge des Glaubens; er streckte seine schwache Hand aus — es war die Hand des Glaubens; und er berührte den Saum des Gewandes des Erlösers; er war jetzt ein Gläubiger, und der Vater der Barmherzigkeit hatte ihn angenommen. Jetzt konnte er sagen: „Herr, ich glaube.“ Auch war der alte Simeon nicht seliger, als er sagte: „meine Augen haben deinen Heiland gesehen.“ Kein solcher Tag war ihm

früher aufgegangen; es war sein geistiger Geburtstag, an dem er für Gott und für den Himmel geboren wurde.

Seine Bekehrung ließ sich nicht in Zweifel ziehen; der Zweifelsüchtigste konnte sie nicht in Frage stellen; die Umwandlung von äußerster Irreligiosität zu einem heiligen Leben konnte weder geleugnet noch verkannt werden. Da er ein Kind Gottes geworden, so wünschte er natürlich einen Platz unter den andern Kindern zu haben, und die Kirche öffnete ihm freudig ihre Arme ihn aufzunehmen und die Gemeinschaft der Heiligen zu theilen. Sein Haus wurde jetzt ein kleines Gotteshaus und regelmäßig wurden Morgen- und Abendopfer auf dem Familienaltar dargebracht. Er bestrebte sich, seine Familie für den Herrn zu erziehen, und es glückte ihm damit sehr; denn er erlebte es, daß alle seine Kinder, als zu Gott bekehrt, aufwuchsen, Glieder der Kirche, zu welcher er gehörte, und thätige Lehrer der Sonntagsschule wurden.

Welche Aufmunterung haben wir in diesen Thatsachen, alle erdenkbaren Mittel zur Errettung der Seele anzuwenden, wenn Gott solch schwaches Bemühen segnet! Selbst eines Kindes Einladung vermag einen Vater zu Gott zu leiten, und so das Werkzeug der Bekehrung einer ganzen Familie zu werden.

Jerry, der treue Neger.

Im Innern Virginiens wohnte ein wohlhabender alter Gutsbesitzer, Namens H—. Er lebte in einer recht auffallenden Weise „ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt.“ Ich sagte „ohne Gott“, und doch war er nicht ohne Götter oder vielmehr einen Gott, denn man konnte wohl bemerken, daß er eine Art von dreieinigem Gott verehre, indem seine Andacht getheilt war zwischen „der Welt, dem Fleische und dem Teufel.“ Für die Erstere mühte er sich unaufhörlich ab, dem

Zweiten opferte er fast stündlich, und dem Letzteren war er mit blindem, willigem Gehorsam unterthan und offenbar von ihm „gefangen zu seinem Willen.“ An sonntägliche Gottesverehrung war in seiner Umgebung nicht zu denken: kein Einziger in der ganzen Familie oder unter seinen Dienstleuten war mit seiner Einwilligung je im Gotteshause zu finden. In seinem Hause wurde Gottes Name nicht genannt, außer beim Fluchen, und man vernahm keine andere Lieder, als weltliche; keine Bibel war hier zu finden. Es herrschte eine schauerliche Finsterniß in dieser Familie: er selbst ein Ungläubiger; sein Weib eine stolze und sorglose Frau, sein einziges Kind, eine 22jährige Tochter, lebte im Strudel der Welt und war durch elterliche Nachsicht und elterliches Beispiel gänzlich verdorben. So stand es um diese Menschen, und beim ersten Anblick möchte man daran zweifeln, ob durch die Kraft des Evangeliums solche Herzen gebessert, solche Seelen erleuchtet werden können. Allein das Evangelium ist „eine Kraft Gottes zur Seligkeit;“ in dieser Familie sollte es einen seiner herrlichsten', edelsten Siege gewinnen, und zwar mittels des „Geringsten“ unter den Jüngern Christi. Gott wirkt oft durch solche Mittel und macht dieselben „mächtig, zu verstören die Befestigungen.“ Wir wollen sehen, auf welche Weise dies zu Stande gebracht wurde.

Zu der Zeit, von der wir reden, wurde der Nachlaß eines verstorbenen Nachbars des Herrn H— versteigert, und dieser kaufte einen alten Sclaven, welcher Jerry genannt wurde. Jerry war ein frommer Neger, Mitglied der Methodistenkirche, und hatte unter seinem früheren milden Herrn unbeschränkte religiöse Freiheit genossen — eine Freiheit, die er zu einem regelmäßigen Gebrauch aller verordneten Gnadenmittel benutzte. Jerry kannte den Charakter seines neuen Herrn, hatte indessen die feste Hoffnung, derselbe werde ihn in seiner bisher genossenen Freiheit, Gott ungehindert zu

verehren, nicht beschränken. Allein diese Hoffnung dauerte nicht lange; denn auf dem Wege nach dem Hause seines neuen Herrn bemerkte dieser gegen ihn: „Jerry, man sagt mir, daß du singst und betest und in die Versammlung gehst. Auf meinem Gute dulde ich so Etwas nicht, und du wirst das aufzugeben haben.“

„O Massa,“ versetzte Jerry, „ich hoffe, Sie werden mich in die Predigt gehen lassen. Ich will immer meine Arbeit thun, Massa, aber zu Gott beten muß ich, und auch in die Predigt gehen können.“

Sein Herr warf ihm einen zornigen Blick zu und sagte: „Du wirst das Eine so wenig thun wie das Andere, so lange du mir gehörst, das sage ich dir.“

Während dem erreichten sie das Haus, und Jerry wurde zu den übrigen Arbeitern geschickt, wo er sich durch sein vorzügliches Betragen die volle Zufriedenheit seines Herrn erwarb. Auch bemerkte der Herr, daß die anderen Sclaven ordentlicher als sonst waren, daß in dieser Woche mehr als sonst beschickt wurde, und er konnte recht gut wahrnehmen, wie Jerry vor Allen sich anständig und gehorsam benahm. Endlich kam der Sonntagmorgen, und mit dessen Anbruch begann der fromme Neger seine Gebete und Danklieder. An Beiden hatte er seine Lust und Freude; Beide waren seinen Mitsclaven etwas Neues, die sich um ihn gesammelt hatten und jetzt auf den Lobgesang horchten, welchen der gute alte Mann in seiner eigenen inbrünstigen Weise anstimmte. Als der Gesang zu Ende war, zog er seinen Rock an, setzte den Hut auf und schritt nach der Hausthür seines Herrn. H— saß vor der Thür, und, weil er das Singen gehört hatte, fuhr er sofort Jerry zornig an mit den Worten: „Ich habe dir gesagt, du sollst nicht singen und beten. Thust du es wieder, so werde ich dich züchtigen. Ich will es um mein Haus nicht haben.“

„Massa,“ versetzte Jerry in demüthigem Tone, „ich möchte nicht ungehorsam gegen Sie sein. Ich bin gekommen, Massa, Sie zu bitten, mich in die Predigt gehen zu lassen.“

„Sprich mir nicht von deiner Predigt, du schwarzer Kerl,“ sprach sein böser Herr. „Laß ich dich hingehen, so wirst du alle Neger, die ich habe, verderben. Wagst du es, nach der Versammlung zu gehen, so werde ich dich auspeitschen.“

Jerry ging weg. Er wußte nicht, was er thun solle. Der Tag verging unter Weinen und Beten. Manchmal dachte er, er habe „Gott mehr zu gehorchen als den Menschen,“ und müsse auch trotz des Verbots seines Herrn hingehen; dann fiel ihm wieder das Gebot schwer auf's Herz, welches so oft dem Sclaven in den südlichen Staaten entgegengehalten wird: „Knechte, gehorchet euren Herren.“ Montag kam, und er mußte wieder an sein Tagewerk; allein in seinem Innern fühlte er größere Noth als bei seinem Tagewerk. Er sah ein, daß fein Herr entschieden und nicht zu erweichen sei. Er wußte, wenn er zur Kirche gehe, sei ihm die Peitsche gewiß. Er fühlte aber auch, daß, wenn er nicht hingehe, er Gott ungehorsam werde und seiner Seele Seligkeit auf's Spiel setze. Zuletzt stellte er sich die zwei Fragen: „Soll ich in die Versammlnng gehen, meinen Herrn erzürnen und mich auspeitschen lassen, oder soll ich zu Hause bleiben, weder singen noch beten, dadurch meinem Herrn gefallen und von dem Auspeitschen frei bleiben, aber meinen Gott erzürnen und Schaden an meiner Seele nehmen?“ Jerry bedachte sich nicht lange. „Hat uns nicht,“ sagte er, „der gute Prediger erzählt, daß der Apostel Paulus fünfmal gestäupt, Jesus Christus gestäupt und um unsertwillen getödtet sei, und ich sollte um seinetwillen nicht das Auspeitschen erdulden? Ja, ich will Alles thun, was Massa mich thun heißt, und dann zur Versammlung gehen, und wenn er mich auspeitscht, so

werde ich es leiden müssen. Jesus hat noch mehr gelitten, als er für mich starb."

Der Sonntagmorgen kam wieder, und nachdem er gesungen und gebetet, ging Jerry nach der Kirche. Das war eine glückliche Zeit für Jerry. Seine Bekümmernisse waren alle vergessen, und seine Seele freute sich in dem Herrn. Er sah wieder einmal seine Klaßgenossen, doch von den erlittenen Drangsalen sagte er Nichts; nein, er hatte genug zu erzählen von Gottes Güte. Er hörte wieder einmal das Wort des Lebens; für ihn war es das Wort des Trostes und der Freude. Nach der Predigt ging er sogleich wieder nach Hause, indem er sich in Gott freute und in seinem Gewissen das Zeugniß mitnahm, recht gehandelt zu haben. Indessen hatte sein Herr seine Abwesenheit entdeckt, und sobald Jerry nach Hause zurückkam, forderte er ihn vor sich. Er mußte sich ausziehen, und sein unmenschlicher Herr peitschte ihn so lange, bis das Blut von seinem Rücken herabfloß; doch Jerry äußerte keine Klage, sondern trug Alles mit stiller Ergebung. Eine solche Scene wiederholte sich eine Zeitlang Woche für Woche. Seines Herrn Zorn wurde indessen immer wüthender und Jerry's Strafe immer härter. Mitten unter diesen grausamen Geißelungen that Jerry immer treu seine Arbeit und litt geduldig, wollte auch lieber, selbst auf Gefahr einer so harten Strafe, das Gotteshaus besuchen. H— hätte ihn gern wieder verkauft, aber Jerry war ein zu guter Arbeiter, als daß er sich von ihm trennen mochte, und H— dachte, er werde ihn schon von seiner religiösen Gesinnung abbringen; daher diese fortgesetzten Mißhandlungen. Mögen Die, welche unbekümmert und leichtsinnig ihre Religionsfreiheit in den Wind schlagen, hieraus eine Lehre nehmen! Durch eine unbedeutende leichte Erkältung, Kopfweh, einen regnigten Morgen oder hundert andere Kleinigkeiten lassen sie sich vom Kirchenbesuch zurückhalten. Mögen

Solche an dem frommen Eifer des armen Jerry ein belehrendes Exempel nehmen.

Einige Zeit darauf wurde H—'s Tochter krank, und man glaubte nicht, daß sie wieder aufkommen werde. Es war Sonntagmorgen. Das einst stolze, jetzt leidende Mädchen erkannte vollkommen ihren Zustand. In ihrem hohlen Husten und in ihrer zunehmenden Auszehrung las sie ihr Todesurtheil. Sie fühlte, daß sie sterben müsse, und wußte doch, daß sie nicht dazu vorbereitet sei. Sie hatte einen, wenn auch unklaren Begriff von Religion, den sie von Jerry erhalten, obgleich sie diesen für halb verrückt hielt. Sie sah ein, daß sie so Etwas nöthig habe, wie es Jerry besaß; allein sie hatte Niemand, der ihr rathen, sie trösten, für sie beten konnte. Ihr Vater stand da in glaubensloser Betäubung; ihre Mutter hatte sich einem hoffnungslosen Schmerz hingegeben; ihre jungen, modesüchtigen Gespielinnen hatten nichts Besseres als Mitleiden, und das konnte sie nicht befriedigen. Was war nun zu thun? Zuletzt wandte sie sich an ihren Vater und sagte mit schwacher Stimme: „Papa, laß Jerry kommen, ich möchte ihn gern sehen."

„Mein liebes Kind," versetzte er, „was soll Jerry?"

„Ich möchte, daß er mit mir spreche und für mich bete, Papa."

„Der kann dir mit seinem Beten nicht helfen; es ist Einer der halsstarrigsten Neger, die ich je gehabt."

„Papa, ich weiß gewiß, es ist etwas Gutes an Jerry. Wenn du ihn peitschest, so klagt er gar nicht. Ich weiß, er ist gut, und er muß für mich beten, Papa, beten muß er für mich."

Wenn H— auch das Beten haßte, so konnte er doch der Bitte seines sterbenden Kindes nicht widerstehen. Jerry wurde herbeigeholt und stand bald an dem Lager der Leidenden. Er

fand das junge Mädchen in tiefer Todesangst. Sie erzählte ihm ihre Gefühle und bat ihn, für sie zu beten.

„Jesus kann Sie selig machen," sprach der guter Neger; „zu ihm müssen Sie beten, daß er Sie selig mache."

„O," versetzte sie, „Du sollst für mich beten, sonst bin ich verloren."

„Ich will für Sie beten, Fräulein," sprach Jerry; „allein Sie müssen auch beten. Jesus Christus wird Ihr Gebet erhören und Sie selig machen."

Jerry knieete nieder und flehte ernstlich zu Gott um die Seligkeit seiner jungen Gebieterin; zuweilen hielt er inne und richtete an die Bußfertige Worte der Ermunterung oder des Rathes. Sie faßte Muth und rief Gott laut um Barmherzigkeit an. Das machte den alten Mann unruhig, und in der Meinung, Jerry sei die Ursache all' dieser Aufregung, gab er ihm mit seinem Stock mehrere derbe Schläge auf den Rücken, indeß Jerry nichtsdestoweniger mit immer größerer Kraft fortbetete und die junge Dame ihren Vater inständig bat, er möge ihn doch zufrieden lassen, was er zuletzt auch that. Der Kampf dauerte nicht lange. Von Jerry aufgefordert, warf sie sich im Glauben in die Arme Christi, und Licht erquickte ihre Seele; sie freute sich im Heiland, und jeder Gesichtszug verkündete ihre unaussprechliche Freude. „Vater," rief sie aus, „ich bin glücklich! Mutter, meine Sünden sind mir vergeben! Vater, du mußt Jerry nicht mehr schlagen!" und den Augenblick darauf, gleich als wenn ihr plötzlich die Gottlosigkeit ihrer Eltern einfiel, fing sie an, sie zu ermahnen, sich zu Gott zu bekehren, und betete kräftig für ihre Seligkeit, worauf Jerry ein lautes, herzliches Amen sprach. Die Mutter wurde schnell erweicht und flehte unter Beten und Weinen den Herrn um Barmherzigkeit an, die ihr auch bald zu Theil wurde. Eine Zeitlang widerstand der alte Herr dem göttlichen Geiste; allein das Gebet und Bitten eines sterbenden Kindes

und einer bekehrten Ehegenossin, unterstützt von den Bemühungen des alten Jerry, war nicht umsonst. Er fing an, über sich selbst nachzudenken und es ergriff ihn eine große Angst. Seine Behandlung Jerry's verursachte ihm große Schmerzen. Sein sündiges Leben stand vor ihm. Das Gewissen folterte ihn. Er seufzte und war heftig bewegt, und wollte weder essen noch trinken. Um ihn herum war Alles Finsterniß — in ihm ein schuldbeladenes Gewissen. Zuletzt ließ er Jerry kommen, bekannte gegen ihn grausam gewesen zu sein und bat ihn um Vergebung. Sie knieeten zusammen nieder. Jerry forderte ihn auf zu beten, und es dauerte nicht lange, so hatte er sich zur Freiheit hindurchgekämpft — der Sieg war gewonnen. O, welche herrliche Scene war das; würdig, von dem Dichter besungen und vom Maler dargestellt zu werden! Herr, Herrin, Tochter und Sclave freuten sich zusammen. Wahrlich, die Engel im Himmel erfreute dieser Anblick. Noch einige Wochen gingen hin, und die Tochter starb triumphirend in Christo; noch im Sterben empfahl sie ihrem Vater, „für Jerry zu sorgen.“ Herr und Frau H— schlossen sich der Kirche an; es wurde ein Familienaltar errichtet; die Bibel wurde fleißig gelesen; und am Sonntagmorgen sah man H— und seine Frau neben Jerry und sämmtlichen Hausgenossen im Gotteshause. Es erfolgte eine allgemeine religiöse Wiederbelebung. Jerry's Mitsclaven wurden sämmtlich bekehrt, und er wurde gewissermaaßen ihr Patriarch. Von der Zeit an genoß er, wenn auch dem Namen nach Sclave, alle mögliche Freiheit, und nach dem, was man zuletzt von ihm vernommen, war Jerry noch immer ein treuer Diener Christi und ein nützliches Glied der Kirche.

Damit ist unsere einfache Geschichte zu Ende. An Jerry's Muthe haben wir ein Beispiel des „sich leiden als ein guter Streiter Jesu Christi,“ welches uns zur Nachahmung dienen kann. Der göttliche Beistand, welchen der fromme Schwarze

genießt, ist ein Beispiel von der Wahrheit des Wortes: „So wie deine Tage, soll auch deine Stärke sein*).“

In der Bekehrung der gottlosen Familie können wir die Kraft des Evangeliums erkennen, das gottlose Herz zu besiegen, zu verändern und zu beseligen. An dem nachherigen irdischen Wohlergehen Jerry's sehen wir die Verheißung erfüllt: „Wer mir dienen wird, den wird mein Vater ehren.“ Laßt uns ferner lernen, eben so treu wie Jerry gegen Gott und sein Werk zu sein, was für Schwierigkeiten sich uns auch entgegenstellen, welche Gefahren uns auch bedrohen mögen, am Ende werden wir auch eine reiche Belohnung empfangen. „Selig sind, die um Gerechtigkeit willen verfolgt werden, denn das Himmelreich ist ihr.“ „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz, und Die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

Lied einer Schauspielerin.

Eine junge Schauspielerin hielt sich mit der Truppe, zu der sie gehörte, in einer der kleinern Städte Englands auf. Eines Tages ging sie durch eine abgelegene Straße; da hörte sie aus einer armseligen Hütte Gesang erschallen. Die Neugierde trieb sie, näher zu treten und durch die halb offene Thür in die Hütte hineinzublicken. Sie sah da einige arme, geringe Leute beisammensitzen, deren Einer gerade ein Lied vorsagte, das gesungen werden sollte. Es lautete wie folgt:

Abgrund der Barmherzigkeit!
Gnad' ist noch für mich bereit?
Will mein Gott des Zorns nicht denken,
Heil dem ärgsten Sünder schenken?

---

*) Engl. Uebersetzung. 5. B. M., 33, 25.

Lange wollt ich seiner nicht,
Trotzte Ihm in's Angesicht;
Rief Er, ließ ich mich nicht finden,
Kränkte Ihn durch tausend Sünden.

Die Verse wurden nach einer einfachen, lieblichen Melodie gesungen. Bewegungslos stand sie und lauschte, nicht der Melodie und des Singens wegen: nein, die Worte waren's, die ihre Aufmerksamkeit anzogen und gefesselt hielten. Die Frau vom Hause bemerkte sie endlich und lud sie freundlich ein, hereinzutreten und Platz zu nehmen. Sie that's und hörte noch ein Gebet mit an, das Einer der Versammelten hielt. So schlicht und kunstlos es war, sie fühlte, es komme aus dem Herzen, und fing unwillkürlich an, ihres Herzens Flehen mit dem des Betenden zu Gott emporzusenden.

Sie verabschiedete sich dann mit wenigen Worten: allein die Worte jenes Liedes klangen ihr nach, wo sie ging und stand. Es war ihr unmöglich, sie wieder zu vergessen, so daß sie beschloß, sich das Buch zu verschaffen, in welchem das Lied stand. Je mehr sie darin las, desto ernster wurden ihre Gefühle. Sie ging dann auch zur Predigt, las ihre bisher vernachlässigte und verachtete Bibel und beugte sich in demüthigem Flehen vor Gott, Ihn um Gnade und Vergebung bittend. Und Er, welcher Allen nahe ist, die zerschlagenen und gedemüthigten Geistes sind, bezeugte sich auch an ihr als Heiland und Erretter. In dem Abgrund des Erbarmens, das in Christi Wunden sich dem Sünder öffnet, fand ihre Seele Frieden und Ruhe.

Ihre bisherige Beschäftigung war ihr jetzt in tiefster Seele verleidet. Sie zeigte für's Erste bloß an, ohne ihre Gründe dafür anzugeben, daß sie in der nächsten Zeit nicht auf der Bühne erscheinen könne. Es war jedoch ihr Vorsatz, in Kurzem sich offen darüber auszusprechen und der Bühne auf immer zu entsagen.

Während sie mit solchen Gedanken umging, kam eines Morgens der Theaterdirector zu ihr und bat sie, die Hauptrolle in einem neuen Stücke zu übernehmen, das in einigen Tagen zu seinem Benefiz aufgeführt werden sollte. Sie hatte schon oft jene Rolle übernommen und mit allgemeinem Beifall ausgeführt. Allein sie erklärte jetzt geradeaus, sie sei entschlossen, nie wieder die Bühne zu betreten, denn sie sei gläubig geworden an Christus, und halte das Schauspiel für etwas Sündliches und Unrechtes. Der Theaterdirector that, was er konnte, um ihre neuen „überspannten Ansichten“ lächerlich zu machen und sie dadurch von ihrem Vorhaben abzubringen. Allein unsonst. Da stellte er ihr denn vor, welchen Verlust sie ihm bereite, indem der Ertrag jenes Stückes sehr gering sein werde, wenn sie nicht spiele. Zugleich versprach er ihr, wenn sie ihm zu Gefallen noch dies Eine Mal auftreten wolle, so werde er sie nie wieder mit einer solchen Bitte belästigen. Unfähig, seinem wiederholten Andringen zu widerstehen, war sie schwach genug, endlich nachzugeben und ihm ihre Mitwirkung zuzusagen.

Der bestimmte Abend kam. Sie begab sich zum Theater und zog ihr Kostüm an. Ihre Rolle brachte es mit sich, daß sie, sowie der Vorhang aufging, unter Begleitung des Orchesters ein Liebeslied singen mußte. Der Vorhang wurde aufgezogen, das Orchester begann sein Vorspiel, allein als es aufhörte, stand sie da, scheinbar in Gedanken vertieft, ohne einen Ton hervorbringen zu können. Man meinte, sie sei in augenblickliche Verwirrung gerathen, oder, wie's die Schauspieler nennen, stecken geblieben, werde sich jedoch schon wieder zurechtfinden. Das Orchester fing also zum zweiten Male an, als sie auch dann noch stumm blieb, zum dritten Male — da endlich, mit gefalteten Händen, ihre Augen voll Thränen, begann sie zu singen, nicht jenes Liebeslied, son-

dern ein Lied von der Liebe, die über alle andere Liebe geht, von der Sünderliebe des Heilandes:

Abgrund der Barmherzigkeit!
Gnad' ist noch für mich bereit 2c.

Das war das Lied, welches jetzt von ihren Lippen dahinströmte — ein Zeugniß von Christus abgelegt am Hoflager des Satans! — Der Vorhang ward schnell wieder niedergelassen, und das Spiel hatte ein Ende. Auch fehlte es nicht an Aerger und Spott von Seiten der Schauspieler und der Zuschauer; allein — es fanden sich auch Solche, auf die der ganze Vorfall einen tiefen Eindruck machte, so daß sie in sich gingen und andern Sinnes wurden. „Eine junge Schauspielerin ist auf einmal fromm, ist eine Betschwester geworden, hat auf der Bühne ein geistliches Lied zum Besten gegeben" — mit diesen und ähnlichen Worten erscholl die Kunde von ihrer Bekehrung in Kreisen, wo man sonst Nichts der Art hören mochte. Es wurde offenbar, daß der Herr selbst die Fehler seiner Kinder zu Seiner Verherrlichung dienen lassen kann, wenn sie in Seiner Kraft den Muth fassen, ihre Schuld und Seine Huld offen zu bekennen.

Die junge Schauspielerin, die auf eine so ungewöhnliche Art sich als Jüngerin Christi bekannt hatte, zeigte hinfort durch ihren Wandel, daß nicht eine flüchtige Rührung, sondern eine bleibende Veränderung in ihr vorgegangen war. Sie lebte einige Jahre still und eingezogen und wurde dann die Gattin eines christlichen Predigers. „Wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade noch viel mächtiger," diese frohe Kunde war ihr aus jenem Liede entgegengeklungen und hatte sie zum Vaterhause heimgeholt: dieselbe Kunde erhielt auch hinfort ihr Herz in der Gemeinschaft mit dem Vater und mit seinem Sohne, Jesus Christus.

Der alte Moses.

B. war Kaufmann in Baltimore und betrieb dort einen bedeutenden Kornhandel. Eines Morgens, als er am Hafen spazieren ging, erblickte er auf einem dort liegenden Schiffe einen Neger, dessen Gesichtszüge tiefen Schmerz und Kummer verriethen. Er betrat das Schiff und redete den Neger folgendermaßen an:

„Ei, Freund! was fehlt dir denn heute Morgen?"

Der Neger schlug seine Augen auf, blickte den Herrn B. an und erwiderte: „Ach, mein Herr! ich bin in großer Noth."

B. „Weshalb?"

Neger. „Ich bin hierher gebracht, um verkauft zu werden."

B. „Weswegen? Was hast du verbrochen? Hast du gestohlen, oder bist du weggelaufen, oder was ist die Ursache?"

N. „Nein, nicht deswegen, mein Herr: ich war ungehorsam."

B. „Worin?"

N. „Nun, mein Herr, ich will es Ihnen erzählen. Herr William, mein Herr, ist sehr streng, obgleich auch sehr gut, und ein Jeder auf der Plantage hat ihm auf das Pünktlichste zu gehorchen, und ich bin ungehorsam gewesen, obgleich ich es nicht beabsichtigte. Ich vergaß mich, ich wurde zu laut."

B. „Du hattest dich wahrscheinlich betrunken, nicht wahr?"

N. „Nein, es war etwas Anderes."

B. „Du bist der sonderbarste Neger, den ich je gesehen habe. Man kann Nichts aus dir herausbringen. Was ist es denn eigentlich, weshalb dein Herr dich verkaufen will?"

N. „Weil ich betete."

B. „Weil du betetest? Das ist wirklich sonderbar. Will denn dein Herr nicht haben, daß du betest?"

N. „Das wohl, aber ich darf nicht zu laut beten."

B. „Warum betest du denn so laut?"

N. „Ja, wenn der Geist des Herrn über mich kommt, dann fühle ich mich so selig, ohne daß ich es weiß; dann kann ich mich nicht mehr fassen, mich nicht mehr mäßigen; ich vergesse dann, was mir der Herr befohlen, und werde recht laut.“

B. „Und glaubst du, daß dein Herr dich deswegen wirklich verkaufen werde?“

N. „O ja; es ist keine Rettung mehr für mich; Niemand würde mir jetzt helfen können. Was mein Herr einmal sagt, das thut er gewiß.“

B. „Wie heißest du?“

N. „Moses, mein Herr.“

B. „Wie heißt dein Herr?“

N. „Mein Herr ist der Oberst William C—.“

B. „Wo wohnt er?“

N. „Dort am östlichen Ufer.“

B. „Ist er ein guter Herr, behandelt er dich gut?“

N. „Ja sicherlich, es giebt keinen besseren Herrn in der Welt.“

B. „Stehe auf, laß mich dich sehen.“ Moses stand auf und zeigte einen gesunden Körper von großer Kraft.

B. „Wo ist dein Herr?“

N. „Dort am Ufer, er kommt gerade hierher.“

Als Herr B. von dem Schiff abstieg, stieß Moses einen tiefen Seufzer aus. Moses war sehr unruhig geworden hinsichtlich seiner gegenwärtigen Lage. Er glaubte, Herr B. sei ein Sklavenhändler, welcher ihn zu kaufen beabsichtige, um ihn nach dem Süden der Verein. Staaten wieder zu verkaufen, wo die Sklaven mit größerer Härte behandelt werden; darum hatte er gezögert, ihm klare Auskunft über seine Verhältnisse zu geben. Der Herr B. traf den Herrn C. am Ufer und redete ihn folgendermaßen an:

„Ich vernehme, daß Sie jenen Neger auf dem Schiffe dort zu verkaufen wünschen.“

Oberst C. antwortete bejahend.

B. „Was fordern Sie für denselben?“

C. „Ich hoffe 700 Dollar für ihn zu erhalten.“

B. „Wie alt ist er?“

C. „Ungefähr dreißig Jahr.“

B. „Ist er gesund?“

C. „Ja. Er ist noch nie krank gewesen, ausgenommen zweimal am kalten Fieber.“

B. „Ist er ein guter Arbeiter?“

C. „Ja, der beste, den ich auf meiner Plantage habe. Er ist fleißig und ehrlich. Er ist mein Sclaven-Aufseher seit zehn Jahren gewesen, und einen treueren Menschen habe ich noch nie gesehen.“

B. Aber warum wollen Sie ihn denn verkaufen?“

C. „Weil er ungehorsam gewesen ist. Wie gesagt, er ist mein Sclaven-Aufseher, und weil ich seiner oft bedarf, ließ ich ihm eine Hütte etwa 100 Schritte von meiner eigenen Wohnung bauen, und ich habe nie, weder bei Tage noch bei Nacht, geschellt, ohne daß er nicht schon fünf Minuten darauf mir mit seinem Horne geantwortet hätte. Aber vor zwei Jahren wurde er bekehrt und begann Familiengebet, und wenn er anfing, war es unmöglich zu sagen, wann er aufhören werde, besonders wenn er selig wurde, wie er es nennt; dann sang er, betete und schrie so laut, daß man ihn eine Meile weit hören konnte. Er pflegte auch für mich, meine Frau, Kinder, Brüder, Schwestern und deren Familien zu beten, und zuweilen, wenn wir Gesellschaft hatten, störte sein Gebet unsere Unterhaltung und gesellschaftliche Freude. Die Frauen fingen an zu weinen, die Kinder schrieen, so daß ich fast von Sinnen kam; und selbst wann ich zu Bett gegangen war, konnte ich oft vor Tagesanbruch nicht einschlafen, indem es mir däuchte, daß ich Moses noch drei Stunden lang beten hörte. Ich trug es, so lange als ich konnte, verbot ihm endlich, nicht mehr so laut zu beten, und Moses versprach es. Aber

bald übertrat er meinen Befehl; und ich habe es mir zur Regel gemacht, niemals meine Neger zu schlagen, aber sobald sie sich unverbesserlich zeigen, so verkaufe ich sie. Dieses hält sie besser in Zucht, als wenn sie gestraft werden. Ich vergab Moses zweimal, daß er so laut betete, aber das dritte Mal bin ich gezwungen, ihn zu verkaufen: sonst möchten auch die übrigen Neger meinen Befehlen bald ungehorsam werden."

B. „Sie erwähnten des Negers Hütte; er hat also wohl Familie?"

C. „Ja, er hat ein Weib und drei Kinder."

B. „Wie viel fordern Sie für dieselben?

C. „Wenn Sie ihn mit seiner ganzen Familie zu haben wünschen, will ich sie Ihnen für 700 Dollar überlassen."

B. „Das wünsche ich, und ich will Ihnen 1400 Dollar für Alle zusammen geben.

Der Herr C. ging dann mit dem Herrn B. nach seinem Comptoir, die nöthigen Papiere wurden ausgefertigt und der Handel abgeschlossen. Hierauf kehrten sie nach dem Schiffe zurück. Zu dem Neger tretend, welcher in tiefes Nachdenken und Trauer versunken schien, redete Herr B. ihn mit den Worten an: „Nun, Moses, ich habe dich gekauft."

Moses verbeugte sich ehrerbietig; eine innere Bewegung gab sich in seinem Gesichte kund, und er sprach:

„Sie sind jetzt mein Herr? wohin habe ich zu gehen? werde ich nach Georgia zu gehen haben?"

„Nein," versetzte B. „Ich bin ein Kaufmann und wohne hier; dort ist mein Geschäftslokal, und ich beabsichtige, dich in meinem Geschäfte zu gebrauchen; ich habe auch deine Frau und Kinder gekauft, damit ihr nicht getrennt werdet."

N. „Gelobet sei der Herr! und darf ich auch zuweilen zur Kirche gehen?"

B. „Ja, Moses, du kannst dreimal des Sonntags zur Kirche gehen, und auch in der Woche des Abends, du kannst beten, so viel du willst, so lange und so laut als es dir gefällt; und jedesmal, wenn du betest, magst du für mich, meine Frau und meine Kinder beten; denn wenn du fromm bist, so wird uns dein Gebet nicht zum Nachtheil gereichen, und wir bedürfen desselben.

Während Herr B. dem Moses alle diese Vortheile hersagte, strahlte aus dessen Augen die größte Freude, und er fing an laut zu lachen, Gott zu loben und zu danken. Und nachdem Moses seinem alten Herrn alles Beste gewünscht und ihm ein herzliches Lebewohl gesagt, folgte er dem Herrn B. nach dessen Geschäftslokal, um dort seinen neuen Dienst anzutreten.

Mit dem zurückkehrenden Schiffe wurden auch Moses' Frau und Kinder gebracht.

Im Anfang des nächsten Frühjahrs, als Herr B. eines Tages vor der Thür seines Geschäftslokals stand, sah er einen Herrn von einem Schiffe herabspringen und mit schnellen Schritten auf ihn zueilen. Er erkannte in ihm den Herrn C. Sie grüßten einander, und als Herr C. sich nach Moses erkundigte, sagte ihm Herr B., er sei eben mit Kornmessen beschäftigt, und nöthigte ihn hinaufzugehen. Bald wurde die Aufmerksamkeit des Herrn B. durch ein besonderes Geräusch auf dem Boden rege gemacht. Er horchte und vernahm, daß Jemand laut schluchzte und ein Anderer laut sprach; und als er anfing über die sonderbaren Bewegungen und Gesichtszüge des Herrn C. nachzudenken, wurde er besorgt und beschloß, selbst hinaufzugehen, um zu sehen, was oben vorgehe.

Als er auf die oberste Stufe der Treppe gelangte, sah er Moses mit einem Knie auf den Boden gestemmt und mit seinen Händen den Herrn C. umfassend, dabei schnellredend, während der Capitain laut weinte. Sobald Herr C.

sich wieder gesammelt hatte, erzählte er Herrn B., daß die Gebete Moses nie hätten aus seinem Sinne kommen wollen, und daß er im Verlauf des letzten Winters nebst seiner Frau und allen seinen Kindern zu Gott bekehrt worden sei.

Moses rief: „Danken Sie Gott, Herr C. Seitdem ich hier bin, habe ich Ihrer nie in meinem Gebete vergessen, ich habe beständig meines alten Herrn neben dem neuen gedacht. Danken Sie Gott; dies erinnert mich an Joseph in Egypten.“

Herr C. erzählte dann dem Herrn B., daß er nach Baltimore gekommen sei, in der Absicht, Moses und seine Familie zurückzukaufen. Aber Herr B. versicherte ihn, das gehe nicht an, indem er sich nicht von Moses trennen könne; und er beabsichtige, Moses und seine Frau in ihrem vierzigsten Jahre, und deren Kinder in ihrem fünfunddreißigsten Jahre freizugeben.

Moses hatte nicht Unrecht, sich mit Joseph in Egypten zu vergleichen. Denn als Joseph nach Egypten verkauft wurde, wandte es Gott zum Besten, und es gereichte ihm zu einem überschwenglichen Segen: so Moses. Joseph war in den Händen Gottes das Werkzeug, das Leben Derer zu retten, die ihn verkauft hatten; Moses in den Händen Gottes das Werkzeug, die Seele Desjenigen zu retten, der ihn verkauft hatte.

Der alte Moses lebt noch, und es geht ihm gut. Er hat schon seit langer Zeit seine Freiheit erhalten und wohnt jetzt in einem eigenen Hause; und ich glaube, er singt und betet noch nach Herzenslust.

Der Ungläubige und sein sterbendes Kind.

Das Kind lag am Scharlachfieber krank. Zehn Tage und Nächte waren schon unter wachsender Sorge und Angst vorübergegangen, da bestand der Vater, ein Ungläubiger, in der Stille der Nacht darauf, daß die Mutter des Kindes, bei welcher sich den Tag über Anzeichen der Krankheit gezeigt hatten, zu Bette gehen sollte.

Euston Hastings, der Vater, saß nun allein da, indem er mit einem erleichterten Herzen den unruhigen Schlaf der kleinen Eva bewachte. Um Mitternacht erwachte das Kind, warf sich von einer Seite zur andern und blickte verwildert umher.

„Was fehlt meinem Liebling?“ fragte der Vater mit zärtlichem Tone.

„Wo ist Mama? Eva möchte gern Mama haben, um das Vater Unser herzusagen.“

Der Vater hatte oft mit Freuden zugesehen, wie sein Kind mit gefalteten Händen neben seiner Mutter knieete, das Abendgebet herzusagen, oder, seit die Krankheit dessen Aufstehen vom Bette verhinderte, wie Eveline neben demselben knieete, die gefalteten Hände des Kindes in die ihrigen schloß und auf Eva's leise Worte lauschte. Er wußte daher wohl, was Eva mit dem einfachen Ausdruck, das „Vater Unser hersagen,“ meine.

„Mama schläft jetzt,“ sprach der Vater, „wenn sie aufwacht, will ich sie rufen.“

„Nein, nein, Papa! Eva schläft dann.“

„So will ich sie sogleich rufen, mein Liebling,“ — und er würde auch gegangen sein, aber die kleine Hand faßte ihn, um ihn zurückzuhalten.

„Nein, — wecke nicht die arme Mama auf, Papa, sage du das Vater Unser für Eva her.“

„Will Eva es dem Vater vorsagen? Sage es denn her, mein Liebling,“ sprach der Vater, als er sah, daß Eva, obschon die Hände gefaltet und die Augen andächtig geschlossen waren, doch still schwieg.

„Nein, Eva ist zu krank, Papa, — Eva kann nicht so viel sprechen, — Papa, kniee du hin und bete das Vater Unser, wie Mama letzte Nacht gethan hat, willst du, Papa?“

Wie konnte er dieser bittenden Stimme widerstehen? Indem er niederknieete, legte er seine Hand auf die gefalteten Hände seines Kindes, und zum ersten Male, seit er es als Kind in seiner Mutter Ohr geflüstert, sprachen seine Lippen dieses heilige Gebet aus, welches durch einen göttlichen Lehrer den Menschen gelehrt worden ist. Zu einer solchen Stunde und unter solchen Umständen konnte es nicht gleichgültigerweise hergesagt werden, und Eustin Hastings verstand wohl seinen wichtigen Inhalt — die Anerkennung von Gottes Oberherrschaft und die Uebergabe aller Dinge an Ihn. Er verstand es, sagen wir, aber er zitterte dabei. Sein Unglaube war vernichtet; allein er glaubte, wie die Unbekehrten glauben, und der Pulsschlag seines Herzens schien fast stillzustehen, während er betete, und das „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel,“ kam nur langsam über seine Lippen.

Beruhigt durch die Erfüllung ihres Wunsches, wurde Eva still und schien zu schlafen, doch nur einige Minuten lang. Plötzlich, mit einer stärkern Stimme, als seit längerer Zeit in dem Zimmer gehört worden war, rief sie aus: „Papa, Papa, — sieh da oben, Papa!“

„Ihre Augen hefteten sich hinauf an die Stubendecke, wie es Euston Hastings schien, denn er sah Nichts, während ein Freudenlächeln auf ihrem Angesicht spielte und ihre Arme sich emporstreckten, wie einem himmlischen Besucher entgegen.

„Eva kommt,“ rief sie wieder, „nimm Eva mit dir!“

„Will denn Eva den Papa verlassen?“ rief der Vater, während er bewußtlos seinen Arm über sie hinhielt, als ob er fürchtete, man wolle sie von ihm hinwegnehmen.

Mit emporgerichteten Augen, und indem sie ihre letzte Kraft anwandte, sich im Bett aufzurichten, sagte sie mit gebrochenen Tönen: „Papa, komm auch, — Mama — Großvater, — kleiner Bruder, lieber Pap“ . . .

Das letzte Wort konnte nur das lauschende Ohr der Liebe verstehen, es endete mit einem Seufzer, und Hastings fühlte, während er die Kleine umfaßte und ihr lächelndes Gesicht betrachtete, daß ihn seine Eva auf immer verlassen habe. Die Erinnerung der eben erlebten Scene ließ es ihn fast unmöglich erscheinen, daß sein Kind wirklich todt sei; doch die Wirklichkeit war zu überzeugend. Seitdem war ihm der Himmel mit seinen Engeln, den Geistern des Allerhöchsten, ein beseligender Gedanke; er war der Wohnplatz seiner Eva, und sein Herz sehnte sich darnach ihn zu sehen. Seine stolze, harte, unbeugsame Natur hatte gelernt zu zittern vor den Befehlen Dessen, „der herrschet über die himmlischen Heerschaaren und unter den Einwohnern der Erde.“ Das Wesen und die Natur dessen, was er seither als Irrthum und Wahn betrachtete, wurde nun zu Thatsachen von unaussprechlicher Wichtigkeit für ihn. Wollte Gott nun alle Segnungen seines Lebens eine nach der andern ihm entziehen, um sein gottloses Herz zu zermalmen, welches seine Majestät verachtet und sein Dasein geleugnet hatte? Oder war Er „so langmüthig, so unendlich gnädig und barmherzig, „daß Er auch ihm zeigen wollte, daß seine Macht die Macht eines Heilandes sei?

Das waren seine Gedanken, als er mit vermehrter Angst sich vom Grabe seines geliebten Kindes wegwandte, um am Bette der leidenden Eveline zu wachen. Sie hatte die schreckliche Krankheit von ihrer kleinen Eva geerbt und lag viele Tage da, unbewußt ihrer eigenen Gefahr und der Todesangst

ihres Mannes. Aber Gott war barmherzig, und der Mann und Vater erhielt sie vom Rande des Grabes zurück. Das Herz, welches durch das Strafgericht erweckt war, wurde durch die Gnade erweicht. Das Bewußsein seiner eigenen Unwürdigkeit, die Furcht, daß er nicht mehr erhört werden könne, hatte den Angstruf bei ihm zurückgehalten, und die ersten Worte, welche aus seinem Herzen zum Himmel emporstiegen, waren Worte des Preises und Dankes für die erbarmungsvolle Liebe Gottes.

Der einzige Sohn, oder noch eine Probe.

Ein Prediger, der Vater einer zahlreichen Familie, hatte nur einen einzigen Sohn und gab diesem eine wissenschaftliche sowohl als religiöse Erziehung. In seinem Gebete empfahl er ihn oft der Obhut Gottes, und von der strengen und langerprobten Rechtlichkeit des Vaters ist es wohl anzunehmen, daß er ihm frühzeitig die reinsten Grundsätze einprägte.

Seine Studien waren darauf berechnet, ihm dereinst zu einer achtungswerthen Stellung in der menschlichen Gesellschaft zu verhelfen, und eine Zeitlang schien er wirklich der elterlichen Liebe und Sorgfalt lohnend zu entsprechen. Da er die Prüfung auf eine Weise bestanden hatte, welche seinen Talenten und seinem Fleiße Ehre machten, so wurde er, obgleich seine Eltern trotz ihrer beschränkten Mittel bereits bedeudeutende Opfer für ihn gebracht hatten, einem geschickten Arzte von höchst achtungswerthem Charakter zur weiteren Ausbildung übergeben, und Alles gethan, was dazu beitragen mochte, dem vielversprechenden Jüngling eine bedeutende Stellung in seinem Fache zu sichern.

Er gerieth jedoch in einen schlechten Lebenswandel und fiel tiefer und tiefer ins Verderben. Um ihn nun von

der schlechten Gesellschaft, in die er gerathen war, zu trennen, und ihm Gegenheit zu geben, sich die Ehre und Achtung seiner Mitmenschen wieder zu erwerben, hielt man es für nöthig, ihn in die Fremde zu schicken. Seine liebreichen, wenngleich sehr bekümmerten Eltern thaten, so viel in ihren Kräften stand, um ihm zu einer guten Brodstelle in einem fremden Lande zu verhelfen. Aber auch hier setzte er seinen schlechten Lebenswandel fort, und in kurzer Zeit war alles Geld, das seine Eltern ihm mitgegeben, durchgebracht. Er fand, daß der Weg der Sünder ein harter Weg ist, indem er in die äußerste Armuth gerieth.

Es gelang ihm endlich eine Schiffsgelegenheit zur Ueberfahrt nach seinem Geburtslande zu finden. Während der Reise hatte er Zeit zum Nachdenken, nnd man sollte denken, daß seine traurige Lage ihn veranlaßt hätte, sich zur Besserung zu entschließen. Aber dieses war nicht der Fall, im Gegentheil, er wurde noch schlechter; und man ertappte ihn während der Reise bei einer ehrlosen Handlung. Er kam deshalb in Arrest, und als das Schiff im Hafen ankam, wurde er als Dieb in's Gefängniß gebracht. Den nächsten Tag kam er vor's Gericht, wurde schuldig befunden und zu sechsmonatlicher Gefängnißstrafe verurtheilt. Er befand sich hier in der Gesellschaft der gemeinsten Verbrecher.

Durch eine göttliche Fügung kam dieses zur Kenntniß eines Predigers in der Stadt, der seinen Vater gut kannte. Achtung für den Vater bewog den Prediger den Sohn zu besuchen, und er fand ihn ohne anständige Kleider in Gesellschaft mit Vielen, die sich in gleicher Lage befanden; doch war Etwas in seinem Benehmen und Aussehen, das ihn von den Uebrigen unterschied — eine Feinheit im Betragen, welche zeigte, daß er nicht immer zu dem Auswurf der Gesellschaft gehört hatte. Der Prediger benachrichtigte seinen Vater von

der Zurückkunft und Einkerkerung des Sohnes. Die Gefühle des christlichen Vaters, der zärtlichen Mutter und der liebenden Schwestern, beim Empfang des traurigen Briefes, können nicht beschrieben werden. Der Absender dieses Briefes erhielt als Antwort ein Danksagungsschreiben, mit dem Auftrage, dem Sohn bekannt zu machen, daß, da er seines Vaters Namen und Stellung so entehrt und die frühere Vergebung mißbraucht habe, er nicht mehr in das väterliche Haus kommen dürfe, denn die Familie wolle ihn nicht mehr annehmen noch anerkennen. Dem ungeachtet unternahm es der Prediger sich für ihn zu verwenden, jedoch vergeblich. Die Zeit kam heran, da der junge Mann frei werden sollte, und der Prediger bestürmte den Vater auf alle mögliche Weise, noch einmal eine Probe mit ihm zu machen, indem er zugleich versprach, sich für ihn zu verwenden, damit er eine Stelle als Chirurg auf einem Schiffe erhalte, das eine lange Reise in ein entferntes Land mache. Der Vater gab nach und willigte ein, mit dem Sohne noch eine Probe zu machen.

Als er aus dem Gefängniß entlassen war, nahm ihn der Prediger für einige Zeit in sein Haus auf, kleidete ihn und sandte ihn mit der Post zu seinem Vater. Bald nachher erhielt er die nachgesuchte Anstellung und segelte in ein entferntes Land, von wo er erst nach vielen Monaten zurückkam. Während seiner Abwesenheit wurde er veranlaßt, sorgfältig über seine Aufführung nachzudenken. Er erkannte vollkommen seine Thorheit und ward tief gedemüthigt bei dem Gedanken an seine Vergehen gegen die menschliche Gesellschaft, gegen seinen Vater und seinen Gott. Er kehrte als ein ganz anderer Mensch zurück zu seinen Eltern. Sie gaben ihm den Rath, noch eine zweite und dritte Reise zu machen, auf welchen seine Aenderung erprobt und bestätigt wurde. Wie früher Kummer und Sorgen, so bereitete er seinen Angehörigen jetzt Trost und Freude. Anständig in seinem Betragen, anhaltend

in den Studien seines Faches, kam er nicht nur als ein Bußfertiger zu seinem irdischen Vater zurück, sondern auch zu seinem himmlischen Vater, von welchem er gnädig angenommen wurde und Gnade erlangte. Wie seine Eltern sonst für ihn gebetet und um ihn geseufzt und geweint hatten, so lobten und priesen sie jetzt Gott für seine gnädige Erhörung. Zuletzt ließ er sich als Arzt in seinem Geburtsorte nieder, war sehr glücklich in seinen Kuren, kam zu Wohlstand und wurde in der Kirche, deren Mitglied er war, sehr nützlich. Er war im Stande, seine Eltern in ihren alten Tagen zu versorgen, ihnen die Schwächen und Gebrechlichkeiten des Alters zu erleichtern, und sie hatten nun so viel Ehre von ihm, als früher Schande. Nach ihrem Tode sorgte er wie ein Vater für seine verwaisten Schwestern. Dem Prediger, welcher sich seiner angenommen, war es eine Freude zu sehen, wie er in dem Kreise, in dem er sich bewegte, so geachtet wurde; und da er nach Jahren einer ehrenvollen Thätigkeit durch körperliche Schwäche genöthigt war, sich von Geschäften in's Privatleben zurückzuziehen, so nahm er die Achtung Vieler, das Zeugniß eines guten Gewissens und das Wohlgefallen Gottes mit sich.

In seiner Zurückgezogenheit wurde er immer kränklicher und endlich auf's Krankenlager geworfen, von dem er nicht wieder aufkam. Allein er erwartete den Tod mit Ruhe und starb, wie er schon lange gelebt hatte, als ein demüthiger, frommer Christ.

Dieses waren die lieblichen Folgen von noch einer Probe. Auch zeigen sich im Vorstehenden die Folgen beider Wege: Schande ist Folge der Sünde, Ehre und gutes Fortkommen die Belohnung der Frömmigkeit. Hätte dieser Verlorne, beim Austritt aus dem Gefängniß, die väterliche Thür verschlossen gefunden, sein Untergang wäre die Folge gewesen.

Was für unser Verhältniß zu Gott hieraus folgt, überlassen wir Jedem selbst. Hat Gott nicht auch noch eine Probe mit uns gemacht, und mit welchem Erfolg?

Jack und sein Herr.

Auszug aus der Reisetasche eines alten Reisepredigers.

„Segnet, die Euch fluchen. Christus.

Es gereichte mir zur großen Freude in meinem Predigtamte, daß es mir oft vergönnt war, den armen Negern das Evangelium zu predigen; ich habe unter ihnen einige der getreuesten Nachfolger meines Herrn — „lebendige Briefe“ gefunden. Wie groß auch immer die Mängel der Afrikaner hinsichtlich ihres Verstandes sein mögen, so fehlen ihnen doch keineswegs moralische und gesellige Gefühle. Religion faßt bei dem Neger tiefe Wurzel und beseelt ihn mit geistigem Leben, welches ihn in der elendesten Erniedrigung fröhlich macht.

Obgleich die Neger von Natur furchtsam sind, so habe ich doch solche kennen gelernt, welche für Christus die härtesten Verfolgungen mit einer solchen frommen Standhaftigkeit erduldet haben, daß die Wuth der Verfolger dadurch überwunden wurde. Die folgende rührende Erzählung handelt von einem Sklaven, der später seßhafter Prediger wurde und dieselbe in einer seiner Predigten vortrug:

„Als ich noch ein junger Bursche war, lebten keine fromme Leute in unserer Nachbarschaft; aber ich hatte einen jungen Massa, ungefähr von meinem Alter, der die Schule besuchte. Dieser war mir sehr gewogen und pflegte Abends in die Küche zu kommen, um mich in der Aufgabe, welche er selbst den Tag über in der Schule gelernt hatte, zu unterrichten. Auf diese Weise lernte ich lesen.

Da ich beinahe erwachsen war, beschäftigten wir uns mit dem neuen Testament und kamen überein, dasselbe Vers für Vers zu lesen; einer sollte dem andern die Fehler verbessern, um auf diese Weise richtig lesen zu lernen.

Bald wurden wir Beide von unserer Sündhaftigkeit überzeugt, und wir faßten den Entschluß, vereint das Heil unserer Seelen zu suchen. Der Herr erhörte unser Gebet und gab uns Beiden eine lebendige Hoffnung auf das Verdienst unseres Heilandes. Dann fing ich auch an, Betversammlungen unter den Schwarzen zu halten und ihnen zu predigen.

Mein alter Massa fand bald aus, was vorging. Er wurde besonders darüber sehr aufgebracht, daß sein Sohn gottesfürchtig geworden war. Er verbot mir, Versammlungen zu halten, indem er drohte, daß, sollte ich es dennoch thun, er mich hart dafür peitschen werde. Doch ich fuhr fort, jeden Sonntag Morgens und Abends zu predigen und zu ermahnen, wofür mich mein alter Massa jeden Montag Morgen festbinden und mit einer Peitsche so schlagen ließ, daß mein Rücken einer immerwährenden Wunde glich. Auf solche Weise mußte ich meine Arbeit von Tag zu Tag unter großen Schmerzen verrichten. So verlebte ich beinahe anderthalb Jahre. An einem Montag Morgen ließ mich mein Massa wie gewöhnlich von meinen Mitsklaven an einen Baum auf dem Hofe anbinden und meinen Rücken entblößen, damit ich desto schärfer die Streiche der Peitsche fühlen sollte. Es war ein schöner Sommermorgen; hell strahlte die Sonne, und Alles um uns sah lachend und freundlich aus. Mein Massa kam ruhig auf mich zu, nahm seinen Platz ein, sah mich scharf an, allein die Peitsche blieb an seiner Seite hängen. Sein Gewissen war erwacht und ein wichtiger Augenblick seines Lebens herangenaht.

„Nun Jack“, sagte er, „dein ganzer Rücken ist mit Narben und Wunden bedeckt; ich sehe keine freie Stelle mehr,

wohin man schlagen könne. Du eigensinniger Wicht, wie lange denkst du auf diese Weise fortzufahren?"

„So lange, Massa, als der Herr mir das Leben schenkt," war meine Antwort.

„Gut, was für Absichten hast du dabei?"

„An dem Morgen der Auferstehung, wenn mein armer Körper aus dem Grabe hervorgehen wird, werde ich meinem himmlischen Vater diese Narben als Zeugen meiner Treue in Seinem Werke zeigen."

Er befahl mich loszubinden und schickte mich aufs Feld, um Korn zu behacken. Spät am Abend kam er den Weg entlang, bald hier bald dort Unkraut ausziehend, bis er an meiner Seite war und mir dann befahl, mich niederzusetzen.

„Jack," sagte er, „sage mir die Wahrheit. Du weißt, wie dein Rücken seit langer Zeit von den Striemen der Peitsche zerfleischt gewesen ist; du hast hart dabei arbeiten müssen und bist ein armer Sklave. Sage mir aufrichtig, bist du bei solchen Leiden glücklich, oder nicht?

„Ja, Massa, ich glaube, ich bin so glücklich, als nur immer ein Mensch auf Erden sein kann."

„Nun denn, Jack," sagte er, „ich bin nicht glücklich. Du sagst, daß deine Religion dir befiehlt, für solche zu beten, die dir Böses thun. Willst du nun wohl für deinen alten Herrn beten?"

„Gewiß von ganzem Herzen," sagte ich. Wir knieeten zusammen nieder und ich betete für ihn. Von der Zeit an suchte er mich immer auf dem Felde auf, und ich betete so lange mit ihm, bis er endlich im Blute des Lammes Frieden fand. Nach dieser Zeit lebten wir als Brüder in derselben Kirche zusammen. Auf seinem Sterbebette schenkte er mir meine Freiheit und ermahnte mich, mit dem Predigen so lange ich lebte fortzufahren; er hoffe, ich werde ihn endlich im Himmel wiederfinden.

„Ich habe," sagte Jack, „viele Brüder gekannt, die ich liebte, doch keinen habe ich so sehr geliebt, als meinen alten Massa. Ich hoffe, im Himmel sehe ich ihn wieder."

Die beiden Bierfiedler.

In einem Städtchen von etwa 5000 Einwohnern, im Westen Englands, lebten vor einigen Jahren zwei Menschen, welche ich A. B. und C. D. nennen will, welche in den gemeinsten Kneipen auf ihrer Geige vor verworfenem und liederlichem Gesindel aufspielten und dazu sangen. Davon lebten sie und sie waren des Teufels Diener in dem Tempel der Gottlosigkeit. Da sie selbst leichtfertige Gesellen waren, so spielten und tanzten sie, indeß Andere sich in den Strudel sündiger Lust stürzten. Beide hatten alle religiösen Rücksichten abgeworfen, und der Sonntag, anstatt sie von ihrer wilden lustigen Lebensweise zurückzuhalten, wurde nur zu desto größerer Zügellosigkeit verwendet. Es hätten wohl Wenige gewagt, auf die Bekehrung dieser beiden, so auffallend ungehorsamen Unterthanen des Königs von Zion zu hoffen, und noch Wenigere hätten sich herbeigelassen, innig und ernstlich im Glauben für die Bekehrung derselben zu beten. Haben wir aber nicht die göttliche Bürgschaft, ja Aufforderung, die Befestigungen des Satans zu erstürmen, ja selbst die Führer der feindlichen Kriegsheere zum Kreuze Christi zu bringen? Ist für den Herrn Etwas zu schwer? Kann nicht die göttliche Macht für einen solchen moralischen Kampf zu Hülfe gerufen werden durch die standhaften, gläubigen, verbrüderten, eifrigen Gebete der christlichen Kirche? und sollten wir nicht in Betracht ziehen — ob, wenn wir auch nicht die Macht hätten, zu erhalten und zu retten, wir nicht wenigstens Macht haben,

zu zerstören? Unsere gegenwärtige Erzählung wird wenigstens zum Theil eine Antwort auf diese Frage geben.

Zu der Zeit von der wir reden und da ich als Prediger in dem erwähnten Städtchen wirkte, fand eine gnadenreiche religiöse Erweckung statt, und nach langer geistiger Dürre fingen die lieblichen Früchte des Geistes an, sich in reichlicher Fülle zu zeigen. Die Kirche erwacht aus ihrem Schlafe und nimmt in kräftigen Gebeten ihre Zuflucht zu Gott und ringt mit Ernst um das Heil der Seelen, und der Erfolg ist, daß „eine große Zahl gläubig ward und sich zum Herrn bekehrte.“ Einige Diener Gottes beteten insonderheit für die Seligkeit der schlimmsten Sünder des Ortes. Zu wiederholten Malen habe ich das Gebet vernommen: „Rette die Verworfensten, o Herr; erweiche die Gottlosesten unter den Gottlosen; ehre deinen Sohn, indem du die Schuldigsten ihm zu Füßen legst!“ Ich glaube, Gott erhörte dieses Gebet, und selbst das verhärteste Gewissen fühlte seine Macht. Auch die beiden Bierfiedler fühlten die mächtige Kraft Gottes. A. B. beugte sich und wurde bekehrt; C. D. widerstand und „verdarb plötzlich.“ Gott war in dem einen Falle mächtig zu erhalten, in dem andern mächtig zu verderben; der Eine wurde ein Denkmal seiner Gnade, der Andere seiner Strafgerechtigkeit.

A. B. hatte um diese Zeit bereits lange Jahre in gänzlicher Vernachlässigung des Sonntags und aller Gnadenmittel gelebt. Jetzt wird — er weiß kaum wie — sein Gewissen geweckt, Gesang und Tanz haben ihren Reiz verloren, und in seinem Elend verirrt er sich an einem Wochentage Abends in unsere Kapelle. Es ist eben Gebetsversammlung; eifrige Sucher nach der Seligkeit, die von den Kirchen-Aeltesten zum Lamme Gottes gewiesen werden, haben sich bereits um den Betaltar versammelt; sie singen, beten. Schon während des ersten Gebets wird A. B. in demüthiger Zerknirschung

durch die Macht Gottes niedergeworfen, er kann nicht aufstehen, er weint — bald verzweifelnd, dann wieder hoffend. Nahe an drei Stunden fleht er um den Segen der Sündenvergebung, das eine Mal „aus der Angst seines Herzens schreiend," das andere Mal sprechend: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn." Mehrere hatten in dieser Pfingstversammlung Gnade gefunden. Zuletzt, als die Versammlung sich ihrem Ende näherte, verwandelte sich A. B.'s göttliche Traurigkeit in Freude, und er konnte bezeugen, daß, obgleich der vornehmste Sünder, Jesus jetzt sein Heiland sei. Mit Entzücken und Wahrheit konnte er ein neues Lied singen:

„Sein Blut wäscht rein von aller Schuld,
Sein Blut kommt mir zu gut."

Als verdammter, vernichteter Sünder war er zum Gebethause gekommen, als ein durch die Gnade Gottes geretteter Sünder ging er wieder hinaus. A. B. ist Glied einer Familie: wird dieser Sauerteig die gottlose Familie durchsäuern? Er hat ein Weib, eine Mutter und noch Einen, der als der Mann der Mutter gilt, wenn auch nie mit derselben verheirathet. Alle leben unter demselben Dache und führen einen gänzlich unchristlichen Lebenswandel. Den Abend kehrt A. B. nach Hause zurück „in Christo Jesu eine neue Kreatur", und bekennt sich zu Christo, wobei er seiner Bekümmerniß um Weib und Mutter Worte giebt, daß auch diese des gleichen köstlichen Glaubens theilhaftig werden möchten. Seine Geige zerschlägt er und seine schmutzigen Lieder übergiebt er den Flammen, entschlossen, so weit als möglich Alles, was an seine frühere entwürdigende Knechtschaft erinnert, zu vernichten. Er arbeitet eifrig an seinem Seelenheil, und es gelingt ihm, Weib und Mutter zum Besuch des öffentlichen Gottesdienstes zu bewegen, während er zugleich unablässig für ihr Seelenheil betet. Etwa zehn Tage nach seiner eigenen Bekehrung

fangen auch Weib und Mutter an, für sich zu beten. Die Frau befindet sich mehrere Tage in dem tiefsten Bußkampfe, und darnach kömmt die Erlösung. Die Mutter aber, traurigen, unklaren Gedanken hingegeben, ist nahe daran, in dumpfe Verzweiflung zu versinken. Ich erfahre jetzt, sie und die Person, mit der sie mehrere Jahre zusammengelebt habe, seien nie ehelich eingesegnet worden, und sie fühlt in sich eine starke Aufforderung, entweder ihn zu verlassen oder auf Vollziehung der ehelichen Einsegnung zu dringen. „Ich bin entschlossen," sprach sie, „ich habe gedroht, ihn verlassen zu wollen, wofern er sich nicht mir antrauen lassen will. Ich will Alles thun, jedes Opfer bringen, um meine Seele zu retten. Wollen Sie nicht mit ihm deshalb reden?" Er hatte aber in dem spanischen Kriege als Soldat unter Wellington gedient und galt als trotzig, rauh und gottlos, so daß man an eine Zusammenkunft mit ihm zu einem solchen Zwecke nicht sehr gern denken mochte. Allein zu meinem Erstaunen hörte er mir geduldig zu und versetzte dann: „Gut, wollen Sie es umsonst thun, so habe ich nichts dagegen." Die Trauung wurde sogleich vollzogen. Die Frau konnte sich bald des Besitzes der kostbaren Perle erfreuen, während ihr Mann wenigstens einen bessern Lebenswandel anfing, auch das Gotteshaus regelmäßig besuchte, und ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, daß auch er Gnade finden werde, ehe die Thür verschlossen ist.

Was wurde aber aus dem andern Bierfiedler C. D.? A. B. ist zum Heiland gebracht und wird das Mittel, seine Frau und Mutter zu demselben Heiland zu bringen. C. D. aber sündigte, in dieser Zeit gnadenreicher Heimsuchung nur noch schamloser und frecher. Gott redete gnädig und mit kräftigen Beweisen zu ihm; allein umsonst. Er will sich durch die Barmherzigkeit und Macht Gottes nicht retten lassen: darum bleibt Nichts übrig, als daß er durch die Gerechtigkeit

und Macht Gottes verderbe. Die Cholera wüthete damals in einigen Gegenden Englands. C. D. trieb seine verwegene Gottlosigkeit so weit, daß er ein gotteslästerliches Choleralied in einer gemeinen Bierstube sang und spielte und darauf, um 10 Uhr Abends, auf die offene Straße hinauslief, tanzend und singend und das abscheuliche Lied spielend. Sein Sündenbecher ist jetzt voll — die Gnade zieht sich von ihm zurück — die Gerechtigkeit nahet, um die Strafe an ihm zu vollziehen — der Gesang verstummt — die Geige fällt zur Erde — und der arme C. D. ihr nach. Der strafende Zorn Gottes hat ihn ereilt; die Zuschauer bringen ihn ins nächste Wirthshaus, und nach einigen Stunden schrecklicher Todesangst wird er ein Raub des Todes. Allen wird es offenbar, wie schrecklich es ist, in die Hand des Gottes zu fallen, der dem unverbesserlich Gottlosen ein „verzehrend Feuer" ist.

Staffordshire, England, 4. Februar 1853.

Ein Reiseprediger.

Der Kajüten-Junge.

Als wir uns dem Ende unserer Reise von Westindien näherten, ward das Wetter stürmisch, so daß die See öfters sehr hoch ging und unsre Fahrt unangenehm wurde. Ein Matrose, der sich zu Anfang der Reise schlecht betragen hatte, und mit welchem die Mannschaft keine Gemeinschaft halten wollte, war am Fieber erkrankt. Er war ein böser uud gottloser Mensch gewesen; und nun, da sein Ende heranzunahen schien, war es sehr zu wünschen, daß sich Jemand seiner Seele annehmen möchte. Der Kapitain und die Mannschaft waren gleichgültig dagegen; und ich war so krank gewesen, daß ich kaum im Stande war, meine Koje zu verlassen.

Es traf sich aber, daß ein Junge an Bord war, dem die Matrosen den Spottnamen „der fromme Jack“ beigelegt hatten; oder auch, was ihm nicht weniger zur Ehre gereichte, sie pflegten ihn Jack Raikes zu heißen, weil er in einer der Sonntagsschulen des trefflichen Robert Raikes von Gloucester erzogen worden war. Allein Jack bekümmerte sich wenig um die Stichelreden und Spöttereien der Matrosen, und die Sanftmuth, Geduld und Gelassenheit, mit welcher er den Hohn und Spott Vieler an Bord ertrug, veranlaßten mich oft zu dem Ausruf: „Aus dem Munde der Kinder hast du eine Macht zugerichtet, um deiner Feinde willen.“

Während Williams, jener Matrose, dem Sterben nahe war, sowie während der ganzen Zeit seiner Krankheit, hatte ihm Niemand den geringsten Liebesdienst erzeigt, ausgenommen der kleine Jack und ein Negerweib, die sich als Amme eines Kindes an Bord befand, das sie ihren Verwandten in England überliefern sollte. Diese Frau, die unter dem Namen Klio ging, sorgte für die Bedürfnisse des sterbenden Matrosen und pflegte ihn mit großer Liebe.

Die kleine Kreolin, die Pflegebefohlene der Klio, war ein allerliebstes Mädchen von 4 Jahren. Ich sah sie nicht selten; denn wenn es die Witterung erlaubte, vergnügte sie sich gewöhnlich auf dem Verdeck, mit einem Lieblings-Zicklein, das man ihretwegen verschont hatte, und das ihr auf Schritt und Tritt nachfolgte. Sie hatte es gelehrt die Schiffstreppe auf und nieder zu steigen, und fast jeden Morgen brachte sie es auf den Armen mit in meine Kajüte, wenn sie kam, sich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Jene vortreffliche Negerin nahm sich mit großer Sorgfalt der Kranken und der Kinder an, von denen wir zwei oder drei an Bord hatten; und obgleich ihre Begriffe von den tieferen Lehren des Christenthums sehr beschränkt waren, so besaß sie doch einige Erkenntniß von der Heilswahrheit und

fühlte tief für die Seele des sterbenden Mannes. Sie konnte selbst nicht lesen, doch wußte sie, daß die Bibel den Gott der Christen offenbarte, und den Weg zum Himmel lehrte. Daher saß sie denn auch Tag für Tag und hörete mit andächtiger Aufmerksamkeit zu, wenn der gute Jack aus dem Gottesbuche vorlas, und oft auch den Williams beredete zuzuhören.

So ging das eine Weile fort, bis Jack eines Tages mit verweinten Augen und verstörtem Blick in meine Kajüte trat. Ich schloß aus seinem ganzen Wesen, daß Williams gestorben sei, und dem armen Jack keine Hoffnung hinterlassen habe. „Was giebts, Jack," rief ich, indem ich mich schnell von meinem Lager in die Höhe richtete, „was hat sich ereignet? Williams — ist er todt?"

„Lieber Herr," sagte der Junge, sich nicht an meine Frage kehrend, „Williams, der arme Williams ist in großer Seelennoth; er behauptet, er sei verloren; er sei ein elender Sünder — er müsse — ach, mein Herr, ich kann das Wort nicht sagen — er sagt, Gott werde ihn an den Ort führen —" (hier brach derJunge in einen Strom von Thränen aus.)

„Lieber Junge," sagte ich, „laß dich das nicht so bitterlich bekümmern. Es ist gut, daß Williams das alles fühlt, nimm's, mein Kind, als ein gutes Zeichen aus der Hand deines himmlischen Vaters an, der deine Gebete und deine Werke der Liebe für diesen Sünder nicht vergessen hat. Gehe wieder zu ihm, und heiß ihn den Namen Gottes anrufen, der gesagt hat: „Rufe mich an in der Noth, so will Ich dich erretten." Sage ihm, daß Gott das wirklich ist, wofür er Ihn hält: ein gerechter Gott, der den Schuldigen nicht rein sprechen wird ohne eine Versöhnung; heiß ihn glauben an das Blut der Versöhnung, die bereits für Vieler Sünden geschehen ist; sage ihm, Gott **kann** gerecht bleiben, selbst

Es traf sich aber, daß ein Junge an Bord war, dem die Matrosen den Spottnamen „der fromme Jack“ beigelegt hatten; oder auch, was ihm nicht weniger zur Ehre gereichte, sie pflegten ihn Jack Raikes zu heißen, weil er in einer der Sonntagsschulen des trefflichen Robert Raikes von Gloucester erzogen worden war. Allein Jack bekümmerte sich wenig um die Stichelreden und Spöttereien der Matrosen, und die Sanftmuth, Geduld und Gelassenheit, mit welcher er den Hohn und Spott Vieler an Bord ertrug, veranlaßten mich oft zu dem Ausruf: „Aus dem Munde der Kinder hast du eine Macht zugerichtet, um deiner Feinde willen.“

Während Williams, jener Matrose, dem Sterben nahe war, sowie während der ganzen Zeit seiner Krankheit, hatte ihm Niemand den geringsten Liebesdienst erzeigt, ausgenommen der kleine Jack und ein Negerweib, die sich als Amme eines Kindes an Bord befand, das sie ihren Verwandten in England überliefern sollte. Diese Frau, die unter dem Namen Klio ging, sorgte für die Bedürfnisse des sterbenden Matrosen und pflegte ihn mit großer Liebe.

Die kleine Kreolin, die Pflegebefohlene der Klio, war ein allerliebstes Mädchen von 4 Jahren. Ich sah sie nicht selten; denn wenn es die Witterung erlaubte, vergnügte sie sich gewöhnlich auf dem Verdeck, mit einem Lieblings-Zicklein, das man ihretwegen verschont hatte, und das ihr auf Schritt und Tritt nachfolgte. Sie hatte es gelehrt die Schiffstreppe auf und nieder zu steigen, und fast jeden Morgen brachte sie es auf den Armen mit in meine Kajüte, wenn sie kam, sich nach meinem Befinden zu erkundigen.

Jene vortreffliche Negerin nahm sich mit großer Sorgfalt der Kranken und der Kinder an, von denen wir zwei oder drei an Bord hatten; und obgleich ihre Begriffe von den tieferen Lehren des Christenthums sehr beschränkt waren, so besaß sie doch einige Erkenntniß von der Heilswahrheit und

fühlte tief für die Seele des sterbenden Mannes. Sie konnte selbst nicht lesen, doch wußte sie, daß die Bibel den Gott der Christen offenbarte, und den Weg zum Himmel lehrte. Daher saß sie denn auch Tag für Tag und hörete mit andächtiger Aufmerksamkeit zu, wenn der gute Jack aus dem Gottesbuche vorlas, und oft auch den Williams beredete zuzuhören.

So ging das eine Weile fort, bis Jack eines Tages mit verweinten Augen und verstörtem Blick in meine Kajüte trat. Ich schloß aus seinem ganzen Wesen, daß Williams gestorben sei, und dem armen Jack keine Hoffnung hinterlassen habe. „Was giebts, Jack," rief ich, indem ich mich schnell von meinem Lager in die Höhe richtete, „was hat sich ereignet? Williams — ist er todt?"

„Lieber Herr," sagte der Junge, sich nicht an meine Frage kehrend, „Williams, der arme Williams ist in großer Seelennoth; er behauptet, er sei verloren; er sei ein elender Sünder — er müsse — ach, mein Herr, ich kann das Wort nicht sagen — er sagt, Gott werde ihn an den Ort führen —" (hier brach der Junge in einen Strom von Thränen aus.)

„Lieber Junge," sagte ich, „laß dich das nicht so bitterlich bekümmern. Es ist gut, daß Williams das alles fühlt, nimm's, mein Kind, als ein gutes Zeichen aus der Hand deines himmlischen Vaters an, der deine Gebete und deine Werke der Liebe für diesen Sünder nicht vergessen hat. Gehe wieder zu ihm, und heiß ihn den Namen Gottes anrufen, der gesagt hat: „Rufe mich an in der Noth, so will Ich dich erretten." Sage ihm, daß Gott das wirklich ist, wofür er Ihn hält: ein gerechter Gott, der den Schuldigen nicht rein sprechen wird ohne eine Versöhnung; heiß ihn glauben an das Blut der Versöhnung, die bereits für Vieler Sünden geschehen ist; sage ihm, Gott *kann* gerecht bleiben, selbst

indem er alle Sünden vergiebt, wenn der Sünder sich auf seine Barmherzigkeit in Christo Jesu verläßt.“

„Mein Herr!“ erwiderte Jack, „ich hab' ihm das Alles schon gesagt: aber er sagt, er könne es nicht glauben. Er sagt, Jedermann könne Vergebung der Sünden erlangen, nur er nicht. Ich hab ihm die Geschichte des Schächers am Kreuz vorgehalten, so wie die von den in der eilften Stunde gerufenen Arbeitern, die von dem verlornen Sohn und alle die Gleichnisse, die von Gottes Liebe zu Sündern handeln, und wie Christus in die Welt gekommen ist, Sünder selig zu machen, selbst die vornehmsten! Allein er sagt, er könne das nicht glauben; er will nicht beten.“

„Geh' dennoch wieder zu ihm, mein guter Junge; lies ihm vor, und dann will ich kommen, und mit ihm beten.“ — Dies sagte ich, weil ich zur Zeit noch nicht wußte, daß der Junge selbst im Stande war für Andere zu beten. Ich erhob mich mit Mühe und schlich zu dem Orte, wo Williams in seiner Hängematte aufrecht saß. Sein Gesicht war blaß und entstellt, seine Augen eingesunken, und seine Brust kämpfte mit der schweren Todesangst. Jack und Klio lagen beide auf den Knieen neben seiner Koje; Jack las das Gebet für Kranke. Nach jeder Bitte hielt er inne, um des Sterbenden Gegenspruch zu vernehmen, und sagte endlich, er wolle nicht weiter beten, wenn Williams sich weigere, zu beten. „Oeffne dein barmherziges Auge, o allergnädigster Gott!“ sagte der Junge endlich, indem er das Buch zumachte, vermuthlich aus dem Gedächtniß, oder aus der Fülle seines eigenen Herzens, „öffne dein barmherziges Auge über diesen sterbenden Mann, der auf's sehnlichste Gnade und Vergebung begehrt, aber nicht darum bitten will!“

„Ach auf's sehnlichste!“ rief der arme Mensch mit einer Stimme, so voll vom Gefühl der Bitterkeit des Todes, daß mir das Blut in den Adern fast erstarrte. „Erneuere in ihm,

allerliebster Vater," fuhr der kleine Fürsprecher fort, "was durch die List oder die Bosheit des Teufels, oder durch seinen eigenen fleischlichen Sinn zerstört worden ist. O rechne ihm nicht die Schuld seiner früheren Sünden zu!" Hier hielt der Junge wieder inne, und schaute flehend dem Williams in's Angesicht, als wollte er ihn bewegen, die Bitte zu wiederholen; allein der Sterbende antwortete nur mit einem Blick voll Grauen. "Um Christi willen," fuhr der kleine Beter fort, "der unsre Sünden an seinem eigenen Leibe auf dem Holze getragen hat, erbarme dich über den Harry Williams! Ihm bleibt keine andere Hoffnung übrig, o Herr! als allein deine Gnade! O gieb ihm deinen Trost!"

"Ich habe keine Hoffnung!" rief Williams aus, "ich habe keine Hoffnung!" — O blicke herab aus der Höhe deines Heiligthums, und höre das Seufzen dieses armen Gefangenen, und mache den los, der nun zum Tode bestimmt zu sein scheint," — "O Herr! ich bin zum Tode bestimmt." — "O Herr! willst du nicht auf das Schreien des Hülflosen achten? siehe, er weiß sich nicht zu helfen, wir können nichts thun, um ihm zu helfen; hilf Du ihm, o unser Gott!" — "Hilf mir, o mein Gott!" — "O Herr, errette, errette diesen armen sterbenden Mann! O mach' den Harry Williams selig." — "Herr! mach' den Harry Williams selig!" wiederholten alle Anwesenden, sogar das kleine Kind, das auch zugegen war, obwohl es kaum wissen mochte, was es sagte; und Williams, erweicht durch ihre liebevolle Theilnahme, und ohne Zweifel auch durch die Kraft des Wortes, das beides Geist und Leben ist, brach, auf sein Kopfkissen zurücksinkend, in einen Strom von Thränen aus. Diese Thränen, die ersten, die seit dem Anfang seiner Krankheit seine Wangen benetzt hatten, gewährten ihm sichtliche Erleichterung. Ich saß bei ihm, bis die Aufregung, die sein Herz erschüttert, und sein Auge mit Thränen gefüllt, etwas nachgelassen hatte; und

nachdem ich ihn im Gebet dem Vater der Barmherzigkeit befohlen, begab ich mich in meine Koje zurück. Darauf sah ich ihn viele Tage lang nicht mehr, da meine eigene Krankheit zugenommen hatte; aber Jack und die Negerin brachten mir häufig Nachricht von ihm. Jeden Augenblick, den der Junge von seinen Berufspflichten an Bord erübrigen konnte, benutzte er, um dem Williams aus der Bibel vorzulesen, der nun häufig selber in der Stille betete; und er fing nun allmälig an, weniger von der Gerechtigkeit Gottes zu reden und mehr von seiner Liebe.

Nach einigen Tagen, als ich mich besser fühlte, sagte ich zu Jack, ich wollte Williams morgen besuchen; Klio aber meinte, ich dürfe meinen Besuch nicht aufschieben, weil der Kranke seinem Ende ganz nahe sei. Ich stand daher auf und besuchte ihn noch an demselben Abend.

Mir war noch immer das Entsetzen im Gemüth, das ich bei meinem ersten Besuch in jedem seiner Gesichtszüge erblickt hatte; daher mir, beim Eintritt in seine kleine Kammer, wo er in seiner Koje lag, der Gedanke schrecklich war, ihn im nämlichen Zustande wieder zu erblicken; aber wie angenehm war die Ueberraschung, als ich in dem armen, nein, in dem glücklichen Williams einen Mann mit einem so rührend freundlichen und ruhigen Blick sahe, daß man glauben mußte, daß der Tod, der offenbar auf der Thürschwelle lauerte, nicht ein Gegenstand der Furcht, sondern der Sehnsucht sei. Während des Zeitraums zwischen meinem früheren und gegenwärtigen Besuch hatte er viel an angstvollen Zweifeln gelitten; nun aber schienen diese alle überwunden zu sein, denn er erklärte mir, wie im Triumph: „Ich bin Einer, der überwunden hat durch Den, der mich geliebet hat! — O, wie wunderbar ist doch diese Liebe!"

Ich sprach sodann eine Weile mit ihm von dem Grund, worauf er seine Hoffnung stütze, und war sehr zufrieden mit

Allem, was er darauf erwiderte. Er hörte mir mit Aufmerksamkeit zu, wie man sie unter solchen Umständen nur erwarten konnte, schien aber dabei zu glauben (so dankbar war er), daß er seinem jungen Freunde Unrecht thue, wenn er aus einer andern Unterhaltung Trost schöpfe, als der seinigen. Jedes Wort, das der Junge sprach, machte Williams jetzt eben so viel Freude, als es ihm früher Grauen erregt hatte. In Bezug auf den Kampf, den er am Morgen bestanden hatte, sagte er verschiedene Male in dieser Nacht zu ihm: „Jetzt ist Alles stille, Jack, Alles stille! Heißt das Frieden haben?“ — „Ja,“ erwiderte Jack; „das ist der Frieden Gottes, von dem die Bibel spricht, er sei höher, denn alle Vernunft.“ — „Wer hat mir diesen Frieden geschenkt?“ sagte Williams, als freute er sich seinen göttlichen Erlöser loben zu können, „wer hat mir diesen Frieden geschenkt?“ — „Christus!“ sagte der Junge, „Christus ist unser Friede; er hat den Frieden für uns errungen.“ — „Ja,“ entgegnete Williams, „mit dem Blut an seinem Kreuz.“ — Ich fühlte mich in diesem Augenblick gezwungen, mich fortzuschleichen, um meinem gepreßten Herzen Luft zu machen, da ich meine Gefühle nicht länger zu unterdrücken vermochte. Ich lag die ganze Nacht wach, und dachte dem nach, was ich an Harry's Lager gesehen und gehört hatte. Kein Laut störte die Stille, nur der Mann am Steuerruder stimmte von Zeit zu Zeit einen Trauergesang an. Mitten in dieser Stille flog der Geist des armen Harry hinauf in die Wohnungen des ewigen Friedens, zu den Geistern der vollendeten Gerechten, die bei ihrem Herrn daheim sind.

Zwei Tage hernach wurde Williams Leiche in die See eingesenkt. Bei dieser Gelegenheit fühlte der arme Junge zum ersten Mal, daß sein Freund und Schüler wirklich dahingeschieden sei. Als er den schweren Sturz der Leiche in's Wasser vernahm, als er sah, wie Wellen über dieselbe zusam-

menschlugen und sie in ihren tiefen Abgrund verschlangen, da konnte er seine Gefühle nicht länger zurückhalten, sondern schrie laut auf, was die Mannschaft so ergriff, daß ihrer viele sich der Thränen nicht enthalten konnten.

Ich betrachtete alle Umstände, die mit den erzählten Auftritten verknüpft waren, als eine gnädige Vorbereitung der Vorsehung auf das, was hernach erfolgte; denn als wir drei Tage später uns Kap Lands-End näherten, erhob sich ein heftiger Sturm von West-Süd-West, und da wir den Hafen im Kanal verfehlten, den wir zu erreichen hofften, so richteten wir unsern Lauf nach den Dünen, in der Hoffnung dort ankern zu können; da aber der Wind noch heftiger wurde und sich drehte, so waren wir froh auf die hohe See zu gerathen. Wir bekamen einen Leck und wurden drei Tage und drei Nächte von Wind und Wellen hin und hergetrieben, daß wir nicht recht wußten, wo wir waren. Umsonst würde ich versuchen, die Gefühle der Mannschaft an Bord zu beschreiben.

Nachdem der Wind etwas nachgelassen hatte, gelang es uns am vierten Tage, nachdem wir aus dem Kanal waren, in dem Firth of Forth vor Anker zu gehen. Allein gegen Abend brach der Sturm, der eine Zeitlang geschwiegen hatte, mit einer solchen Heftigkeit los, daß unser Anker losgerissen wurde, und wir unter die Inseln der Bucht geriethen. In stockfinstrer Nacht stießen wir um halb zwölf Uhr auf blinde Klippen, wodurch unser Hauptmast sogleich abgebrochen wurde.

Mitten in dieser äußersten Noth wurden meine eignen Leiden noch dadurch erhöht, daß ich das Leiden der guten Negerin und ihren Kummer über ihres Herrn Kind mit ansehen mußte. Sie schien ihrem eignen Schicksal mit festem Heldenmuth entgegen zu gehen — gestärkt durch Vertrauen auf Gott und ihren Erlöser; aber händeringend rief sie in unaussprechlichem Jammer: „Ach das Kind!“ Ihre Verzweif-

lung stand in sonderbarem Kontrast mit der kindlichen Gelassenheit des Mägdleins. Denn seit der letzten halben Stunde hatte sie ihren kleinen meckernden Liebling auf dem Schooß gehalten, und erklärt, sie wollte ihr Zicklein nicht ertrinken lassen; und als sie die Negerin, Jack und mich, ja Alle im Gebet begriffen sah, ahmte sie uns nach und sagte mit dem feierlichsten Blick: „Herr, laß mich mit Klio sterben, dann wird Jack für mich zu Jesu Christo beten.“

Mit der rückkehrenden Fluth wurde die Brandung am Felsen immer gräulicher. Das Boot wurde ausgesetzt; allein das Ufer gewährte keine Aussicht auf Rettung, indem es aus einer ununterbrochenen Masse von Felsen und Steinen bestand, dawider die See wie mit einem donnerähnlichen Getöse sich brach. Ich entschloß mich, auf dem Wrack zu bleiben; und obgleich ich den Tod vor Augen sah, doch kein Mittel zu meiner Erhaltung unbenutzt zu lassen; und indem ich mich an einen Balken festband, sah ich stillschweigend zu, wie Klio und ihr Kind, der gute Jack und einige der Matrosen sich in's Boot begaben. Mit großer Mühe gelang es den Männern, ein Stück Segel aufzuspannen und gegen das Ufer zu rudern, woselbst Hunderte von Menschen standen, und mit Wehmuth unsre traurige Lage betrachteten. Nachdem sie das Schiff verlassen hatten, ging es etwa eine Viertelmeile recht gut, weil das Segel sie aufrecht hielt, und das Boot gegen die Wellen stand. Als es sich aber der Brandung näherte, entzog sie eine Windsbraut nebst heftigem Regen ganz aus unsern Blicken. Aber ach! wie soll ich das Nachfolgende erzählen! Der Himmel wurde fast eben so schnell wieder heiter als er verdunkelt worden war — der Regenschauer ließ nach — die Sonne schien wieder hervor — wir guckten und guckten wieder, bis uns die Augen ganz wehe thaten — wir strengten uns auf's Aeußerste an, etwas zu sehen — als der Ruf: „Wo ist das Boot!“ das Geschrei

der am Ufer stehenden Leute, und das Wehklagen meiner mit mir leidenden Gefährten auf dem Schiff plötzlich lauter und furchtbarer ertönte, als das schrecklichste Geheul des tobenden Sturms. Das Boot erschien umgekehrt über den Fluthen; alle darin befindlichen Leute hatten ihr Grab in der See gefunden.

Da das Schiff gegen alles menschliche Erwarten noch bis am folgenden Morgen zusammenhielt, und der Sturm sich unterdessen gelegt hatte, so holten uns die Fischerleute, die am Ufer wohnten, ab und brachten uns glücklich an's Land.

Da ich äußerst erschöpft war, so begab ich mich zu Bette in einer kleinen Hütte, deren Eigenthümer mich aufgenommen hatte. Gegen Abend stand ich auf und ging hinaus, um die Leichen zu besehen, die die See ans Land gespült hatte. Auf einem niedrigen, aber reinlichen Bette in der Schenke des kleinen Dorfes lag Klio mit ihrem Pflegling. Sie lagen da, fest aneinander geschlungen; des Kindes Kopf ruhte auf dem Busen der Amme, und die schwarzen Arme derselben umklammerten ihren Liebling. Ich war eben im Begriff mich von dieser Trauerscene wegzuwenden, als ich gewahr wurde, daß die arme Nanny, das Favorit-Zicklein, das sich durch Schwimmen ans Land gerettet hatte und mir in das Zimmer gefolgt war, mit seinen Vorderfüßen auf's Bett gestiegen war und nun die Hand seiner todten kleinen Gespielin leckte. — Der arme Jack, minder geehrt, aber sicherlich nicht minderer Ehre werth, lag auf dem Fußboden auf einem Betttuch, bloß mit einem blau gestreiften Hemd als Leichengewand angethan. An seinen Händen und Gesicht sah man einige Wunden, die er an den Felsen bekommen hatte. Allein auf seinem Angesicht ruhte ein himmlischer Friede; und indem ich mich niederbückte, schnitt ich mir eine Locke seines Haares zum Andenken ab. Seine armselige (und doch reiche) Habe lag auf einem Tische in der Stube ausgebreitet und bestand

aus einem kleinen ledernen Geldbeutel, der eine halbe Krone und einen Sechser enthielt. Seine Bibel, die er jederzeit als seinen größten Schatz geachtet, und daraus er Schätze der Weisheit und Erkenntniß geschöpft hatte, lag neben ihm. Ich ergriff sie, und entdeckte, daß folgende Worte auf dem Schloß derselben standen: „Ein Geschenk von Robert Raikes an J. R. Pelham, Gloucester."

O Raikes! Dies ist in der That ein köstlicher Edelstein — einer der vielen Juwelen, die einst dein strahlendes Haupt an jenem großen Tage des Herrn umglänzen werden! Denn die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, werden leuchten wie die Sterne, immer und ewiglich!"

Gebetserhörung.

Bittet so wird euch gegeben. Matth. 7, 7.

Rückkehr des verlornen Sohnes.

F— war der Sohn eines gläubigen Predigers in Neu-England, und viele Gebete waren für ihn zu Gott emporgeschickt worden. Er war sorgfältig in der Religion unterrichtet und in den besten Schulen seiner Geburtsstadt gebildet worden. Schlimme Kameradschaft indessen führte ihn früh vom Pfade der Tugend ab. Die schlechte Gewohnheit des Romanlesens zog ihn von den offenen Quellen der Weisheit ab und entfremdete ihn dem elterlichen Einflusse und der Zucht.

Zuletzt suchte sein unruhiger und nach Abenteuern strebender Geist einen Wirkungskreis, in welchem er seine Neigungen ungehindert befriedigen konnte, und er ging nach der Küste des Stillen Meeres, nach Californien. Hier fand er seine Kameraden gedankenlos dem Glücke nachjagen, und er

ergab sich dem Lebenswandel eines heimathlosen Abenteurers. Durch gute und böse Tage wurde sein Herz verhärtet. Frühere Ueberzeugungen wurden zurückgedrängt und das Gotteshaus vernachlässigt.

Doch gab es noch in seiner Gottlosigkeit Bande, stärker als Satan. Das bekümmerte, trauernde Herz seiner Eltern war auf Gott gerichtet, und glaubensvolles Gebet stieg ohne Aufhören für ihn zum Himmel empor. Sein Vater zumal hegte die unerschütterliche Ueberzeugung, sein verirrter Sohn werde, nachdem er gleich dem verlornen Sohn die Bahn des Lasters und der Thorheit durchwandelt, auch gleich dem verlornen Sohne bußfertig und gerettet zurückkehren. Jahrelang hielt er fest an den göttlichen Verheißungen und im Vertrauen auf dieselben betete er ernstlich am Gnadenthrone. Er fühlte, sein Gebet werde erhört werden.

Vor etlichen Tagen wurden Vater, Mutter und Freunde durch die Nachricht erfreut, der Verlorne sei wiedergefunden — sei zu seinem himmlischen Vater zurückgekehrt. Er hatte einen entfernten Hafen Südamerika's besucht, und war auf seiner Rückkehr nach Hause der einzige Kajüten-Passagier. Der Kapitain hatte gewiß darauf gerechnet, Jener werde Karten, Romane und andern Zeitvertreib und zerstreuende Unterhaltungen mitbringen; und Dieser, weil er die Neigung des Kapitains kannte, erwartete von ihm, daß er für solche Zerstreuungen sorgen werde. Die wenigen Zerstreuungsmittel waren indeß bald erschöpft, und als man zehn Tage in See gewesen war, fand der junge Mann nichts Anderes zu thun, als nachzudenken. Er dachte an sein vergangenes Leben zurück, und sein Gewissen erwachte. Die früher erhaltenen Lehren wurden wieder lebendig. Der unerschütterliche Glaube eines gekränkten Vaters, sowie die Ermahnungen einer weinenden Mutter umstanden sein einsames Lager. Die Leerheit weltlicher Vergnügungen, sowie die Nichtigkeit irdischer Pläne

brachten ihn zum Nachdenken über die zuverlässigeren Freuden und Reichthümer des Christen. Er schlug die Bibel auf und las sein Verdammungsurtheil. Seine Schuld wuchs bergeshoch, sowie der heilige Geist ihm das heilige Gesetz vorhielt. Er fiel auf seine Kniee und flehte um Vergebung.

Durch eine jener göttlichen Fügungen, welche den Frommen zur Anbetung auffordern, fanden sich in seiner Kajüte Nelson's Ursachen des Unglaubens und die Mittel dagegen, Baxter's Zuruf an Unbekehrte, James eifriger Sucher nach dem Weg zur Seligkeit, und Abbott's junger Christ, von denen das erste Buch seine Zweifel verscheuchte, das zweite die Ueberzeugung in seinem Herzen befestigte, das dritte ihm für sein Suchen eine Richtschnur in die Hand gab, das letzte endlich Ermunterungen und Reizungen zum christlichen Leben entgegenhielt. Er las sie alle unter vielem Gebet. Ehe das Schiff in San Francisco landete, war die wichtige Frage, wie wir hoffen, für immer entschieden. Er fand Frieden im Glauben und fing mit einem Mal als ein Jünger Christi ein neues Leben an. Er begab sich sofort zur Kirche, betheiligte sich an dem Sonntagsschulunterricht, suchte den Umgang mit Predigern und frommen Menschen — seine früheren Sündengenossen gab er auf oder besuchte sie nur, um an ihrem Seelenheil zu arbeiten; seine Briefe an seine Eltern athmeten einen bußfertigen, frommen Geist und waren mit den rührendsten Ausdrücken von Dankbarkeit und zärtlicher Liebe gemischt. Das „gemästete Kalb" wäre nur ein kleines Zeugniß von der Freude gewesen, welche jetzt in dem väterlichen Hause einkehrte, das durch die Irrwege des verlornen Sohnes lange der Aufenthaltsort der Trauer und des Grames gewesen war.

Christliche Eltern, und zumal solche, deren Söhne vom Hause und von Gott weit abgeirrt sind, werden in obiger Erzählung eine Aufmunterung für ihren Glauben finden. Es

giebt allem Anschein nach nur wenige Fälle, in denen noch weniger als in diesem Beispiele sich eine Sinnesänderung und Bekehrung hoffen läßt. Stolz ließ es nicht zu, nach Hause zu kommen; böses Gewissen hielt ihn zurück, Stellen und Freunde zu suchen, die sein Glück gefördert haben möchten: nur ein starker Glaube konnte eine Umkehr als möglich erscheinen lassen. Die göttliche Gnade siegte jedoch; die göttliche Wahrheit behält Recht; ewige göttliche Verheißungen werden erfüllt, und der verlorne Sohn kehrt zurück. Vertraue auf die göttliche Gnade; halte fest an den göttlichen Verheißungen: dein verlorner Sohn kann doch noch gerettet werden.

Seht hier ein Beispiel von der Kraft des Gebets! Gott allein weiß, wie ernstlich und standhaft jener Vater für den verirrten Sohn flehte und mit welcher Geduld und Ergebenheit er die Bekehrung desselben erwartete, ja fest darauf rechnete. Und je trüber der äußere Anschein, desto inbrünstiger sein Gebet. Alle diese Gebete wurden im Himmel verzeichnet. Als es Gott gefiel (und Er weiß immer am Besten die rechte Zeit), da läßt die erbarmende Gnade sich herab in die einsame Kajüte auf dem weiten Meere, um dem Gebet Erhörung zu gewähren. Die göttliche Vorsehung ordnet die Umstände und die Mittel, welche der heilige Geist fördert, indem er den verlornen Sohn von Neu-England zu sich selbst bringt. Ein Gebet ist noch nie vergeblich geseufzt worden.

Bei unserer obigen Erzählung bestätigt es sich zum tausendsten Mal auf eine auffallende Weise, wie nützlich es ist, wenn auf Schiffen Bibeln und andere gute Bücher vorhanden sind. Man weiß nicht, und es ist auch nicht von Bedeutung, wodurch die kostbaren Bücher der Wahrheit in die Kajüte jenes Schiffs gekommen waren: sie waren zu rechter Zeit am rechten Orte. Und Gott segnete sie dazu, das zu bewirken, was dem elterlichen Unterricht und Beispiel, der seelsorgerischen Treue wie der göttlichen Zucht zu bewirken

nicht gelungen war. Hätte doch jedes Schiff auf allen Meeren solche Kajütenprediger! Mancher verirrte Jüngling, mancher sonnenverbrannte Matrose möchte an dem herrlichen Evangelium einen Wegweiser über den Ocean des Lebens finden.

Es giebt manche Söhne betender Eltern, welche, gleich F—, ein Leben voll Thorheit führen. Lies't Einer dieser Verirrten dieses Buch? Giebt es euch eine Lehre? Ist das Leben eines verlornen Sohnes ein glückliches Leben? Tritt nicht mitten in eure Stunden rauschender Vergnügungen und Thorheiten die vorwurfsvolle Erinnerung an andere, glücklichere Tage? Stiehlt sich nicht in stiller Stunde die Ermahnung einer Mutter oder das Gebet eines Vaters in eure Seele wie ein milder Vorwurf? Wirft nicht die gewöhnliche Stunde des Familiengottesdienstes, da die alte Familienbibel ihre Schätze enthüllte und aus dem häuslichen Kreise der Lobgesang emporstieg — sprich, wirft diese Scene nicht manchmal ein Dämmerlicht in deine Seele und weis't dich hin auf den Pfad der Frömmigkeit und des Friedens. Wo ist die Bibel, welche eure liebende Mutter in euern Koffer legte, als ihr von dem väterlichen Dache Abschied nahmet? Ungelesen? Vernachlässigt? Was habt ihr gethan mit dem religiösen Buche, welches die liebende Schwester euch schenkte? Wie werdet ihr vor dem Richterstuhl Gottes bestehen Angesichts solcher Zeugnisse christlicher Treue und Familienliebe? Ist derselbe Heiland, welchen F— auf dem schweigenden Meere fand, nicht bereit, auch euch anzunehmen? Schwebt nicht derselbe Geist, welcher in F—'s Herz hineinblies, auch über eurer Seele und hält euch flüsternd Schuld, Vergebung und Hoffnung vor? Und wollt ihr nicht, gleich ihm, gebrochenen und bußfertigen Herzens sprechen: „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen und zu ihm sagen: Vater, ich habe gesündigt in dem Himmel und vor dir, ich

bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße!“ Dann wird man auf Erden und im Himmel die Worte dankbarer Freude vernehmen: „Dieser mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden worden.“

Die betende Mutter.

(Auszug aus der Reisetasche eines alten Reisepredigers.)

Der Gerechten Gebet erhöret Er.

Spr. Sal. 15, 29.

Frau L. ist eine der wenigen Uebriggebliebenen von den ersten Familien der Methodisten in Baltimore. Sie ist noch auf ihrer Pilgerfahrt zum Himmel begriffen und hat manches Jahr harter Prüfung, trüben Wechsels an sich vorüber gehen sehen. Ihr Mann, ein See-Capitain, von französischer Abstammung, war in seiner Jugend zum katholischen Gottesdienst angehalten, wurde jedoch im reiferen Alter ein entschiedener Zweifler, duldete leutselig die religiösen Ansichten Anderer, war aber völlig gleichgültig gegen seine eigenen.

Frau L. weihete ihr Haus dem lieben Gott; sie errichtete einen Familienaltar und bewahrte dessen heiliges Feuer mit der Treue einer Vestalin. Selbst ihr ungläubiger Mann mußte ihre christliche Aufrichtigkeit bewundern; sie versammelte ihre Kinder sowohl während seines Verweilens im Hause, wie auch während seiner Abwesenheit auf dem Meere, täglich zur häuslichen Andacht. Ungeachtet er ein Ungläubiger war, fühlte er doch, daß dieser Familienaltar ein erheiterndes und segnendes Licht um seinen Herd verbreite, daß derselbe für seine Familie während seiner eigenen häufigen und langen Abwesen-

heit ein sittlicher Ankerplatz sei; daß er seinen Kindern eine rührende, wenn auch täuschende Erinnerung an ihre frühere Heimath bieten würde, wenn sie in späteren Jahren in der Welt zerstreut leben sollten. Ja, wenn er sich in fremden Häfen mitten unter den ausschweifenden Gelagen eines Matrosenlebens befand, zogen selbst in seinem eigenen Gedächtnisse merkwürdige und rührende Bilder jener häuslichen Andacht, der Bitten und Thränen seines Weibes und seiner Kinder für ihren abwesenden Vater vorüber. Oft in der höchsten Gefahr eines Nachtsturmes gedachte dieser Ungläubige des Abendgebetes, welches aus liebenden Herzen für ihn zum Himmel emporstieg, und daß es gut für ihn sei, wenn es einen Gott gebe, es zu erhören.

Heimath, wie heilsam sind deine Erinnerungen, wenn sie durch Tugend geheiligt werden! Wie folgen deine theuren Gestalten — die Gesichter der Geschwister, des Vaters, der Mutter, wenn auch vielleicht schon längst im Grabe ruhend — gleich der Gegenwart seliger Engel, dem Wanderer durch die Welt. Sie umschweben ihn und zeigen sich ihm hier in einem Bilde süßen Wohlgefallens, dort in zarter Warnung. Traurig ist die Entbehrung derer, welche nicht solche Erinnerungen an ihr väterliches Haus mitnehmen, wenn die Geschichte desselben, die tief in ihre Herzen gegraben ist, ihnen nur von kalter Entfremdung und Sorgen erzählt.

Frau L. glaubte nicht nur an den moralischen Einfluß häuslicher Andacht, sondern auch an die frühere oder spätere unmittelbare Erfüllung ihrer Gebete für ihren Mann und ihre Kinder. Jahre vergingen ohne die Verwirklichung ihrer Hoffnungen, doch sie beharrte demüthig und vertrauungsvoll bei ihrem häuslichen Altare, bis Gott sie auf eine von ihr nicht unerwartete Weise erhörte. Er segnete sie durch Unglück. Eines Tages sah sie sich veranlaßt, ihren Sohn damit

zu bestrafen, daß sie ihn in sein Zimmer einsperrte. Der Knabe entfloh aus einem Fenster und konnte nirgends gefunden werden. Tage, Wochen, Monate verflossen, ohne eine Nachricht über das verlorne Kind. Die von schrecklicher Angst gepeinigte Mutter klammerte sich indeß an ihren Hausaltar. Ahnungen, böse, traurige Ahnungen durchzuckten sie dort während dieser qualvollen Monate. Durfte sie nicht mit Recht einen andern Erfolg ihrer Bemühungen bei der christlichen Erziehung ihrer Kinder erwarten? Hatte Gott ihre Gebete unberücksichtigt gelassen? Entwarf sie vergeblich ihre Pläne, betete, rang und weinte sie vergebens vor dem Herrn? Ach! wer hätte nicht in dunkeln Stunden solche Anfechtung des Bösen erfahren? Aber: „Sei stille dem Herrn und warte auf ihn“ (Ps. 37, 7). Wisset ihr nicht, daß Gott sich oft des Unglücks als Mittel um uns zu segnen bedient? daß er dadurch die Kirche durch die Welt und seine Heiligen im Triumph zum Himmel geführt hat? Ihr Knabe irrte umher, sie wußte nicht wo; aber Gottes Schutz begleitete ihn und führte ihn zum Heile.

Er war auf einem Schiffe fortgegangen, und landete nach einer langen Reise in Charleston in Süd-Carolina. Hier blieb er mehrere Wochen arm und verlassen; da kam im Augenblicke der höchsten Noth sein Vater von einer Reise nach Havre in Frankreich, unerwartet nach dem Hafen von Charleston. Der Knabe, durch Nachdenken und Kummer gebeugt, eilte in die Arme seines Vaters und gestand ihm unter Thränen seine schlechte Aufführung. Der jugendliche Hang nach Abenteuern war in seinem Busen erloschen, aber theure Erinnerungen an sein väterliches Haus waren noch wach; sie erweichten sein junges Herz, und erregten den Wunsch in ihm, dahin zurückzukehren, um an dem verlassenen Altare seine Thränen mit denen der Mutterliebe und Mutterschmerzen zu vereinen.

Das Schiff segelte nach Havannah und langte dort in einer Zeit an, als das gelbe Fieber in der Stadt verheerend wüthete. In wenigen Tagen wurde der arme Knabe, vielleicht für dasselbe durch die ausgestandene Angst und Sorge empfänglicher gemacht, von dieser schrecklichen Krankheit befallen. Nun erwachten die Erinnerungen seines früher genossenen religiösen Unterrichts in doppelter Stärke. Die verwirrten Träume eines vom Fieber erhitzten Gehirns konnten sie nicht verscheuchen. Buße, Reue und Glauben, die Schrecken des Todes, des jüngsten Gerichts und der Hölle waren stets seinem Geiste gegenwärtig. Ach! selbst in dieser Gefahr wurde das Gebet der verlassenen Mutter im Himmel erhört.

Als alle Hoffnung zu seiner Wiederherstellung aufgegeben war, betrat sein Vater, ein Mann von kräftigem Gemüth, eines Tages mit gebrochenem Herzen das Zimmer, wo er darniederlag. Der sterbende Knabe schluchzte, während Thränen auf das Kissen fielen, den Namen seiner Mutter: „Meine Mutter, meine gute Mutter, ach wäre sie doch hier, um für mich wie sonst zu beten!“

Der Vater beugte sich sprachlos über ihn, aber seine Thränen flossen mit denen seines Sohnes. Indem der Knabe seine zitternden Hände faltete und einen Blick bittenden Ernstes auf seinen Vater richtete, rief er aus: „O Vater, ich sterbe in meinen Sünden! In meinem jetzigen Zustande bin ich auf ewig verloren! O sende, sende nach irgend Jemand, der für mich bete!“

„Mein liebes Kind,“ erwiderte der Vater, vor Bewegung zitternd, „auf dieser Insel sind nur katholische Geistliche, und die können dir nicht helfen!“

„Ach, Vater, was soll ich thun?“ sprach der Knabe.

„Bete selbst für dich, mein theures Kind,“ antwortete der Vater, nicht geneigt, das Geschick seines Sohnes mit seinen eigenen ungläubigen Ansichten über die Zukunft zu verbinden.

„Das thue ich," sagte der Knabe, „aber ich bedarf der Hülfe Anderer. O, kannst du nicht, willst du nicht für deinen sterbenden Sohn beten, lieber Vater?"

Dem Capitain war zu Muthe, als ob die Erde unter ihm zusammenstürzen wollte. Er hatte noch nie in seinem Leben gebetet, allein sein Herz wurde tief vom Anblick seines Kindes ergriffen; er empfand, wie vom inneren Bewußtsein getrieben, die Nothwendigkeit und Wahrheit der Religion. Er fühlte, daß nur ein Gott dieser schrecklichen Noth abhelfen könne. Gleichsam wie zu Boden geschmettert, sank er neben dem Bette seines Sohnes auf die Kniee. Seine Geistesstärke war gebrochen; seine Thränen strömten und er flehte in seiner Seelenangst zu Gott, ihn und sein Kind zu retten. Die Familie und die Dienstboten des Hauses verwunderten sich; er fuhr fort zu beten, und ehe er aufstand, waren die Gebete seines Kindes, doch nicht seine eigenen erhört. Der leidende Knabe hatte den Frieden, der höher ist, denn alle Vernunft — gefunden.

Er starb im Vertrauen auf seinen Heiland und voll freudiger Hoffnung.

Der Vater, vom Kummer gebeugt, hörte nicht auf, für sich selbst zu beten; er fühlte sich gänzlich von seinen Sünden überzeugt und es währte nicht lange, so fand auch er Frieden im Glauben.

Er kehrte nach Baltimore zurück; sein Sohn als Leiche, er aber ein anderer Mensch; der Eine im Himmel, der Andere auf dem Wege dahin. Er brachte seiner Frau die ersten Nachrichten, welche sie über ihren verschwundenen Sohn empfangen sollte. Sie weinte Thränen der Dankbarkeit und Wehmuth und erkannte, daß Gott sie durch Unglück gesegnet hatte. Ihre Gebete waren nicht unerhört geblieben. Die Vorsehung hatte die Verirrungen ihres Sohnes zu seinem und seines Vaters Heile überwacht.

Capitain L. lebte nach diesem Vorfalle noch mehrere Jahre als ein frommer Christ, und pries im Sterben Gott laut für die Gnade, welche Er ihm auf Cuba erwiesen hatte.

Wie unvertilgbar sind die Eindrücke der Kindheit! Wie bleiben sie stets, wenn auch bisweilen verborgen, selbst noch mitten unter den Wirren und Ausschweifungen späterer Jahre, gleich brennenden Kohlen, welche gedämpft, aber nicht erloschen unter dem Schutte da liegen, den sie später verzehren! Durchsuchet christliche Lebensbeschreibungen, besonders die christlicher Prediger, und ihr werdet finden, daß ein auffallend großer Theil derselben Kinder christlicher Eltern, oder doch wenigstens christlicher Mütter waren.

Sollten einige Gebete mehr als andere von Gott berücksichtigt werden, so sind es gewiß die einer frommen Mutter, wenn sie für ihr wanderndes Kind betet.

Des Großvaters Gebet.

Im Staate Massachusetts lebte eine Mutter, die nicht nach Gott fragte und auch ihre Kinder nicht in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erzog. Dies war um so trauriger, als sie selbst frühzeitig zum Herrn hingeleitet worden war; denn ihr Vater war fromm und gottesfürchtig.

Eines Tages besuchte sie mit ihrem fünfjährigen Knaben ihren Vater, der zwei Meilen entfernt wohnte. Sie wollte vor Abend heimkehren, allein ein heftiges Gewitter nöthigte sie zu bleiben. Nach dem Abendbrod versammelten sich alle Hausgenossen um den Hausvater; dieser las aus einer großen alten Bibel ein Capitel vor und betete dann. Ebenso that er am folgenden Morgen.

Der fünfjährige Knabe merkte sich das, und als er am folgenden Tage mit seiner Mutter nach Hause kam, fragte

er sie ganz ernst und nachdenklich: „Mutter, warum thut Vater nicht, wie Großvater thut?“ Seine Mutter ward über diese Frage verdrießlich, und sagte ihm, er solle spielen; allein nach einer kleinen Weile kam er wieder, und fragte noch nachdenklicher: „Mutter, warum thut Vater nicht, wie Großvater thut?“ Sie hieß ihn unwillig weggehen; er ging, kam aber wieder und fragte zum dritten Male: „Mutter, warum thut Vater nicht, wie Großvater thut?“ Um ihn zufrieden zu stellen, fragte sie: „Wie thut denn Großvater?“ — „Ei, er nimmt seine große Bibel und liest, und dann betet er.“ — „Wohl,“ sagte die Mutter, „frag' Vater darum, wenn er wiederkommt!“

Am Abend wollte die Mutter den Kleinen frühzeitig zu Bett bringen, allein er weigerte sich; er müsse warten, sagte er, bis Vater wiederkomme. Erst nach acht Uhr kam der Vater; sobald er zur Thür hereintrat, lief ihm der Kleine entgegen, und fragte: „Vater, warum thust du nicht, wie Großvater thut?“ — „Geh' zu Bett,“ sagte der Vater, „was machst du so lange auf?“ —

Am andern Morgen, als der Kleine aufgestanden war, setzte ihn seine Mutter auf sein Stühlchen, und sein Frühstück vor ihn auf den Tisch; allein er rührte es nicht an. Er saß da und sah traurig vor sich hin. Die Mutter fragte ihn: „Warum issest du nicht?“ Er gab keine Antwort, sondern saß bewegungslos da. Sie fragte ihn auf's Neue: „Warum issest du dein Frühstück nicht?“ — Da antwortete der Kleine: „Ich wollte gern erst beten und dann essen: aber Niemand wollte mit mir beten, da wollte ich's selbst versuchen.“

Das war der Mutter zu viel; sie konnte sich nicht länger halten, und ging in ein anderes Zimmer, um ungestört zu weinen und zu Gott um Gnade zu flehen. Sie erzählte dann ihrem Manne, was vorgefallen war, und auch er war tief ergriffen. Ohne Aufschub suchten und fanden sie beide

den Heiland, und brachten ihm hinfort am häuslichen Altare eden Morgen und Abend das Dankopfer begnadigter Herzen dar. Sie zogen nachmals nach Ohio, wo der Vater bis an seinen Tod Kirchenvorsteher war. Der Kleine aber, der jetzt längst zum Manne herangereift ist, ist eine Zierde der christlichen Kirche geworden.

Eltern, die ihr dieses leset und noch keinen häuslichen Altar errichtet habt! eure Kinder haben euch vielleicht noch nicht das gesagt, was jener kleine sagte, aber wißt ihr, ob sie's nicht schon gedacht haben? O, seht ihnen einmal in die Augen, wenn sie euch zu Zeiten ernst und nachdenklich anblicken! Vielleicht ist, wenn nicht in ihrem Munde, so doch in ihrem zarten Herzen die Frage: „Wird nicht mein Vater (oder meine Mutter) mir einmal von Gott und vom lieben Heilande erzählen? Werden sie nicht einmal mich beten lehren und mit mir beten?“ — O ihr Väter und Mütter! was wollet ihr auf diese Frage antworten? —

„Laßt ihn beten.“

Mittheilung eines Predigers.

In einer wilden Gegend, außerhalb meiner Gemeinde, wohnte eine zahlreiche Familie: Vater, Mutter, zwei Söhne und drei Töchter. Keines von ihnen ging je zur Kirche; gottvergessen und ruchlos lebten sie dahin.

Einer von den Söhnen hatte seinen vollen Verstand nicht. Sein Name war Hesekiel; man hieß ihn jedoch nur den „armen Seke.“ Da man ihn zur Arbeit nicht recht brauchen konnte, so pflegte er umherzustreichen, und manchmal längere Zeit auszubleiben.

Eines Tages, als ich eben von der Liebe Jesu zu armen Sündern predigte, war auch der „arme Seke“ in der Kirche.

Er sah mir gerade in's Gesicht, und so oft ich sagte, daß Jesus Mitleid habe mit armen Sündern, brachen ihm die Thränen aus den Augen. Es war damals eine besondere Bewegung in meiner Gemeinde — ein Wehen des Geistes Gottes, davon die Todtengebeine rauschten und sich regten. Häufiger als sonst wurden Bibelstunden und Gebetsversammlungen gehalten, nebst Versammlungen der nach Gnade Suchenden, worin ich mich über ihren innern Zustand mit ihnen unterredete. Der arme Seke fand sich allzeit dabei ein. Da konnte ich's denn zuletzt nicht lassen, mich auch einmal an ihn zu wenden, und ihn zu fragen: „Hast du den Herrn Jesus lieb?" — „Ja!" war seine Antwort. — „Warum hast du denn den Herrn Jesus lieb?" fragte ich weiter. — „O, weil er den armen, bösen Seke so lieb gehabt." — „Bist du denn böse gewesen? — „Ja, ich ganz, ganz böse." — „Betest du auch?" — „Ja wohl bete ich." — „Was sagst du denn, wenn du betest?" — „Ich sage: O mein Jesus! erbarme dich über den armen Seke; o nimm all' mein Böses von mir."

Eine Weile darauf ging er nach Hause. Sein Aussehen war verändert; früher hatte er so stumpf dahin gestiert, daß man meinte, es sei kein verständiges Nachdenken in ihm; jetzt war's nicht mehr so. Als er heimkam, wurde so gelärmt und allerlei Uebermuth getrieben, daß seines Bleibens im Hause nicht war. Er ging also in die Scheune, fiel auf seine Kniee, und betete in seiner einfältigen, gebrochenen Sprachweise zu dem Gott, der auch das kleinste und schwächste seiner Kinder versteht und erhört. Nach einer Weile kam sein Bruder in die Scheune, und hörte ihn so inbrünstig zu Gott schreien, daß es ihn beunruhigte. Er lief daher zum Vater und erzählte ihm fluchend: „Seke ist in der Scheune beim Beten!" Alsbald lief der Vater hinzu, horchte und fand, daß der Junge wirklich bete. Er trat zu ihm und schalt

mit ihm, aber Seke schrie nur um so mehr zu seinem Gott. „Schweig still, Seke!“ sagte der Vater zornig, allein er ließ sich nicht stören. Da ergriffen sie ihn, brachten ihn in's Haus und meinten, hier würde er sich zur Ruhe geben.

„Wo bist du doch gewesen, und was ist mit dir vorgegangen, daß du auf einmal solche Dinge anfängst?“ fragten sie. Er erzählte ihnen nun ganz verständig, was sich mit ihm zugetragen habe, allein sie wollten nichts davon wissen; nur um so heftiger schalt sein Vater ihn aus. Als er sah, daß all' sein Reden umsonst war, fiel er vor Betrübniß nieder auf seine Kniee und betete. Sein Vater wollte ihn mit Gewalt zum Schweigen bringen, aber die Mutter hatte ihren armen Jungen lieb, und bat die Anderen flehentlich: „Laßt ihn beten!“

So betete denn der arme Seke fort. Als er aufstand von seinem Gebet, sagte seine Mutter: „Ich meine, 's ist hohe Zeit für uns Alle, daß wir anfangen zu beten; willst du für deine Mutter beten, Hesekiel?“ — „Ja gern,“ sagte er; und wieder knieete er nieder, und seine Mutter knieete mit. Es dauerte einige Tage, da war auch die Mutter voller Freude darüber, daß Jesus sie geliebt und sein Leben für sie gelassen habe. Mit seinem Bruder war's mittlerweile dahin gekommen, daß er seufzte: „Ach, wie soll ich's doch anfangen, daß ich auch so werde?“ Der arme Seke sagte: „Geh' zu Jesus!“ Er und die Mutter beteten mit dem jetzt herzlich bekümmert Gewordenen, bis sein Schmerz sich in unaussprechliche Freude verwandelte. Die drei Töchter suchten und fanden ebenfalls Gnade. So waren jetzt ihrer fünf auf Seke's Seite, alle zusammen für den noch ungläubigen Vater betend. Seine Gefühllosigkeit und Verhärtung war groß; er spottete, schimpfte und widerstrebte, so viel er nur konnte. Endlich war aber auch sein Herz gebrochen. Er weinte wie

ein Kind, ging zu seinem Sohne, bat ihn um Vergebung und forderte ihn auf, mit ihm zu beten. Da fiel denn seine Last von ihm, und auch er freute sich Gottes, seines Heilandes.

Es war ein lieblicher Anblick, diese Sieben, die zuvor so ohne Gott und wider Gott dahin gelebt hatten, hinfort jeden Morgen und Abend ihre Kniee beugen zu sehen, als Solche, die vom Dienste des Satans errettet, dem Dienste des allmächtigen Gottes sich ergeben hatten. Und ein froher Tag war's, als bald darauf der arme Seke mit Vater, Mutter, Bruder und Schwestern sich einer christlichen Gemeinde anschloß und das Mahl des Bundes mitfeierte.

Siehe hier, lieber Leser, daß unser Gott ein Gott ist, der die Albernen weise macht, und das, was thöricht ist vor der Welt, erwählet, um die Weisen zu Schanden zu machen. Man denke doch von Niemanden, er sei zu dumm, um das Evangelium zu verstehen! O nein, zu dumm hiezu ist Niemand, aber zu klug und weise sind Manche. „Denn dieweil, die Welt in ihrer Weisheit Gott in seiner Weisheit nicht erkannte, gefiel es Gott wohl, durch thörichte Predigt selig zu machen die, so daran glauben.“ Darum, „welcher sich dünket weise zu sein, der werde ein Narr in dieser Welt daß er möge weise sein“ (vor Gott).

Lieber Leser! hat Jesus sich dir kund gegeben als dein Heiland, o so bekenne Ihn frei vor den Menschen. Denke nicht, du könnest es nicht, du seiest zu schwach, zu blöde, zu ungeschickt dazu. Der „arme Seke“ beweist dir das Gegentheil. Wolle nur, laß dir's nur recht ernst sein, brich durch — so wirst du gewiß finden, daß du mit der Hülfe Gottes es auch thun kannst!

Das Haus ohne Gebet.

„Ich weiß einen guten Käufer für meine Farm (Landgut),“ sagte Herr Irl zu seiner Frau, „und ich denke, ich werde sie verkaufen.“

„Warum willst du sie denn verkaufen?“ fragte Frau Irl.

„Das Land ist steinig und theilweise unfruchtbar. Ich kann nach einer neuen Gegend ziehen, wo das Land wohlfeil und fruchtbar ist, und mit demselben Arbeitscapital einen viel reicheren Ertrag erzielen.“

„In einer neuen Gegend finden wir keine Schulen für unsere Kinder.“

„Unsere Kinder sind noch nicht alt genug, um zur Schule zu gehen, und bis dahin werden höchst wahrscheinlich, wohin wir auch ziehen mögen, Schulen errichtet sein.“

„Es könnte auch sein, daß uns dort das Wort Gottes nicht gepredigt würde.“

„Wir können unsere Bibeln mitnehmen und können am Sonntage darin lesen, wenn wir etwa an einer Stelle uns niederlassen sollten, wo kein Gotteshaus in der Nähe ist.“

„Viel besser wird es sein, wenn wir hier bleiben, wo wir unsere Kinder erziehen und sie im Evangelium unterrichten lassen können.“

„Ich muß handeln, wie ich es für das Wohl meiner Familie nothwendig halte.“

„Bedenk' doch auch, daß irdisches Gut nicht das Einzige ist, was unsere Kinder bedürfen.“

Einige Tage nach diesem Gespräche wurde der Handel abgeschlossen, und die Farm kam in die Hände des Hrn. Hale. Irl sollte sie ihm frühzeitig im Frühjahr übergeben.

Herr Irl stammte von einem der früheren puritanischen Ansiedler in Massachusetts. Seine Vorfahren waren manches

Menschenalter hindurch fromme Mitglieder der christlichen Kirche gewesen. Er war der Erste in seiner Familie, der nicht zur Gemeinde Gottes gehörte. Seine Mutter war eine liebenswürdige, nur keine fromme Frau, und Einige meinten, daß sie Schuld daran sei, daß er aus den Lehren und Ermahnungen seines frommen Vaters keinen Nutzen gezogen und gegen das Evangelium, welches er von seiner Kindheit an gehört, taub geblieben war. Er liebte die Welt, und eben um einen größeren Theil an irdischen Gütern zu erzielen, wollte er das Haus seiner Kindheit und das Grab seiner Väter verlassen und an den Grenzen der Civilisation seine Wohnung aufschlagen.

Seine Frau gab den Freuden der Religion den Vorzug. Das alte verwitterte Gotteshaus mit seinen hohen viereckigen Kirchenstühlen und mächtigem Schalldeckel kam ihr eben so schön vor, als dem Kunstverständigen das prachtvollste Werk der Baukunst. Sie wollte, daß ihre Kinder unter dem Einflusse der Wahrheiten, die in diesem Hause verkündigt wurden, aufwachsen und am Glauben reich und Erben des Himmelreichs werden möchten. Im Frühjahr war sie genöthigt, ihrem Geburtsstädtchen Lebewohl zu sagen. Nach einer beschwerlichen Reise kam sie nach dem westlichen Theile des Staats Newyork, wo damals eine Wildniß war. Das Evangelium wurde in der Nachbarschaft nicht gepredigt; es war noch nicht einmal ein Schulhaus errichtet. Eine Zeitlang beobachtete Herr Irl den Sonntag wenigstens so weit, daß er nicht arbeitete. Sogar auf das Lesen der Bibel verwandte er einige Zeit, aber er betete nicht. Nach und nach wurde das herrliche Buch bei Seite gelegt.

Klima und vielleicht auch die Beschwerden, welche mit einem Leben in der Wildniß verbunden sind, brachten die Gesundheit der Frau J. herunter. Als sie nach einer schleichenden Krankheit ihrem Manne Lebewohl sagte, bat sie ihn

angelegentlich, ihre Kinder nach ihrem Geburtsorte zurückzuschicken, damit sie dort, in der Schule wie in der Kirche Wahrheiten lernen möchten, welche sie weise zur Seligkeit machten. Herr J. erfüllte theilweise die Bitte seiner Frau. Er schickte seine Tochter Julie, die neun Jahr alt war, nebst ihrem jüngeren Bruder hin. Den älteren behielt er bei sich, damit er ihm bei seinen Arbeiten helfe.

Sechs Jahre dauerte es, bis Julie zu ihrem Vater zurückkehrte. Diese Zeit hatte sie unter den gottesfürchtigen Freunden ihrer verstorbenen Mutter zugebracht. Sie fand das Haus ihrer Kindheit sehr verändert. Ein nettes Städtchen hatte sich um die geschmackvolle Wohnung, welche ihr Vater jetzt bewohnte, angebaut. Ueber der Kirche des Städtchens erhob sich die Thurmspitze, und die Schule war nicht weit davon. Sie freute sich in ihr elterliches Haus zurückzukehren, wenn sie auch die Zierde desselben, die theure Mutter, nicht mehr finden sollte. Ihre Freude sollte bald getrübt werden. Als sie sich zum Abendessen niedersetzte, wurde kein Tischgebet gehalten. Sie konnte nur mit Mühe essen. Als die Stunde kam, sich zur Ruhe zu begeben, war sie noch unglücklicher, da die Glieder der Familie ohne Gebet zu Bette gingen.

Herr J. gewahrte bald, daß seine Tochter in seinem Hause sich nicht heimisch fühle. Das machte ihn innerlich traurig: denn lange hatte er sich nach ihrer Rückkehr gesehnt und gehofft, daß sie den Verlust der Entschlafenen ersetzen werde. Einst sagte er zu ihr:

„Julie, du scheinst dich nicht so heimisch zu fühlen, wie ich es wünsche.“

Nach einigem Bedenken erwiederte sie: „Ich fühle mich hier nicht sicher.“

„Nicht sicher?“ fragte er erstaunt.

„Ich fürchte mich unter einem Dache zu leben, wo nicht gebetet wird.“

Die Bemerkung drang dem Vater in's Herz. Er dachte an alle die Gnadengüter, die er erlangt hatte, an den Schutz, den er ungebeten genossen. Er überdachte weiter seine Wege, bis seine Seele traurig wurde. Er betrachtete seinen ältesten Sohn, einen Sabbathschänder, der von Gott Nichts wußte, und konnte sich die Wahrheit nicht verhehlen, daß die Schuld darin liege, daß er ihn in der Kindheit von den Gnadenmitteln entfernt und ihn Einflüssen preisgegeben hatte, die ihn höchst wahrscheinlich in's Verderben stürzen würden.

Nach einigen Tagen bat er Julie, in der heil. Schrift zu lesen und mit der Familie zu beten. Mit Freuden hörte sie die Bitte; doch wurde es ihr schwer, dieselbe zu erfüllen. Erst als man sie erinnerte, welche Freude ihre Mutter darüber empfinden würde, wenn sie Zeuge dieser schönen Pflicht sein könnte, willigte sie ein, den Versuch zu machen. Wenige Wochen darauf nahm an einem Sonntagmorgen der Vater selbst die Bibel hervor, und, als er einen Abschnitt gelesen hatte, knieete er nieder und flehte unter Thränen zu Gott, seinen stammelnden Lippen zu lehren, wie sie beten sollten. Licht, Friede und Segen zogen ein in ein Haus, welches jetzt nicht länger ohne Gebet war.

Das Gebet der Mutter.

Emilie R. war ein Mädchen von feiner Bildung und liebenswürdigem Wesen; dabei aber war ihr Herz überaus zugänglich für die Lockungen der Welt. So stürzte sie sich denn, sobald sie erwachsen war, ungeachtet der Bitten und Warnungen ihrer frommen Mutter, in den Strudel weltlicher Vergnügungen und Lustbarkeiten und ward von demselben fortgerissen, weiter und weiter entfernt von dem, was zu ihrem wahren Frieden diente.

Auf einmal begann ihre Gesundheit zu schwinden. Man bemerkte, daß sie häufig gedankenvoll und trübsinnig war, und verglich sie mit einer dahinwelkenden Blume. Zuletzt kam es dahin, daß sie das Zimmer hüten mußte und dort ihre Zeit still und einsam zubrachte. Ihre Mutter war tief bekümmert um sie und betete ernstlicher als je zuvor um die Errettung ihres Kindes. Eines Nachmittags, nachdem sie vorher gebetet, trat sie in das Zimmer ihrer Tochter und fand dieselbe sehr schwach; ihr Gesicht war blaß und mit einer krankhaften Röthe bedeckt. In ihrem Blick lag ein Ausdruck des Trotzes und der Verhärtung, als habe sie in ihrem Innern wider Gott gemurrt und Ihn der Härte angeklagt. Ihre Mutter wurde von dem Gedanken, daß sie der Ewigkeit so nahe und doch gar nicht darauf vorbereitet sei, so schmerzlich bewegt, daß sie in Thränen ausbrach.

„Was fehlt dir Mutter?“ fragte Emilie in einem erkünstelt sorglosen Tone.

„Mein Kind!“ erwiederte die Mutter, „ich komme, um mit dir über deine Seele und über die Ewigkeit zu sprechen. Du bist sehr, sehr krank. Vielleicht mußt du bald diese Welt verlassen, und bist doch nicht geschickt, um in eine bessere überzugehen.“

„Mutter, Mutter;“ entgegnete Emilie heftig, „willst du mich um's Leben bringen? Kannst du mir nichts Tröstlicheres sagen, als daß ich sterben muß?“ — Ein Thränenstrom verhinderte ihr ferneres Reden, und sie hielt inne.

Mit gebrochenem Herzen trug die Mutter einer anderen Tochter auf, bei Emilien zu bleiben, ging in ihr Zimmer zurück und schüttete dort gegen Den, der in's Verborgene siehet, mit viel Seufzen und Flehen ihr Herz aus. Eine Stunde etwa mochte so vergangen sein, da klopfte jene andere Tochter an die Thür und bat die Mutter, zu Emilie zu kommen. Sobald sie hereinkam, rief diese weinend: „O

Mutter, was für ein böses, böses Mädchen bin ich gewesen! Kannst du mir vergeben, Mutter? O, wird Gott mir wohl vergeben?" —

Das Gebet der Mutter war erhört. Ihre Tochter genas und lebt noch heutigen Tages, und zwar, was das Beste ist, als ein Weib voll Glaubens und heiligen Geistes.

Segen der Bibel und Tractate.

Ich schäme mich des Evangelio von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht, alle die daran glauben. Römer 1, 16.

Die gastfreie Wittwe.

(Auszug aus der Reisetasche eines alten Reisepredigers.)

Laß dein Brod über das Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit. Salomo.

Nur der große Tag des Gerichts kann all das Gute, welches durch die Tractate gestiftet worden ist, enthüllen. Das Wort Gottes ist der Baum des Lebens, die Tractate sind seine Blätter — Blätter „zur Heilung der Menschen." Wohlfeile, kurze und kräftige Darstellungen religiöser Wahrheit, — wohlfeil, damit sie vielfältig und weit verbreitet werden können; kurz, damit sie der Arbeiter in den Augenblicken der Muße, welche er von seiner Arbeit erhascht, lesen kann, und kräftig, auf daß sie mit Interesse und zum Nutzen gelesen werden. Solche Schriften sollten gleich reinen Schneeflocken auf jedes Land fallen, und würden ihnen gleich den abgefallenen Blüthen seiner Zeit Früchte nachfolgen. Können wir auch keine ganze Brode darreichen, so laßt uns sie wenigstens brechen und, sie so vermehrend, die Stücke austheilen.

Ich könnte diesen Band mit Beispielen füllen, welchen Nutzen diese kleinen Schriften gebracht haben, will jedoch hier nur eine Thatsache, ein anderes Beispiel der Nützlichkeit des Dr. Coke anführen. Dieser unermüdliche Diener Christi reiste einst in einem damals noch wilden Theile unseres Landes umher. Zu der Zeit waren nur wenige Brücken vorhanden, aber es war für die abgehärteten Krieger des Methodismus und deren wohl zugerittenen Pferde eine Kleinigkeit, Ströme zu durchschwimmen. Allein folgendes Ereigniß war ein Unternehmen, an das der gute Doctor und sein Roß nicht gewöhnt waren; er versuchte nämlich einen Fluß, der auf seinem Wege lag, auf einem Umwege bei der Furt zu durchschreiten, verlor aber leider die rechte Stelle. Ungeduldig, seinen Weg fortzusetzen, und hinter seinen amerikanischen Brüdern nicht zurückzubleiben, klopfte er an den Hals seines Pferdes und stürzte sich in die Fluthen. Das Wasser war tief, das Pferd scheute sich, strauchelte und sank, wodurch sein Reiter in die größte Gefahr gerieth; doch dieser zog schnell den Fuß aus dem Steigbügel, ergriff einen überhängenden Ast, und erreichte so von Wasser triefend das Ufer, wohin auch das erschreckte Pferd zurückgekehrt war.

Bis der Doctor seine Kleider in der Sonne getrocknet hatte, blieb er im Walde, und bestieg dann wieder sein Pferd, um zurückzukehren. Auf der offenen Straße angelangt, begegnete ihm ein Mann, der ihm den Weg zum nächsten Dorfe zeigte und ihm die Adresse einer freundlichen Familie gab, wo er erwarten durfte, als ein Gesandter Gottes gastfrei aufgenommen zu werden. Der Doctor sprach wie gewöhnlich einige herzliche ermahnende Worte zu diesem Manne, und ritt dann, von des Tages Anstrengungen ermüdet, aber doch froh in der Hoffnung, bald eine freundliche Aufnahme und behagliche Ruhe zu finden, dem nahegelegenen Dorfe zu.

Er erreichte dieses früh Abends und wurde von der alten Dame des Hauses, das ihm empfohlen worden war, mit großer Freundlichkeit aufgenommen. Ein reichhaltiges Abendessen stand auf dem Tische. Der Doctor begab sich nach Abhaltung seiner gewohnten Familienandacht, die in einer geeigneten Ermahnung, dem Lesen eines Capitels aus der Bibel und einem Gebet bestand, zur Ruhe, seinem Gott für das glückliche Ende des gefahrvollen Tages dankend. Früh am nächsten Morgen nahm er Abschied, ertheilte jedem einen geistlichen Rath und ließ ein einziges Tractätchen zurück, denn in jenen Tagen waren diese kleinen, zweckmäßigen Beförderungsmittel der Wahrheit noch selten und kostbar, und diejenigen, welche sie vertheilten, mußten haushälterisch damit umgehen.

Der Doctor kehrte nach England zurück, besuchte Irland, West-Indien, Land und Meer wie gewöhnlich in der Sache seines Herrn durchkreuzend. Nachdem fünf Jahre dahingeschwunden waren, befand er sich wieder auf dem amerikanischen Festlande. Einst gesellten sich auf seinem Wege zu einer der Conferenzen mehrere Prediger, die auch dahin reisten, zu ihm. Alle bewillkommneten ihren alten Freund und Bischof auf's herzlichste; ein junger Mann, der sie begleitete, schien bei diesem unerwarteten Zusammentreffen tief gerührt, so daß die Thränen über seine Wangen rollten. Nachdem sie einige Meilen weiter geritten, wußte dieser junge Mann sich auf die Seite des Doctors zu drängen, und fragte ihn, ob er sich erinnere, vor etwa fünf Jahren in einem gewissen Theile Amerika's gewesen zu sein, worauf er eine bejahende Antwort erhielt.

„Und erinnern Sie sich auch noch, mein Herr, daß sie beim Versuch, einen Fluß zu durchreiten, beinahe ertrunken wären?“

„Dessen entsinne ich mich recht gut?“

„Und wissen Sie auch noch, daß Sie die Nacht in dem Häuschen einer Wittwe in dem und dem Dorfe zubrachten?“

„O gewiß,“ erwiederte der Doctor, „wie sollte ich die Güte, welche mir diese Familie erzeigte, vergessen!“

„Erinnern Sie sich also, der Dame am nächsten Morgen beim Weggehen ein Tractat gegeben zu haben?“

„Das weiß ich nicht mehr,“ erwiederte der Doctor; „allein da ich das sehr häufig thue, so kann es leicht möglich gewesen sein.“

„Ja, mein Herr, Sie ließen einen Tractat zurück, welchen die Dame noch aufbewahrt, und sollten Sie je wieder durch dieses Dorf kommen, so können Sie denselben sehen; allein kein Geld kann es von ihr erkaufen. Sie las es, und der Herr machte es zum Werkzeug ihrer Bekehrung. Ebenso sind mehrere ihrer Kindern und Nachbaren durch die Hülfe dieses Büchelchens bekehrt worden, und es ist jetzt eine blühende Gemeinde in dem Dorfe.“

„Gott sei gelobt!“ rief der Doctor aus, und Thränen entstürzten seinen Augen.

Der junge Mann, ebenfalls weinend, fuhr fort: „Ich habe Ihnen noch nicht Alles erzählt. Ich bin einer von den Söhnen dieser Wittwe, und werde Gott stets für diesen Tractat danken, denn auch meine Schritte wurden durch das Lesen desselben auf den Weg zum Himmel geleitet, und ich gehe jetzt zur Versammlung, um mich als Reiseprediger aufnehmen zu lassen. Meine Satteltaschen sind halb voll von Tractaten, und ich werde sie stets bei mir führen, um sie auf meinen Wegen zu vertheilen. —

Wenn du, lieber Leser, dich auch vielleicht für das schwächste Kind Gottes hältst, so ist dir doch hierin ein gewaltiges Mittel gegeben, das du täglich gebrauchen kannst. Hast du wenige Gaben, weißt du nicht mit Gewandtheit von deinem Herrn zu reden, — dann nimm diese kleinen Boten

der Wahrheit mit dir, laß sie für dich sprechen; auf diese Weise kannst du Samen ausstreuen, welcher denn auch Frucht bringen wird, etlicher hundertfältig, etlicher aber auch sechszigfältig, etlicher dreißigfältig."

Der Bibel-Vertheiler unter Räubern.

Während der revolutionären Unruhen des Jahres 1848 hatte sich in der großen Manufacturstadt Lyon, im südlichen Frankreich, eine Räuberbande gebildet. Es waren rauhe, wilde Menschen, mit Gesichtern, welche nur für den Galgen geeignet schienen, und mit Herzen so hart wie das Straßenpflaster der Stadt. Nach ihrem Aeußern zu urtheilen, mochten sie es nicht höher achten, einem Menschen das Leben zu nehmen, als ein Licht auszublasen. Indessen auf dieser Welt gedeihet nichts ohne eine Regierung, und diese Räuber wußten das; also machten sie einen unter sich zu ihrem Hauptmann, und diesmal war es einer, der in allen Arten des Raubens und Mordens am meisten bewandert war. Darauf erhoben sie ihre Hände gen Himmel und schwuren, daß Keiner von ihnen die Gesellschaft verlassen oder verrathen wolle, und wenn dessenungeachtet Einer seinen Eid brechen würde, die Anderen ihn verfolgen und tödten sollten. Und nun gingen sie fort auf's Plündern und Morden, und alle Leute in der Nachbarschaft, die außer ihren Köpfen auch zeitliche Güter zu verlieren hatten, waren von Angst und Schrecken erfüllt.

Zu derselben Zeit hatte sich in Lyon eine andere Gesellschaft versammelt, die wie jene Räuber des Waldes, ihre Boten nach allen Richtungen hin aussandte und so auf Leute jeden Standes Jagd machte. Und wo diese Boten sich sehen ließen, da hat Mancher gezittert. Zwar waren sie nicht, wie die Räuber mit Pistolen und ähnlichen Mordwaffen ausge-

rüstet, sondern aus ihren Reisetaschen sahen große und kleine Bücher hervor; und wenn die Boten aus denselben vorlasen, war es manchem Zuhörer, wie wenn ein zweischneidiges Schwert ihm durch die Seele ginge: denn in den Büchern stand viel geschrieben von dem heiligen Gott, der die Sünder vor seinen Richterstuhl bringt, und von dem Heiland Jesus Christus, der mit solcher Barmherzigkeit die Sünden derer auf sich nimmt, die herzliche Reue empfinden und bei ihm Vergebung suchen.

Einer von den Sendboten dieser Gesellschaft entschloß sich einst, in den Wald zu den Räubern zu gehen; wahrlich nicht in der Absicht, einer von ihnen zu werden, sondern um mit Gottes Hülfe, ihrem ehrlosen Gewerbe ein Ende zu machen. Das war wahrhaftig ein gefährliches Unternehmen, und ich fange im Ernst an zu zittern, wenn ich daran denke, wie die gesetzlose Rotte des Waldes den armen Mann behandeln wird. Er mochte ebenfalls großes Bedenken deshalb haben, doch Gott hatte ihm ein muthvolles Herz gegeben, so daß er deßhalb keine weitere Sorge hatte, als sich zu sagen, daß sie höchstens seinen Leib nur vernichten, nicht aber seine Seele tödten könnten. „Wenn ich falle,“ dachte er, „so werde ich geradewegs zum Himmel gehen, und da ist es weit besser als in dieser armen Welt, zumal in Frankreich. Und würde mein Leben nicht reichlich bezahlt sein, wenn durch Gottes Wort die Seele auch nur Eines dieser Räuber gerettet würde?“ So füllte er seine Reisetaschen mit Bibeln und schritt unverzagt vorwärts in den Wald. Bald verlor er sich in's Dickicht, und nach einigen Meilen kam er an die Vorposten des Lagers.

„Wer da?“ rief eine rauhe Stimme, welche unserm Bibelvertheiler durch Mark und Bein zu dringen schien. Bald darauf kamen mehrere fürchterlich um sich blickende Gestalten aus dem Dickicht hervor, umzingelten den verwegenen Ein-

dringling und musterten ihn mit neugierigen Blicken. Er hatte unterdessen wieder Muth gefaßt, um ihren wilden, trotzigen Gesichtern zu begegnen.

„Was bringt dich hierher, Kamerad?“ riefen die Räuber.

„Ich komme,“ sprach er darauf mit fester Stimme, „euch das Wort Gottes zu bringen und euch von dem Wege des Verderbens abzumahnen, ehe das Gericht Gottes über euch hereinbricht.“

Ein wildes, satanisches Lächeln unterbrach diese Anrede. „Ha, ha, ha,“ riefen die Gesellen, „das ist ein Kapital-Kerl und ein guter Braten für unseren Hauptmann! Dort kannst Du deine Predigt zu Ende bringen. So etwas mag er gerade und er wird dich dafür belohnen. Pack deine Bücher wieder ein: da drüben wirst du mehr Geschäfte machen! Fort mit dir!“

Bei diesen Worten stießen sie ihn vorwärts und brachten ihn vor ihren Hauptmann. Bei dem Anblick einer solchen Gesellschaft von Schurken, die mit ihren Musketen wie mit Knabenflinten spielten, hätte der kühnste Muth sinken mögen; doch unser Mann Gottes stand ruhig.

„Was willst du, Bursche?“ fragte der Hauptmann in einem stolzen Tone.

„Weißt du, wer wir sind? Kennst du uns?“ fragte er wieder.

„Gewiß kenne ich euch,“ war die Antwort. „Ihr seid die Gottlosesten unter den Gottlosen, die allerverwegensten Sünder. Ihr seid der Schrecken der Nachbarschaft; allein der Zorn Gottes wird über euch hereinbrechen und euch vernichten, ehe ihr es denkt. Er ist ein gerechter Gott und wird den Gottlosen nicht unbestraft lassen.“

Wie bereits vorher wurde der furchtlose Sprecher hier durch lautes Gelächter unterbrochen. Eine Fluth von Hohnreden und Flüchen wurde über ihn ausgeschüttet; doch er

ließ sich nicht aus der Fassung bringen und erhob seine Stimme nur desto lauter.

„Thut Buße!“ fing er an zu rufen; „auch für euch giebt es Gnade und Vergebung; auch für euch ist der Heiland, Gottes Sohn, gekommen, wenn ihr Buße thut und euch bekehret. Jetzt ist es Zeit. Seine Liebe hat mich hergesandt; die Arme seiner Liebe sind auch für euch geöffnet.“ Das wilde Lachen wurde gedämpft, aber an dessen Statt ließ sich ein dumpfes Murmeln vernehmen. Ihre wilden Augen blitzten vor Wuth; unwillkürlich richteten sie ihre Flinten auf den verwegenen Missionar; nur ein Wink von dem Hauptmann, und er hätte seine Dreistigkeit mit dem Leben bezahlt. Allein das Auge Gottes wachte über ihm, und sein Muth blieb ungebeugt.

„Weißt du,“ rief der Hauptmann laut, „daß dein Leben in unserer Hand ist?“

„Ohne Gottes Willen könnt ihr kein Haar meines Hauptes krümmen,“ versetzte der Missionar, seine warnende ermahnende Stimme noch lauter erhebend und rechts und links Bibeln austheilend. Allmählig wurde das Murmeln stiller. Die Räuber fingen sogar an, Achtung gegen den muthigen Mann zu zeigen. Manches Herz mochte in diesem Augenblick gezittert haben; allein der Satan hatte ihre Ketten zu fest angezogen. Sie hatten sich durch den furchtbaren Eidschwur gebunden, nie die Bande verlassen zu wollen, er konnte nur durch den Tod gelöst werden. Alsbald rief der Hauptmann: „Bringet den Mann weg, allein thut ihm nichts!“ Man gehorchte und unter Flüchen führten sie ihn aus dem Walde hinaus; und er im Herzen Gott preisend, eilte, so schnell er konnte; nach Lyon zurück.

Jetzt mögen Manche unter meinen Lesern denken, der Bibelvertheiler hätte sich die gefährliche Reise ersparen mögen, denn die Räuber werden wohl immer Räuber geblieben sein.

Geduld! Gottes Wort kehrt nie leer zurück, sondern wird ausrichten was er will. Doch um in der Erzählung fortzufahren:

Der Hauptmann selbst hatte ein Neues Testament bekommen, und da er einst durch den Wald umherstreifte, nahm er das Buch aus seiner Tasche und las darin zum Zeitvertreib. Er war verwundert über das, was er hier sah, und er las immer weiter. Solche Dinge hatte er früher nie vernommen. Sein Gewissen erwachte, und das bisher geführte Leben erschien seinem Geiste immer dunkeler und düsterer. Er wurde unruhig. Jeden Tag suchte er, seine Kameraden verlassend, die Einsamkeit und wandelte im Walde umher. Ein solches Benehmen kam den Uebrigen etwas verdächtig vor, und sie fingen an unter einander sich in's Ohr zu flüstern. Er aber wurde mit jedem Tage immer mehr von seinem Sünden-Elend ergriffen; das göttliche Gericht war ihm fürchterlich und Christi Liebe zündete in seinem harten Herzen: er konnte nicht länger zu der Gesellschaft gehören. Allein, wie konnte er von ihr loskommen? Sollte er davonlaufen? Wir möchten das nicht für Unrecht halten; allein unser Hauptmann wollte seinen Eid nicht brechen, auch nicht den Räubern. Lange kämpfte er so mit sich selbst; doch zuletzt berief er die Bande zusammen. Sie eilten herbei in der Hoffnung, er werde sie wieder zu einem gewinnreichen Zuge hinausführen. Doch sie waren nicht wenig verwundert, als der Hauptmann sie folgendermaßen anredete.

„Kameraden," fing er an, „bisher bin ich euer Führer gewesen, von nun an bin ich es nicht mehr. Dieses Buch hat mir gezeigt, daß wir auf dem Wege zum Verderben sind. Ein fürchterlicher Eid band mich an euch; allein mein Entschluß ist gefaßt. Ich bin in euren Händen. Wollt ihr mich tödten, so könnt ihr es; doch nie kann ich es wieder über mich bringen, das fluchwürdige Leben eines Räubers zu führen!"

In stummer Verwunderung hörten die Genossen ihren Führer an. Ein Gemurmel von Wuth durchlief die Gesellschaft, doch bald machte der Zorn dem Mitgefühle Platz. Nach langer Berathung kamen sie zu dem Beschluß, den Hauptmann ungehindert fortgehen zu lassen. Noch einmal erhob er seine warnende Stimme gegen seine alten Genossen und Freunde, erinnerte sie an den Zorn Gottes, dessen Gebote sie gebrochen, und an die große Liebe des Erlösers, wenn sie Buße thäten, und drang ernstlich in sie, mit ihm ihr sündiges Leben aufzugeben. Der Sauerteig wirkte. Bald darauf brach die Bande auf. Viele Mitglieder derselben folgten dem Beispiele ihres Hauptmannes und bekehrten sich zu Gott; und die Gesellschaft, welche zuerst ihren Missionar in den Wald entsandte, hat Mehrere von ihnen in ihren Dienst aufgenommen als Gehülfen in ihrem Werke.

Der Matrose und der Tractat.

Im Sommer 1850 war ich, erzählt ein Offizier, auf der amerikanischen Dampffregatte Saranac angestellt. Unsere Schiffsmannschaft bestand aus Leuten des schlimmsten Schlages. Selten oder vielleicht nie hat die amerikanische Flagge über einer gottloseren Menschenbande gewehet, als die war, welche das Deck unserer Fregatte bei diesem ihrem ersten Ausfluge betrat. Zwar waren sie eben so brave und kühne Seeleute, als nur je ein Segel eingerefft haben mögen; selten jedoch verging ein Tag, daß nicht Einer von ihnen bestraft wurde. „Alle Mann heran zur Execution!“ war ein nur häufiges, zu bekanntes Commandowort. Sims (seines Vornamens erinnere ich mich nicht mehr), obgleich ein tüchtiger Matrose, war, wo möglich, der Allergottloseste von allen senien Kameraden. Er war aus Finnland gebürtig und

wahrlich ein gutes Pröbchen eines Menschenschlages, der sich durch seine Nachlässigkeit und Vermessenheit auszeichnet. Ich kann mir kein menschliches Wesen denken, welches den lasterhaften Neigungen mehr ergeben gewesen wäre, als er. Sims schien der Anführer aller Bosheiten, da kaum ein Tag verging, daß er nicht mindestens ein Dutzend Hiebe bekam. Da wir in der Nähe der Verein. Staaten zu kreuzen commandirt waren, so legten wir unter Anderem bei Jamaica an, wo wir etwa zwei Wochen blieben. Der Anker war kaum ausgeworfen, als wir einen Besuch von einem Missionar erhielten, der einen Pack Tractate mitbrachte, um sie unter die Schiffsmannschaft zu vertheilen. Wie es in solchen Fällen auf einem Kriegsschiffe Sitte ist, wurden sie auf die Ankerwinde gelegt, und Alle, welche einen Tractat haben wollten, herbeicommandirt. Als das Commando erlassen wurde, befand ich mich eben auf dem Vordertheil des Schiffes, im Gespräch mit Sims, welcher emsig daran war, seine hölzerne Pfeife wieder auszubessern, die er beim Festlegen des Schiffes zerbrochen hatte. Als er das Commandowort vernahm, rief er: „Ich will hingehen und mir einen Tractat holen, um nachher meine Pfeife damit anzustecken.“ Und wirklich ging er hin. Noch keine Stunde darauf hatte ich eben an verschiedenen Stellen auf dem Schiffe zu thun, als ich beim Weitergehen Sims auf einer Lafette sitzen und im Lesen begriffen sah. Man wird gern glauben, daß ich mich verwunderte, ihn so beschäftigt zu sehen, und weil ich nicht wenig neugierig war auf den Titel des Buches, welches seine Aufmerksamkeit fesseln konnte, so sah ich ihm über die Schultern und fand, daß er einen Tractat von dem Missionar las, welcher den Titel hatte: „Die Geschichte vom verlornen Sohn.“ Als er beim Aufblicken meiner gewahr wurde, sagte er: „Ich habe das Zeug durchgesehen und mag es wohl.“ Du thätest besser, es zu Ende zu bringen, wenn du nichts zu thun hast,

versetzte ich, „und es möchte dir gut thun.“ „Alle Mann heran!“ ertönte es jetzt, weil es Etwas zu thun gab; und so verließ er mich. Gegen Abend desselben Tages, als ich gerade die Wache auf dem Deck hatte, kam Sims an mich heran und fragte etwas abgebrochen, ob ich das Zeug glaube, und hielt mir zugleich den Tractat hin. „Ich zweifle an der Wahrheit nicht,“ antwortete ich, „weil es aus der Bibel genommen ist.“ Wollt ihr es mir denn vorlesen, denn ich komme darin nur langsam vorwärts, da ich ein besserer Matrose als Schüler bin?“ „Von Herzen gern!“ versetzte ich; „und wenn du zu mir kommen willst, wenn ich frei bin, so werde ich es thun.“ Pünktlich zur bestimmten Zeit kam Sims zu mir und brachte den Tractat mit; und nachdem wir uns in das Langboot begeben, um von der lärmenden Schiffsmannschaft wegzukommen, las ich ihm den ganzen Inhalt vor. Er schien großen Antheil daran zu nehmen, denn er ersuchte mich oft um eine Erklärung, so wie das „Zeug,“ wie er es nannte, weiter ging. Als ich mit dem Lesen fertig war, sagte ich zu ihm, wenn er mir den folgenden Tag zu derselben Stunde einen anderen Tractat bringen wolle, so würde ich ihm denselben vorlesen. Das versprach er und verließ mich. Den andern Morgen bemerkte ich mit Verwunderung, daß Sims um die Zeit, da die Mannschaft bei der Grogtonne versammelt wurde, beim Aufrufen seines Namens nicht antwortete. Er kam auch nicht des Mittags, und weil ich die Aufsicht über die Tonne hatte, so ließ ich ihn herbeiholen. Als er herbeikam, fragte ich, warum er seinen Grog nicht trinke. Darauf antwortete er, daß er keinen haben und ihn ganz aufgeben wolle. Das war erst der Anfang der Besserung, denn ich bemerkte, wie sein Betragen sich gänzlich ändere. Anstatt seiner früheren Nachlässigkeit glaubte ich das Bestreben zu gewahren, sich die entgegengesetzte Eigenschaft anzueignen.

Seinem Versprechen gemäß, kam er wieder zu mir mit dem Tractate, den ich ihm schon einmal vorgelesen, und bat mich, ich möge ihn noch einmal vorlesen, was ich auch that. Als ich mit diesem zweiten Lesen des Tractats fertig war, fragte er mich mit großem Ernste, ob ich glaube, daß er wie der arme verlorne Sohn zurückkehren, und gleich wie dieser wieder angenommen werden könne. Ich erwiederte, der Missionar werde morgen (welches am Sonnabend war) wieder an Bord kommen und werde besser im Stande sein, seine Frage zu beantworten. Ich sah ihn erst am folgenden Tage wieder, da ich ihn so nahe, als er nur hinankommen konnte, bei dem Missionar stehen sah, welcher in Folge einer Einladung, unseren Leuten zu predigen, gekommen war. Er hörte mit großer Aufmerksamkeit zu und schien ernstlich bemüht zu sein, das Wort aufzufassen. Nach dem Gottesdienste bemerkte ich Sims und den Missionar in ernstem Gespräch mit einander, welches damit endigte, daß Sims auf die Bitte des Missionars die Erlaubniß erhielt, an's Land zu gehen. Hier blieb er bis Montag Nachmittag, da er wieder an Bord kam, mit Traktaten beladen. Weil ich aus Mangel an Offizieren und tüchtigen Leuten sehr in Anspruch genommen war, so hatte ich nicht eher Gelegenheit, wieder mit Sims zu sprechen, als bis wir in Norfolk landeten. Hier erzählte er mir, daß Gott ihm, wie er hoffe, seine Sünden vergeben habe. In der That verkündigten seine Lippen, wie sein Verhalten offenbar die große Veränderung, welche in ihm vorgegangen war — wahrlich, der arme Sims war „wiedergeboren."

Nachdem wir etwa drei Wochen in Norfolk uns aufgehalten, stachen wir wieder in See. Drei Tage, nachdem wir den Hafen verlassen, wurde die Mannschaft zur Beiwohnung eines Begräbnisses commandirt. Es war die Leiche des armen Sims. Als die Kanone über das Wasser hin-

donnerte, konnte ich nicht anders als ausrufen: „Er ist in seines Vaters Haus gekommen, und es ist ein gemästet Kalb geschlachtet."

Der Werth eines Dollars.

Vor ungefähr dreißig Jahren reis'te ein Kirchenvorsteher, M....., von einer Stadt an der östlichen Grenze von Vermont nach einer andern an der westlichen Grenze des nämlichen Staats.

Da er durch den gebirgigen Theil des Landes zwischen dem Connecticut und dem Onion Flusse reis'te, bemerkte er, daß der Horizont sich verdunkelte; ein entfernter Donner wurde hörbar und es drohte ein starker Regenguß. Der Reisende befand sich gerade in einem Walde, und kein Obdach zum Schutze zeigte sich; er eilte daher vorwärts, bis er bei einer kleinen Hütte am Ende des Waldes ankam. Der Regen fing gerade an, mit Macht herabzuströmen. Er sprang von seinem Pferde, nahm den Sattel ab, und ohne Umstände eilte er in das Haus. Erstaunt, Niemand darin zu finden, als eine Frau mit einem kleinen Kinde, fing er an, wegen seiner unerwarteten Ankunft sich zu entschuldigen, und sagte, er hoffe, sie werde nicht erschrecken, sondern ihm erlauben, da zu bleiben, bis der Regen nachlasse.

Die Frau erwiederte, sie sei froh, daß Jemand herein komme, denn sie fürchte sich immer sehr vor dem Donner.

„Aber," sagte er, „warum fürchten Sie sich vor dem Donner? Es ist die Stimme Gottes und wird Denen nicht schaden, welche Ihn lieben und sich seiner Obhut anempfehlen."

Nachdem er sich eine Weile mit ihr über diesen Gegenstand unterhalten hatte, fragte er sie, ob sie Nachbaren habe,

welche religiös seien. Sie sagte ihm, daß sie zwar zwei Meilen von da Nachbaren habe, aber ob sie religiös seien, das wisse sie nicht; sie habe nur gehört, daß dort alle vierzehn Tage gepredigt werde. Ihr Mann sei einmal hingegangen, aber sie selbst sei nie in der Versammlung gewesen.

Sie schien hinsichtlich der Religion gänzlich unwissend zu sein.

Der Regen war vorübergegangen, und die Natur lächelte wieder. Der fromme Kirchenvorsteher, im Begriffe abzureisen, bezeigte der Frau seinen Dank für ihre Gastfreundschaft und sein ernstliches Verlangen, daß sie selig werden möchte. Er bat sie herzlich, täglich in ihrer Bibel zu lesen und gut Acht darauf zu geben, als auf ein Licht, das in einem dunkeln Orte scheint. Sie bekannte nun mit Thränen in ihren Augen, daß sie keine Bibel habe. Sie sei niemals im Stande gewesen, eine zu kaufen.

„Könnten Sie dieselbe lesen, wenn Sie eine hätten?“

„O ja, und ich würde es gern thun.“

Er war gerade im Begriff, den Sattel zu nehmen und zu seinem Pferde zu gehen, da dachte er: „Diese Frau hat eine Bibel dringend nöthig. O daß ich ihr eine zu geben hätte! Aber ich habe keine, und Geld, um eine zu kaufen, habe ich auch nicht; denn ich brauche all mein Geld zu meiner Rückreise. Ich muß gehen; aber soll ich die Frau verlassen, ohne ihr die Mittel zu verschaffen, das Wort Gottes zu erhalten? ihre Seele mag vielleicht aus Mangel an Erkenntniß verloren gehen, Was soll ich thun?“ Eine innere Stimme sprach: „Wer sich des Armen erbarmet, der leihet dem Herrn. Laß dein Brod über das Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit.“ Sein Herz antwortete: „Ich will dem Herrn vertrauen.“ Er nahm einen Dollar aus seinem Geldbeutel und ersuchte die Frau, ihn zu nehmen

und so bald als möglich sich eine Bibel anzuschaffen. Sie versprach, es zu thun, indem sie sagte, sie wisse, wo sie eine erhalten könne.

Er nahm Abschied und ritt fort. Als es Nacht wurde, fragte er in einem Privathause, ob er über Nacht da bleiben könne. Er hatte noch ein wenig kleines Geld in seiner Tasche; aber da er noch eine Reise von zwei oder mehreren Tagen vor sich hatte, so nahm er sich vor, mit einem Stück kalten Fleisch zum Abendessen fürlieb zu nehmen, das er noch bei sich hatte. Aber als die Familie sich um den Tisch herum setzte, ihr Abendessen einzunehmen, ersuchte der Hausvater ihn nicht nur ernstlich, Theil daran zu nehmen, sondern auch Gottes Segen zu ihrer Mahlzeit zu erbitten. Er fühlte nun, daß er unter Freunden war und Freiheit hatte, von göttlichen Dingen zu sprechen. Die Familie schien gern dem, was er sagte, bis zu einer späten Stunde zuzuhören. Es war eine Zeit der Erquickung für ihre durstigen Seelen. Am Morgen wurde der Vorsteher gebeten, zu warten, bis das Frühstück fertig sei; aber er schlug es aus, da der Weg, den er zu machen hatte, es erforderte, früh abzureisen. Sein Wohlthäter wollte keine Bezahlung annehmen, und er reis'te ab, nachdem er ihm vielmals gedankt hatte.

Er ritt bis spät am Morgen, und da er kein Wirthshaus fand, hielt er wieder an einem Privathause an, um sich zu erfrischen. Während er auf's Essen wartete, versäumte er keine Zeit, der Familie Christum den Gekreuzigten anzuempfehlen. Als er im Begriff war, weiter zu reisen, bot er der Hausfrau, welche ihn sehr freundlich bedient hatte, Bezahlung für sein Essen und den Hafer für sein Pferd an; aber sie lehnte es ab. So ging es immer fort. So oft er es nöthig hatte, hielt er um Bewirthung an und empfahl Gottseligkeit, wo er einkehrte; und bot immer, wie jeder andere Reisende, Bezahlung an, aber Niemand wollte Geld an-

nehmen, obschon es nicht bekannt war, daß er wenig Geld hatte; denn er sagte es nicht, und sein Aussehen war nicht ärmlich: denn er war ein wohlhabender Mann. „Was," dachte er, „soll das bedeuten? Ich wurde noch nie auf einer Reise so behandelt." Der der armen Frau gegebene Dollar fiel ihm ein, und er dachte: „Ich bin gut bezahlt worden. Es ist in der That eine gute Sache, Gott zu borgen." Den zweiten Tag, nachdem er die Hütte in der Wildniß verlassen hatte, kam er wohlbehalten zu Hause an und hatte noch Geld für die Armen übrig, da er nirgends zu bezahlen brauchte.

Ungefähr anderthalb Jahre nachher kam ein Fremder in das Haus des Vorstehers. Im Laufe der Unterhaltung bemerkte er, daß er auf der andern Seite der Berge nicht weit vom Connecticut-Flusse wohne. Der Vorsteher fragte nach einigen Leuten der dortigen Gegend, mit denen er bekannt war, und der Mann kannte sie. Darauf fragte er ihn, ob die Leute in der Nachbarschaft religiös seien. Die Antwort war: „Nicht sehr." „Aber," fuhr er fort, „in einem Orte, 20 oder 30 Meilen abwärts von dem Flusse, wo ich bekannt bin, war eine große Erweckung. Der Anfang derselben war sehr auffallend. Die erste Person, die erweckt wurde und zur Buße kam, war ein armes Weib, die an einem abgelegenen Platze wohnte. Als sie in die Kirche aufgenommen wurde, erzählte sie, daß vor einiger Zeit ein Fremder durch ein Gewitter in ihr Haus getrieben worden sei und so ernstlich mit ihr gesprochen habe, daß, während sie ihm zuhörte, sie um ihr Seelenheil besorgt geworden sei. Der Mann sei sehr bewegt gewesen, als er von ihr gehört, daß sie keine Bibel hätte, und habe ihr einen Dollar gegeben, um eine zu kaufen, mit der Ermahnung, sich bald eine anzuschaffen und fleißig darin zu lesen. Sie habe es gethan. Den Namen oder den Wohnort dieses frommen Mannes wisse sie nicht, glaube aber,

daß Gott ihn gesandt habe. Bei dieser Erzählung und der großen Veränderung, die so sichtbar bei der Frau war, verwunderten sich ihre Nachbaren sehr und wurden veranlaßt, über die Güte, Weisheit und Macht Gottes nachzudenken, die in dieser wunderbaren Fügung seiner Vorsehung sich kund gab, und selbst mehr in ihren Bibeln zu lesen, wodurch sie bald zu einer ernsten Sorge um ihr Seelenheil erweckt wurden. Ungefähr 30 oder 40 sind bereits hoffnungsvoll zu Gott bekehrt und erfreuen sich in ihrem Heilande."

Der Vorsteher, welcher dieser kunstlosen Erzählung zugehört hatte, mit einem Herzen, das mehr und mehr aufwallte von Verwunderung, Dankbarkeit und Freude, konnte sich nicht länger halten, sondern rief mit aufgehobenen Händen und Augen: „Mein Gott! Du hast mich nochmals bezahlt!"

Ein auf einem Balle gegebener Traktat.

Vor einigen Jahren waren an einem kalten Winterabend die Bewohner einer kleinen Stadt in England in ungewöhnlicher Aufregung... Eine Tanzbelustigung war die Veranlassung derselben.

Auf der Treppe, die zum Balle führt, wird eine junge Dame von einem Herrn angehalten, der ein Packet Traktate in der Hand hat und ihr einen derselben anbietet... Sie nimmt ihn an. Der Geber bittet sie, ihn zu lesen; sie verspricht es ihm gern und tritt in den Tanzsaal, wo sie den Abend im Strudel der Eitelkeit zubringt.

Einige Zeit darauf befindet sie sich unwohl zu Hause, in ernsten und mitunter traurigen Gedanken. Sie erinnert sich an den Traktat und an das gegebene Versprechen; sie sucht und findet ihn zerknittert und halb zerrissen.... Katharine

überlies't ihn jedoch, zuerst flüchtig und dann mit ungetheilter Aufmerksamkeit. — Der Traktat sagt ihr, sie sei verloren; — es seien alle Menschen von Natur Feinde Gottes, — und sie selber, so liebenswürdig, so sittsam, so wohlthätig und gerecht in den Augen der Menschen sie auch sein möge, sie selber werde auf ewig verloren gehen, wenn sie nicht Christo ihr Herz gebe. — Er beweis't ihr mit der Bibel, daß der Mensch aus seinem ursprünglichen Stande gefallen ist, und daß unsere Gerechtigkeit, die guten Werke, auf die sich Katharine stützte, in den Augen eines heiligen Gottes ein beflecktes Kleid sind; daß selbst unsere Andachtsübungen nicht rein, ja, daß alles Dichten und Trachten des menschlichen Herzens nur böse ist immerdar (1. Mos., 6, 5.), und daß wir daher das Reich Gottes nicht sehen können, wenn wir nicht von Neuem geboren werden (Joh. 3, 3.). Katharine hatte schon früher die Dinge gehört; denn sie wohnte alle Sonntage dem öffentlichen Gottesdienste bei und sprach mit der versammelten Menge das Kirchengebet nach, in dem es unter Anderem heißt: „Herr, sei uns Sündern gnädig!" Sie hatte jedoch bis diesen Augenblick noch nie die Verdorbenheit ihres Herzens gefühlt, noch die Nothwendigkeit einer so gänzlichen Veränderung erkannt, wie diejenige ist, welche die heilige Schrift die „neue Geburt" nennt. Sie gedachte nun der vielen Tage, die ohne einen einzigen Gedanken an Gott verflossen waren, — aller der Ereignisse ihres Lebens, in denen sie sich leichtsinnig belustigt hatte, ohne ein einziges Gefühl der Dankbarkeit für den Herrn der Herrlichkeit zu hegen, der auf diese sündige Erde gekommen, um durch Seinen Tod am Kreuz die Uebertretungen Derer zu büßen, die Er selig machen will.

Jener Traktat erklärt nämlich dem Sünder nicht bloß, daß er vor dem Richterstuhle Gottes verurtheilt ist, sondern verkündigt ihm auch die gute Botschaft, das im Evangelium angebotene Heil und Leben. Er zeigt, wie das Opfer Christi

für Sünder dargebracht worden, wie Christus, „da wir noch schwach waren, für uns Gottlose gestorben," wie „Gott Seine Liebe zu uns dadurch preiset, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren." (Röm. 5, 6—8.) Er lehrt, daß, da Gott dem Sünder nicht ohne ein Opfer seine Sünden vergeben konnte, der eingeborne Sohn des Vaters dieses Opfer und dieser Mittler geworden ist; daß „wenn Jemand sündiget, wir einen Fürsprecher bei dem Vater haben, Jesum Christum, der gerecht ist;" daß derselbe „die Versöhnung ist für unsere Sünden" (1. Joh. 2, 1. 2.), und daß Christus selber den armen Sünder freundlich zu sich einladet, indem er spricht: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch, ... so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen." (Matth. 11, 28. 29.)

Katharine begriff, daß der heil. Geist dem bußfertigen Sünder verheißen ist, um ihn zu führen und ihm die Wahrheit zu offenbaren, — daß der Heiland uns ermuntert, um diesen Geist zu bitten, wenn er spricht: „So denn ihr, die ihr doch arg seid, könnet dennoch euern Kindern gute Gaben geben, wie viel mehr wird der Vater im Himmel den heil. Geist geben Denen, die Ihn bitten?" (Luc. 11, 13.)

Jede Schriftstelle brachte neues Licht in Katharinens Gemüth; Gott selber war ihr Lehrer. Christus, der für sie gestorben, offenbarte sich allmählig ihrem Herzen. — Sie war lange krank, fand aber in der Gemeinschaft des Herrn und im Forschen der heiligen Schrift eine dauerhafte und wahre Zufriedenheit. Sie ward auf ihrem Schmerzenslager durch die Hoffnung einer ewigen Herrlichkeit aufgerichtet. „Sie hatte Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein." — Einige Monate, nachdem sie den Traktat gelesen, ging Katharinens Seele ein zu ihres Herrn Freude. — Aber der Segen des Traktats versiegte nicht mit ihrem Leben.

Sobald Katharine die köstliche Perle gefunden, verbarg sie dieselbe nicht, sondern rief vielmehr ihre Freundinnen, um sich mit denselben des theuern Fundes zu freuen. Besonders war ihre Jugendfreundin, die in ihrer langen Krankheit nicht von ihr wich, der Gegenstand ihrer Sorge. Sie bat sie dringend, auch als arme Sünderin zum Heiland zu gehen, und die Leitung des heiligen Geistes zu suchen. Emma hatte noch nie über ihren Zustand vor Gott nachgedacht. Von nun an las sie die heilige Schrift, nahm sie in ihr Herz auf und wurde durch die sanfte, aber mächtige Gnade ein demüthiges und ergebenes Kind Gottes. — Ihr Ende entsprach buchstäblich einem biblischen Ausdruck: „Sie entschlief in Jesu;" und als ihre Freunde sie sterben sahen, gedachten sie an J. Bunyan, wenn er, den Durchgang der Pilger durch den schwarzen Fluß schildernd, sagt, der Strom sei in diesem Augenblicke sehr still gewesen.

Viele Freunde und Bekannte besuchten Emma während ihrer Krankheit. Unter ihnen waren erfahrene Gläubige, welche die Treue bewunderten, mit der der Herr die Seinen in der Stunde des letzten Kampfes unterstützt; — auch neuerweckte Seelen, die eben anfingen, nach dem Wege des ewigen Lebens zu fragen, kamen und wurden gestärkt. Endlich fanden sich auch solche Leute bei diesem Bette ein, die so vertieft sind in den Eitelkeiten dieser Welt, und so beschäftigt sind mit ihrem Tand, daß sie das einzig Nothwendige vergessen.... Vielleicht offenbart uns der jüngste Tag einige Seelen, die von der sterbenden Emma die seligen Wahrheiten gelernt, die sie selber von Katharina empfangen hatte. Denn wer kann sagen, wie weit der Einfluß eines von dem Segen Gottes bekleideten Traktats gehen kann?

Verbreitest du, mein Leser, auch solche theuere Boten? Vielleicht thust du es seit Jahren, ohne sichtbaren Erfolg. Wenn du entmuthigt bist und etwa klagen willst: „Ich arbeite

vergeblich und bringe meine Kraft umsonst und unnütz zu,“ so denk an Katharine und Emma. — Jener Herr, der am Eingange des Tanzsaales Traktate ausgetheilt, weiß bis diesen Tag Nichts von unserer Geschichte, und wird vielleicht bis an den jüngsten Tag Nichts davon erfahren.... Gedenke darum an den Grundsatz der Alten: die Pflicht ist unser, der Segen ist Gottes — und vergiß nicht die Einladung und Verheißung der Bibel: „Laß dein Brod über das Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit. (Pred. 11, 1.)

Die Dame und das Lied.

Wie mannichfaltig sind doch die Wege, auf denen Gott sein Volk zu sich bringt, und wie wunderbar die Fügungen, durch die sie allmählig zum Kreuze hingezogen werden! Es ist sicherlich eine der herrlichsten Beschäftigungen Dessen, der diesen Segen erfahren hat, wieder zurückzublicken auf den wunderbaren Weg, auf welchem der Herr ihn zu der himmlischen Stadt hinführte; und welch einen herrlichen Lobgesang werden die verklärten Geister dort anstimmen, wenn sie auf ihr vergangenes Erdenleben zurückblicken und erkennen, wie die wunderbaren Führungen Gottes durch Leid und Freud nur zu ihrer Seligkeit gedient haben.

Vor einigen Jahren klopfte eine jüdische Dame an die Thüre eines Dieners des Evangeliums, der in der Stadt — wohnt. Der Zweck ihres Kommens bezog sich auf eine menschenfreundliche Handlung. Der Geistliche war beschäftigt, und seine Frau empfing die jüdische Dame. Im Laufe einer kurzen Unterhaltung bekundete Letztere ihre feindselige Gesinnung gegen den wahren Glauben, sowie ihre Unwissenheit hinsichtlich des besonderen Inhalts desselben. Nach einigen weiteren Bemerkungen trat der Geistliche ein und fing an, ernst

und treu von dem Evangelium Christi zu reden. Die jüdische Dame bekannte keck ihren Haß gegen die Lehre des verachteten Nazareners und verwarf verächtlich alles Andere außer dem jüdischen Glauben. Als die Fremde sich entfernen wollte, überreichte der treue Diener des Herrn ihr eine Bibel, mit der ernsten Bitte, sie möge darin lesen; und ohne Zweifel betete er im Geiste, daß die heiligen Wahrheiten des Gotteswortes das Herz der stolzen Israelitin erweichen möchten, bis sie Christum, den Heiland, die Hoffnung der Herrlichkeit erkannt habe. Sie nahm die Bibel an, die Bitte blieb unbeachtet — die Bibel wurde bei Seite gelegt und als etwas Unbrauchbares nicht weiter beachtet, und der Staub von Tagen, Monaten und Jahren sammelte sich über ihren heiligen, ungeöffneten Blättern. Doch das Auge des Gottes Abrahams wachte über der jüdischen Dame, und er gedachte ihrer in Liebe.

Sechs Jahre nach dem Besuche unserer Freundin bei dem Geistlichen ging sie eines Morgens aus, um in einem benachbarten Laden Etwas einzukaufen. Als sie wieder zurück war, besah sie die gekaufte Waare, und ihre Augen fielen auf die Zeilen eines alten Liedes, in welches die Waare eingeschlagen war. Sie las und fühlte sich davon angezogen. Das Lied handelte von einem jungen Frauenzimmer, dessen Geschichte zum Theil darin mitgetheilt war: es erzählte von einer Sünde, in die sie gefallen, und von dem Elend, welches dieselbe nach sich gezogen. „Ich will doch versuchen, auch den übrigen Theil dieses Liedes zu erlangen,“ dachte die jüdische Dame, „damit ich das Ende dieses armen jungen Frauenzimmers erfahre.“ Sie ging zurück nach dem Laden, gab ihren Wunsch zu erkennen, und der übrige Theil des Liedes wurde aus den zerrissenen Papieren herausgesucht und ihr für eine Kleinigkeit hingegeben.

Sie kehrte eilig nach Hause zurück, begierig das Ende der Erzählung zu erfahren. Allein wie wenig hatte sie sich ein solches Ende der Geschichte vorgestellt. Sie las nicht nur von dem Elend des jungen Frauenzimmers, sondern auch von dem Wege, auf welchem sie zu Christo geführt wurde und in Seiner versöhnenden Liebe Frieden und Vergebung fand. Zuletzt war auch ihr glückliches Ende beschrieben, und wie der einfältige Glaube an einen gekreuzigten Erlöser ihre Todesstunde verherrlicht habe. „Christus!“ sprach die jüdische Dame bei sich selbst, „habe ich nicht einmal von diesem Christus gehört?“ Plötzlich erinnerte sie sich ihres Besuches bei dem Diener Gottes; seine ernstliche Bitte klang in ihren Ohren nach; sie erinnerte sich seines bis jetzt unbeachtet gelassenen Geschenks. „Ich will,“ sprach sie bei sich selbst, „mir das Buch holen, welches mir noch mehr von diesem Christus erzählen wird, welcher der sterbenden Frau Frieden und Freude gab.“ Sie schlug das Buch auf — las, und immer weiter las sie, stundenlang — das sechs Jahre lang vergessene Geschenk wurde mit allem Ernste gelesen — in ihrer Seele dämmerte Licht — der verachtete Nazarener kam ihr entgegen als ein verworfener Heiland. „Ich will wieder zu dem Manne gehen, der mir dies Buch gegeben,“ dachte sie, „und von ihm lernen, was für einen Sinn es hat.“ Gesagt, gethan. Sie suchte den Mann Gottes auf, der noch auf seinem Posten fortarbeitete. Sie lernte den Weg Gottes vollkommen erkennen. Gleichwie vordem der Lydia, hatte der Herr ihr das Herz geöffnet, und in Kurzem nahm sie mit Freuden Christum auf; und jetzt achtete sie es Alles für Schaden gegen der überschwänglichen Erkenntniß Christi. Mit Dreistigkeit bekannte sie ihren Glauben, ertrug Prüfungen und Widerstand, den Verlust von Hab' und Gut und von Freunden, ließ sich auf das protestantische Bekenntniß taufen und wurde ein glückliches Glied der streitenden Kirche Christi. Sie lebt noch und liefert

einen herrlichen Beweis von dem dauernden Frieden, der aus der Erkenntniß Christi quillt. Und gewiß, wenn der Herr wiederkommt und sie zu sich aufnimmt, so wird sie in seinem Reiche mit Abraham, Isaak und Jakob sich setzen und mit ihnen Loblieder dem Lamme singen, welches sie durch sein Blut erlös't hat.

Ein Brand aus dem Feuer gerissen.

Im Frühjahr 1847 war ich mit einem Bruder auf der Reise nach einer Kirchenversammlung in P—, im Staate Virginia. Da wir durch den Distrikt A— reisen mußten, so gedachten wir unsern Weg durch das Städtchen, in welchem das Amthaus sich befand, zu nehmen, um hier einige Freunde zu besuchen. In der Unterhaltung vertieft, waren wir aber einen Kreuzweg, der nach dem Amthause führte, vorbeigeritten und bemerkten unsern Irrthum erst, als wir schon mehrere Meilen davon entfernt waren, und es bereits zu spät war umzukehren. Während wir uns wegen unserer Unachsamkeit Vorwürfe machten, führte uns der Herr.

Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir in der Entfernung von etwa einer viertel Stunde ein Haus brennen sahen. Der Jüngere von uns Beiden setzte sein Pferd in Galopp und war bald bei dem Feuer. Es war ein Blockhaus, und das Dach brannte an drei Stellen. Beim Eintreten in das Haus kam ihm auf der Schwelle das Jammergeschrei eines alten Mannes entgegen, der in einer Ecke auf einem Rollbette lag, ganz gelähmt von Rheumatismus und so hülflos wie ein Kind. „Ach lieber Herr," jammerte er, „um's Himmels willen bringen Sie mich hinaus, sonst werde ich bei lebendigem Leibe verbrennen!" Er beruhigte sich etwas durch die Versicherung, daß keine unmittelbare Gefahr für ihn

vorhanden sei und er zeitig genug in Sicherheit gebracht werden solle. In dem obern Stockwerke fand man seine bejahrte Frau, von Schrecken gelähmt, welche umsonst versucht hatte, das Feuer mit einem kleinen zinnernen Eimer, halb voll Wasser, und einer kleinen Wasserkelle zu löschen.

Sobald der junge Prediger eine Axt gefunden, ging er muthig an's Werk; und nachdem er einen bedeutenden Theil des Daches abgehauen und niedergerissen, gelang es ihm das Feuer zu löschen und er hatte die Freude, dem alten Ehepaar die Versicherung geben zu können, daß jetzt alle Gefahr vorüber sei. Mit vielen Thränen und Worten drückten sie ihm ihren Dank aus. Der Prediger aber erinnerte sie daran, Gott zu danken, durch dessen Vorsehung allein sie gerettet seien — sie hätten einen andern Weg nehmen wollen, seien aber dieses Weges geführt worden.

„Wunderbare Gnade!“ rief der alte Mann; und zitternd und blaß werdend bei solchem Gedanken, setzte er hinzu: „Ach, hätten Sie den Weg in der Richtung des Amthauses eingeschlagen, so wären wir gewiß verbrannt. Welche Gnade, welche große Gnade!“ wiederholte er immerfort, und setzte hinzu: „Ach, wie gottlos bin ich gewesen! Nie habe ich an eine Vorsehung geglaubt. Ich spottete darüber und haßte den Gedanken, daß Gott im Geringsten sich um uns kümmere; jetzt aber erkenne ich es, es giebt eine Vorsehung! Ja, es giebt eine Vorsehung, welche Sie hierher geschickt hat, um uns aus dem Feuer zu retten.“

Darauf fragte er uns, wer und woher wir seien; und als wir ihm gesagt, daß wir Prediger des Evangeliums seien, und daß der Eine 25, der Andere 100 Meilen entfernt wohnten, wurde er tief ergriffen und sagte: „Wie sonderbar! Ich habe die Prediger immer gehaßt und ließ sie nicht über meine Schwelle kommen, und jetzt hat Gott zwei solche gesandt, um einen so alten, geringen, gelähmten Menschen, wie ich

bin, vom Tode zu retten!“ Er gestand nun die Sünden seines frühern Lebens und besonders bedauerte er, daß er seiner Frau so lange entgegen gewesen sei, die, wie er sagte, immer eine Christin zu sein gewünscht habe. Er habe als Soldat unter Wayne gedient, und hier habe er gelernt Branntwein zu trinken, über Religion zu spotten und das Buch des Tome Payne zu seiner Bibel zu machen; und „jetzt,“ setzte er hinzu, „fange ich an, die Schuld davon zu fühlen; sie liegt auf mir wie Bergeslast.“

Wir sagten ihnen, durch ihre Sünden sei das noch schrecklichere Feuer des Verderbens angezündet, aus dem kein menschlicher Arm retten könne; und ermahnten sie, dem zukünftigen Zorn zu entfliehen und die Hand, welche an's Kreuz geschlagen worden, zu ergreifen.

Darauf las ich ihnen einen Traktat von vier Seiten „die Bekehrung des John Price“ vor. Derselbe enthält eine kurze Beschreibung des Lebens eines Trinkers und Spielers und der wunderbaren Bekehrung desselben. Eine der rührendsten Stellen ist die, da er seine kleine Tochter bittet, ihm aus der Bibel vorzulesen. Sie las den 51. und 103. Psalm. Der Vater wurde sehr gerührt und weinte und sagte: „Gewiß, Gott hat dich diese beiden Psalme für mich wählen lassen!“

Das alte Paar hörte unter Thränen der Vorlesung zu und als ich fertig war, sagte der Mann: „Gewiß, Gott hat Sie diesen Traktat für uns wählen lassen — jedes Wort desselben trifft mein Herz; und wollen Sie jetzt nicht so gütig sein, uns dieselben Kapitel aus der Bibel vorzulesen, welche das kleine Mädchen ihrem Vater vorlas?“ Die Bitte wurde gerne gewährt, und ich las den 51. Psalm. „Gott sei mir gnädig.“ Ich las sehr deutlich und langsam. Da lag er auf seinem Bette, ein Mann von starkem Körper, mit einem ausdrucksvollen Angesicht, einer hohen, schön gewölbten Stirn,

großen blauen Augen und breiter Brust, die Arme und Beine aber durch Rheumatismus so gelähmt, daß er 16 Jahre lang sich nicht hatte bewegen können ohne fremden Beistand. Während des Lesens und sowie ich weiter las, hob sich seine Brust von innerer Bewegung und die Thränen flossen stromweise an seinen Wangen hinunter. Als er den vierten Vers hörte: „An dir allein habe ich gesündiget," rief er aus: „Ja wohl, das ist eben das Schlimmste, nur gegen Gott — und Niemand sonst. Erbarme dich meiner, o Gott!" Als ich weiter las, wurde er ruhiger, und als ich zu Ende gelesen hatte, sagte er bewegt: „Das ist Gottes Wort und scheint eigens für mich gemacht."

Seine bejahrte Ehehälfte, die über das, was sie gesehen und gehört, nicht weniger erfreut als verwundert war, ersuchte mich, auch den andern Psalm vorzulesen. Ich las ihnen also auch den 103. Psalm: „Lobe den Herrn meine Seele u. s. w." vor. Das alte Mütterchen wurde sehr bewegt; sie ging im Zimmer auf und ab und rief aus: „Lobe den Herrn meine Seele!" lobe den Herrn; er hat uns heute aus dem Feuer errettet und wird uns auch von unsern Sünden erretten; er vergiebt uns alle unsere Ungerechtigkeiten! Lobe den Herrn, daß ich diesen Tag erlebt habe. Mein alter Mann wird mich bald gewähren lassen, wenn ich lese, singe und bete, und wird Prediger nicht mehr von unserer Thür fortweisen; und wir werden beide zusammen den Herrn suchen und ihm dienen." Nach manchen ähnlichen Reden knieeten wir nieder und beteten — das erste Gebet, wie der alte Mann sagte, das in diesem Hause zu dem Herrn emporgesandt worden war.

Wir sagten ihnen Lebewohl, indem wir nicht erwarteten, vor dem Tage des letzten Gerichts wieder mit ihnen zusammen zu treffen. Das alte Paar lebte noch etwa drei Jahre und wir wissen von glaubwürdigen Personen, daß sie durch Wort

und Wandel die wunderbare Gnade Gottes gegen die größten Sünder priesen und verherrlichten und dann, volle 80 Jahre alt, im Glauben und in der lebendigen Hoffnung des Evangeliums Christi, beide in demselben Jahre starben.

Ein betender Matrose.

Nach einem für Seeleute gehaltenen Gottesdienste gab man einem Obersteuermann, den man dort öfters gesehen hatte, eine Anzahl religiöser Traktate. Dieser empfing sie mit dem Versprechen, dieselben unter die Matrosen seines Schiffes vertheilen zu wollen. Nach vier Jahren kam derselbe als Capitain der Brigg Ceres zurück. Da er den Secretair der Traktatgesellschaft, der ihm jene Traktate gegeben hatte, zufällig vorübergehen sah, so lud er ihn ein in seine Cajüte zu kommen, und sagte ihm, daß er sein Versprechen, dieselben zu vertheilen, erfüllt habe und ihm Etwas von den Folgen mitzutheilen wünsche. Einer der Schiffsjungen, ein wilder Bursche, der besonders dem Fluchen ergeben war, las das Blatt: „Ernsthafte Betrachtungen über die Ewigkeit," und wurde auf einmal höchst ernsthaft und stille; der Steuermann, der ihn mehrere Male seufzen hörte, als ob ihm etwas Schweres auf dem Herzen liege, fragte ihn, was ihn traurig mache. „O Herr," erwiederte er, „das schreckliche Wort ‚Ewigkeit!' tönt Tag und Nacht in meinen Ohren. Was wird aus mir in der Ewigkeit werden?" Der Steuermann wußte, daß er zu unerfahren sei, den Jungen über religiöse Dinge unterrichten zu können; dennoch sagte er zu ihm: „du bist ein gottloser Junge gewesen; wenn du aber zu Gott betest, so wird er sich dir barmherzig erzeigen: thue, was recht ist, gieb das Fluchen auf, lies gute Bücher, vornehmlich die Bibel." Nach diesem Vorfall bemerkte man ihn oft, wenn er frei

vom Dienste war, sich über die Seite des Schiffes, wo die Kanonen liegen, lehnen, um zu beten. Der Spott und Hohn der Matrosen über sein niedergeschlagenes, ernsthaftes Wesen und Bibellesen hielt ihn oft ab, seine Andacht zu verrichten, doch blieb er fest in seinen guten Vorsätzen. Er fühlte die Nothwendigkeit, seine Seele retten zu müssen; Gott hatte an ihm gewirkt, und unter dem Beistand des heil. Geistes ertrug er Alles, mit dem festen Vorsatz, die Krone des ewigen Lebens zu erringen. Einmal, um den Spöttereien des Schiffsvolkes zu entgehen, kroch er, wie er glaubte, unbemerkt die vordere Fallthüre hinunter, und knieete an der Kiste eines Matrosen nieder, um zu beten. Der Matrose bemerkte ihn und sah ihm mit verdächtigen Blicken nach. Nach einigen Augenblicken folgte er ihm, fand ihn an seiner Kiste, schleppte ihn auf's Verdeck und beschuldigte ihn unter schrecklichen Betheuerungen, daß er versucht habe, seine Kiste aufzubrechen; der Junge erklärte sich unschuldig. Der durch den Streit verursachte Lärm rief bald den Steuermann herbei, der, als er die Anklage des Matrosen angehört hatte, den richtigen Zusammenhang vermuthete und den Jungen aufforderte, zu sagen, was er dort gethan habe. Der Knabe brach in Thränen aus und sagte: „ich habe versucht zu thun, was mein Ankläger thun sollte, ich betete auf meinen Knieen an seiner Kiste." Der Matrose, von des Knaben Bekenntniß und seinem unschuldigen Blick gerührt, erwiederte in einem sanften Tone: „Warum sagtest du dieß nicht sogleich?" „Ich dachte," antwortete der Knabe, „du würdest nur darüber lachen und spotten." „Nein, gewiß nicht, ich will dich nie wieder verlachen und will auch, soviel ich kann, Andere davon abhalten. Ich bin von deiner Unschuld überzeugt, und bitte dich, wenn du betest, meiner zu gedenken." Der Knabe wich nicht von der Gottesfurcht und dem Gebet, bewies seinen Glauben mit seinem Wandel, wurde, sobald er nach England zurückkehrte, Mitglied einer christlichen Ge-

meinschaft und beweis't sich noch bis auf den heutigen Tag würdig seines Bekenntnisses, indem er alle seine Kräfte zur Ehre Gottes anwendet.

Der Aufenthalt in Paris.

Vor einigen Jahren besuchte eine reiche lebensfrohe Familie aus einer der großen Städte Nordamerika's Europa. Die Eltern hatten dabei einen doppelten Zweck, die Herstellung der wankenden Gesundheit einer innig geliebten Tochter und die Vollendung ihrer Erziehung, so wie auch der ihrer drei Schwestern, die alle in der Blüthe der Jugend waren. Sie kamen in Paris an, die Kranke durch die Seereise so gestärkt, daß ihre Eltern alle Besorgnisse fahren ließen, und nachdem sie ihre Töchter dort untergebracht und ihnen alle Mittel zur Vollendung ihrer Ausbildung gesichert hatten, ihre Reise auf dem Kontinent fortzusetzen.

Nur wenige Wochen vergingen, so bekam die Kranke, als sie eines Tages ausfuhr, einen heftigen Blutsturz. Man trug sie aus dem Wagen in ihr Zimmer, so angegriffen, daß sie unfähig war zu sprechen und in kurzer Zeit in den Armen ihrer untröstlichen Schwestern verschied. Sie waren in der That sehr verlassen; vor Schmerz außer sich, schlossen sie sich in ihre Zimmer ein und wollten sich von Niemand trösten lassen. Den, der allein wahrhaft bekümmerte Seelen zu trösten vermag, kannten sie nicht.

So verfloß ihnen einsam und traurig eine Woche nach der andern, indem sie die Rückkehr ihrer Eltern erwarteten. Eines Tages machte die älteste den Vorschlag, einander etwas vorzulesen, um sich zu zerstreuen. Ein Buch nach dem andern wurde hervorgeholt und bei Seite gelegt, als nicht ansprechend genug. Young's „Nachtgedanken“ wurden gewählt, als besser zu ihrer Stimmung passend, aber sie

wurden dadurch nur noch trauriger gestimmt. Endlich sagte Eine der Schwestern: „Wo mag doch das Buch sein, das die fremde Dame auf dem Schiffe an Anna gab? (So hieß die Verstorbene.) Ich habe sie oft darin lesen sehen, wenn sie allein war, und mit so großer Aufmerksamkeit, daß sie nichts von dem, was ich sagte, zu hören schien.“ Das Buch ward eilig gesucht und gefunden, ein einfaches Exemplar eines gewissen viel verbreiteten Buchs, das eine Jüngerin Jesu dem kranken Mädchen in die Hand gelegt hatte, als sie von ihrer jungen Freundin Abschied nahm, das aber die Schwestern noch so gut wie gar nicht kannten, denn dazu waren sie zu weltlich erzogen. Er war nämlich eine Bibel. Es wäre das letzte Buch gewesen, das sie selbst aus eignem Antriebe gewählt haben würden, aber um der geliebten Abgeschiedenen willen beschlossen sie, sich daraus vorzulesen.

Sie fingen beim ersten Buch Moses an und lasen weiter von Gottes Führungen mit seinem auserwählten Volk, aber ohne daß es sie im Geringsten angesprochen hätte. Entmuthigt wandten sie sich zum Neuen Testament und begannen die Lebens- und Leidensgeschichte des Herrn zu lesen, seine wundervollen Reden, seine freundlichen Einladungen an die Mühseligen und Beladenen, doch zu Ihm zu kommen. Das war, was das arme verwundete Herz nöthig hatte, und Gottes Geist brachte es dahin, daß es bald fand, es gebe einen Balsam in Gilead und es sei ein Arzt da, der helfen könne. Obgleich sie die Geschichte des Leidens und Sterbens des Erlösers schon früher gehört haben mußten, so hatte das Wort vom Kreuz doch früher nur ihr äußeres Ohr getroffen; jetzt aber schlug ihnen die große Thatsache an Herz und Gewissen, daß der Sohn Gottes starb, um sie mit Gott zu versöhnen. Ohne anderweitige Anweisung fuhren sie fort, im Wort des Lebens zu forschen, und fanden den verborgenen Schatz darin. Nicht lange dauerte es, so gelangten diese drei

jungen Schwestern in der Stille und Zurückgezogenheit ihrer jetzigen Lebensweise zum Glauben an den Erlöser und zur Uebergabe des Herzens an Ihn, und ihr späteres Leben zeigte die Aufrichtigkeit ihrer Bekehrung in ihrer fortgesetzten standhaften Treue und Hingabe an die Sache ihres göttlichen Meisters.

Jünger Jesu, die ihr auf Reisen geht, vergeßt nicht, das kostbare und doch so wohlfeile Buch mit euch zu nehmen, um es stets an irgend einen Mitreisenden als einen Wegweiser zur seligen Ewigkeit verschenken zu können. Gott wird es nicht leer zurückkommen lassen.

Fromme Mütter.

Mein Kind, gehorche der Zucht deines Vaters, und verlaß nicht das Gebot deiner Mutter. Spr. 1, 8.

Die Taschenbibel, oder: Seine Güte bleibet unveränderlich.

Vor einigen Jahren war ich gerade in einem Buchladen, als eine Dame eintrat und nach Taschenbibeln fragte. Ich kannte sie gut. Vor nicht langen Jahren hatte sie einen achtbaren jungen Kaufmann geheirathet, der, hatte er gleich selbst nur wenig oder gar kein Vermögen, durch einen wohlhabenden Herrn die Mittel erlangt hatte, um ein Geschäft anzufangen, mit der besten Aussicht auf ein gutes Fortkommen. Er war thätig, rechtschaffen und unternehmend. Mochte er auch, nachdem er sein Geschäft angefangen hatte, etwas früh, vielleicht zu früh, zum Heirathen geschritten sein, so war doch die Dame, welche er sich zur Lebensgefährtin gewählt hatte, seiner Wahl würdig. Sie besaß, wie einige ihrer Freundinnen

meinten, mehr Ehrgeiz, als sich mit ihren Umständen vertrug, und wenn sie auch bemüht war, ihn in Schranken zu halten, in Betracht, daß das Einkommen ihres Mannes für den Augenblick nur gering war, so ließ sich doch wahrnehmen, daß ihr Geist nach hohen Dingen strebe und sie mit Ungeduld die Zeit herbeiwünsche, wo sie über ein stattliches Haus mit kostbarem Hausgeräth werde gebieten können. Eine ihrer Freundinnen, welche um dieselbe Zeit verheirathet wurde, war mit einem Mal zu Glanz und Ansehen gekommen und hatte sogar Wagen und Pferde zu ihrer Verfügung. Es ist möglich, daß Mathilde Grant im Geheimen die Hoffnung hegen mochte, dereinst die Freundin in einem ähnlichen, eigenen Wagen besuchen zu können.

Doch die Schickungen Gottes durchkreuzen nicht selten unsere Pläne und legen unsere Hoffnungen auf irdisches Glück in den Staub. Seine Absichten mit uns gehen weiter als unsere — auf die Erhöhung unserer Seele und unserer Freude zu einer Ehrenkrone in seinen herrlichen Wohnungen — und es ist deßhalb eine Vorbereitung nöthig, zu der auch irdische Trübsale gehören, um dereinst himmlische Freude zu ernten. Wir müssen durch viel Trübsal in's Reich Gottes eingehen.

Einige Jahre lang gingen Grant's Geschäfte gut. Er kaufte die Waaren nach kluger Berechnung ein und borgte sie nur an solche Kunden aus, die nach seinem Dünken zahlungsfähig waren. Allein unglücklicher und unerwarteter Weise stellte sein Hauptgläubiger seine Zahlungen ein, und Karl Grant wurde in Einem Tage bankerott.

Als dieser harte Schlag ihn traf, lag er eben krank darnieder. Die Unglücksbotschaft vor ihm geheim zu halten, war schwer. Doch hatte sie eine noch unglücklichere Wirkung für ihn, als man sich gedacht hatte: von Stund an wurde es immer schlimmer mit ihm, und nach wenigen Wochen lag er

im Grabe. Es war ein schmerzlicher Schlag für seine Frau. Ihre Freunde hatten aufrichtiges Mitleiden mit ihr und boten ihr nebst zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, allen ihnen möglichen Beistand an.

Als man Herrn Grant's Bücher untersuchte, stellte sich der Bankerott bedeutender heraus, als man befürchtet hatte, und obgleich der Herr, der das Kapital vorgeschossen hatte, bei der Auseinandersetzung des Geschäfts sich durchaus liberal bewies, so behielt die Wittwe sammt ihren Kindern doch nur einige hundert Thaler; den größten Theil dieser Summe hatte sie noch, wie man vermuthete, hauptsächsich der Großmuth dieses Freundes zu verdanken.

Ein solches Resultat, in Verbindung mit dem Verlust eines geliebten und wahrhaft schätzenswerthen Mannes, machte das Unglück noch herber. Sie fühlte dieses Unglück schwer, und um so mehr, da sie keine nahe Verwandten hatte, die mit ihr trauerten, und da sie den Trost der göttlichen Religion nicht kannte. Der Geist Gottes heilte ihren betrübten Geist und heiligte ihre Trübsal zum Heil ihrer Seele, so daß sie endlich fähig wurde, sich demüthig und gelassen in den Willen Gottes zu ergeben, und sich der Erhaltung und Erziehung ihrer Kinder zu widmen, die ihr jetzt allein Trost und Freude gewährten.

Damals, als ich sie sah, suchte sie eine Taschenbibel für ihren Sohn, Namens Karl, nach seinem Vater so genannt. Sie fand bald, was sie wünschte — es war eine schöne Ausgabe, eben nicht kostbar, doch gerade eine solche, wie eine zärtliche und fromme Mutter sie einem geliebten Sohne schenken möchte, und die, wie sie hoffte, seines Fußes Leuchte werden sollte. Einen weiteren Umstand bei dieser Bibel erfuhr ich späterhin. Als sie dieselbe ihrem überglücklichen Söhnlein gab, lenkte sie dessen Aufmerksamkeit auf ein weißes Blatt, auf welches sie oben in einem hübschen Kranze ihren Namen

geschrieben hatte, und darunter nach den Worten: „Meinem Sohne," folgenden passenden und rührenden Vers:

Begleitet kommt dies heil'ge Buch
Mit deiner Mutter Segen.
Willst du in Wahrheit lieben sie,
Mußt du's im Herzen hegen.
Was dir die Mutter hier beschert
Das halte als ein Kleinod werth.

Etwas weiter unten standen mit kleinen, doch schönen Anfangsbuchstaben Worte gedruckt, wie sie einer gläubigen Mutter wohl geziemten — Seine Güte bleibet unveränderlich.

Als Karl Grant 17 Jahre zählte, war er ein kühner, rüstiger Jüngling. Er besaß einen ungewöhnlichen Ehrgeiz. Da dieser aber kein genügendes Ziel vor sich fand, so war er unruhig und, wie ich bisweilen glaubte, auch unglücklich. Hätte seine Mutter, in dieser entscheidenden Periode seines Lebens, ihn auf eine seinem thätigen, strebsamen Geiste angemessene Weise unterbringen können, so wäre das in der That ein Glück gewesen. Allein dazu wußte sie nicht Rath, und sie bedurfte auch seines Beistandes — und was noch mehr war, sie fühlte, daß sie sich nicht von ihm trennen könne.

Um diese Zeit kehrte ein junger Matrose aus der Nachbarschaft, Namens Thornton, von einer Seereise nach Hause zurück. Natürlich kam dieser auch mit Karln zusammen, der von der Erzählung seiner Abenteuer entzückt war. Lange und aufmerksam hörte er zu. Sein Alter wie seine Lage erzeugten in seinem ehrgeizigen Herzen das Verlangen nach ähnlichen Abenteuern. Ohne etwas Arges dabei zu denken, machte endlich der junge Thornton Karln den Vorschlag, ihn auf seiner nächsten Reise zu begleiten, die er in einigen Wochen anzutreten habe. Dieser war eine Zeitlang unschlüssig, oder vielmehr, er lehnte den Vorschlag ab — Mutter und Alice würden nie ihre Einwilligung dazu geben, und sie heimlicher-

weise zu verlassen, das konnte er nicht über sich gewinnen. Thornton drängte ihn nicht, wie sich später ergab; allein Karl fühlte im Herzen eine starke Neigung mitzugehen, indeß der junge Matrose gern einen Freund und Kameraden von Karl Grant's Verstand und Muth bei sich haben wollte. In einer bösen Stunde entschied Letzterer sich, mitzugehen, und zwar ohne Wissen seiner Mutter.

In der Nacht, welche für ihre Abreise bestimmt war, stand Karl auf, während Alles still war, suchte leise nach der Thür, öffnete sie und schlüpfte fort. Es war eine schöne Nacht — und indem er um die Ecke des Hauses schritt, um ein kleines Bündel mit Kleidungsstücken, welches er Tags zuvor versteckt hatte, an sich zu nehmen, schlug ihm das Herz ungewöhnlich, und bei dem Gedanken, eine Mutter und eine Schwester zu verlassen, die einzigen Wesen auf Erden, die er wahrhaft lieb gehabt, wurde er einige Augenblicke unschlüssig. Er stand eine Weile still, als wenn er sich eines Bessern besinnen wollte; schritt endlich nach dem Hofthor, öffnete dieses und gelangte auf die Straße. Hier stand er noch einmal still — drehte sich um — warf einen Blick zurück — zauderte — bedachte sich — und legte sogar die Hand an den Thürgriff, halb entschlossen, wieder in seine Schlafkammer zurückzuschleichen. Allein in diesem Augenblick vernahm er das leise Rufen Thornton's, der etwas entfernt stund — er hatte länger gewartet, als er sich dessen versehen, und jetzt war der Augenblick gekommen, da er gehen sollte, wenn er überhaupt mitwollte. — Mit einer Art stiller Verzweiflung eilte er fort, und die Thränen tröpfelten von seinen Wangen, indem er der bescheidenen Hütte, welche sein Liebstes auf Erden barg, Lebewohl sagte. Er hatte sein Bündel unter dem Arm, und in dem Bündel befand sich, was ich mit Freuden bemerkte, das mütterliche Geschenk, die Taschenbibel. Karl fühlte, daß er ohne diese nicht fortgehen könne, und vielleicht fühlte

er auch, daß es den Mutterschmerz einigermaßen lindern werde, wenn sie die Entdeckung mache, daß er sie mitgenommen.

Vor Anbruch des Morgens hatten die jungen Matrosen bereits eine gute Strecke nach dem Seehafen, von wo sie in See zu gehen erwarteten, zurückgelegt, und ein paar Tage brachten sie an's Ziel. Das Schiff war zufällig segelfertig, und Karl wurde auf Thornton's Empfehlung angenommen. Kurz darauf wurden die Anker gelichtet, und das Schiff lief aus auf eine weite Reise.

Ich muß meinen Lesern überlassen, wenn sie es vermögen, sich die Ueberraschung, ja Bestürzung der Frau Grant und Alicens am Morgen nach Karls Abreise vorzustellen, als sie ihn weder im Hause noch in der Nähe desselben finden konnten. Was konnte dies zu bedeuten haben? — welches Geschäft konnte ihn hinweggerufen haben? — zu welcher Stunde ging er fort? — was konnte ihm begegnet sein?

Die immer besorgter und ängstlicher werdende Mutter und Tochter suchten ihn über eine Stunde lang, ehe sie ihre Angst den Nachbarn mitzutheilen wagten. Ich wohnte nicht weit entfernt, und ich hatte mein Frühstück noch nicht verzehrt, als ein Bote eilend die wirklich traurige Lage der Frau Grant und Alicens meldete. Ich eilte hin zu ihnen — es dauerte nicht lange, so kamen noch andere Freunde dazu — und es wurden Nachfragen angestellt — Boten wurden in der Stadt umhergeschickt: allein es war nicht die mindeste Nachricht zu erlangen, und selbst Vermuthungen waren nutzlos. Zuletzt jedoch machte Frau Grant die Entdeckung, daß seine besten Kleider fort waren, und eine vorübergehende Freude überflog ihr Gesicht, als sie verkündigte, daß auch seine Taschenbibel nicht in seinem Koffer zu finden sei. Es vergingen einige Tage, — lange Tage und lange, trübe Nächte waren es — bis man die erste, befriedigende Auskunft erlangte, und zwar durch einen kurzen, aber liebevollen Brief von

Karl selbst, den dieser an dem Abend der Abfahrt nach dem Stillen Meere geschrieben, und der folgendermaßen lautete:

„Theure Mutter — kannst du, willst du mir den Schritt verzeihen, den ich ohne dein Wissen und Wollen gethan habe? Mein Herz hat mir seit dem Augenblicke, da ich von Euch fortgegangen bin, Vorwürfe gemacht. Ich befinde mich in —, auf dem Schiffe —, das binnen einer Stunde nach dem Stillen Meer absegelt. Theuerste, beste Mutter, sei nicht bekümmert, ich werde einst zurückkehren und dich und meine theure Alice segnen und trösten. Ich muß Etwas für Dich und für sie thun. Küsse sie in meinem Namen. Mutter, ich kann nicht weiter schreiben als nur noch, daß ich hoffe, du werdest für mich beten. Ich habe meine Taschenbibel mitgenommen und werde sie an meiner Seite bewahren. Lebe wohl. Dein dich liebender Sohn.

N. S. Ich habe irgendwo Etwas gelesen, dessen Wahrheit sich auch bei mir bewähren wird:

Ziehe ich gleich fort von hier,
Ist mein Herz doch stets bei dir."

Der Brief war nicht so schnell, als er sollte, auf die Post gelangt, und die Ungewißheit war quälend für Mutter und Schwester. Der Postmeister schickte, sowie der Brief angekommen war, ihn aus Gefälligkeit mir zu, und weil ich hoffte, er möge Nachricht über das verlorne Kind enthalten, so wagte ich ihn zu brechen. Die Nachricht, so betrübend sie auch war, gewährte doch eine große Beruhiguug und bewies sich als solche auch wirklich für Frau Grant und Alice. Dessenungeachtet — und wer wird sich darüber wundern! — hatte sich ihrer eine Zeitlang eine Traurigkeit bemächtigt, die kaum eine Linderung ihres Schmerzes zuließ — es war eine dunkle, geheimnißvolle göttliche Fügung, und wenn Freunde, wie sie oft thaten, zu ihnen gingen, um zu weinen mit den Weinenden und Trost zu spenden, so war doch das Beste,

was sie thun konnten, zu weinen und zu sprechen: „Sein Weg ist im Meer und seine Gerichte sind unbegreiflich.“

Indessen die Zeit thut Etwas — und die Religion thut noch mehr. Nach und nach konnten diese Betrübten ihre Zuflucht zum Gebet nehmen, und das Gebet vertreibt auch die düstersten Wolken. Das that es auch bei ihnen. Freilich, ihre gewöhnliche Heiterkeit erlangten sie nicht wieder; doch waren sie ruhig und ergeben. Kein Murren kam über die Lippen der Mutter, und Allice schien eine fromme Ergebung in den Willen Gottes sich angeeignet zu haben.

Aber es gab auch Tage einer quallvollen und bitteren Angst, und in solchen Nächten, da der Sturm über ihr niedriges Dach hintobte und ihr Bett erbeben machte, war es für ein Mutterherz unmöglich, nicht für ihren Sohn zu zittern, der weit weg auf der stürmischen See sich befand und vielleicht durch den Seesturm in Gefahr schwebte. Doch auch in solchen Zeiten war sie stark genug, sich mit ihrem umherirrenden Kinde der Obhut und Gnade des bundesgetreuen Gottes zu übergeben — mit frommem Vertrauen sprechend: Seine Treue steht fest gleich den Bergen der Welt. Wenn er mich auch schlägt, so will ich doch auf ihn trauen.

Es vergingen vier Jahre, ohne daß man von Karl Grant Etwas hörte. Einmal, im zweiten Jahre seiner Abwesenheit, kam ein Gerücht zu uns, es sei ein Schiff, muthmaßlich das, welches den Namen — führte, von — kam und auf welchem, wie man glaubte, Karl sich befand, auf der See verbrannt, und es seien nur zwei oder drei Personen gerettet, unter denen sich ein junger Mensch, Namens Grant, befinde. Indessen jenes Gerücht wurde, wenn auch nicht widersprochen, doch auch nicht bestätigt, und eine neue Zeit von Ungewißheit und quälender Sorge wurde der von langem Jammer und Gram gebeugten Mutter und Schwester des abwesenden Jünglings zu Theil.

Zuletzt bemerkten die Freunde der Frau Grant eine sichtbare Veränderung in ihrem Gesundheitszustande. Es waren untrügliche Anzeichen von langsam schleichender Auszehrung vorhanden, der die unermüdliche Aufmerksamkeit unseres Arztes eine Zeitlang Trotz bot. Allein auch die ärztliche Kunst vermochte zuletzt nicht mehr zu helfen, und es kam dahin, daß sie Anfangs das Haus — dann das Zimmer — und zuletzt das Bett hüten mußte.

Ich besuchte sie oft, wie andere Freunde auch thaten. In ihrem Zimmer wohnte nicht mehr trostlose Sorge. Sie hatte in einigen Monaten schnelle Fortschritte gemacht in der Ergebung in den Willen Gottes; und war auch ihre schwache Hütte durch die jahrelange Sorge und Trauer erschüttert und wahrscheinlich ihrer Auflösung nahe, so schien doch ihr Glaube immer mehr zu erstarken und sich fest an die göttlichen Verheißungen anzuklammern.

Eines Tages, als ich bei ihr saß, sprach sie von der Treue Gottes und bezeugte ihr unerschütterliches Vertrauen zu ihm. Sie sagte, es sei ihr Verlangen gewesen, sich in den göttlichen Willen zu ergeben, — und sie hoffe, dazu stark genug zu sein, was Er auch über sie oder ihren abwesenden Sohn beschlossen haben möge. Allein, fuhr sie fort, ich habe lange und inbrünstig darum gebetet, daß ich ihn noch einmal wiedersehen möge — und zwar als einen wahrhaft Bußfertigen — und ich kann noch nicht den Glauben aufgeben, Gott werde mein Gebet erhören.

Eben wollte ich Etwas erwiedern, was ihr Trost geben sollte, falls ihre Hoffnungen nicht erfüllt würden, indem ich, wie ich gestehen muß, augenblicklich wenig gegründete Aussicht auf deren Erfüllung hegte. Sie aber unterbrach mich und bemerkte: „Sie mögen mich für vermessen halten, allein mein Glaube hält sich so gern fest an die göttlichen Verheißungen. Hat Gott nicht gesagt: „Rufe mich an in der Noth, so will

ich dich erretten, und du sollst mich preisen?“ Ich habe ihn angerufen, ja, ich habe ihn Tag und Nacht angerufen: und Gott, glaub' ich, hat mich erhört. — Sollte er solche starke, eindringliche Gefühle umsonst geweckt haben? Sollte er mich stark gemacht haben, mit ihm zu ringen, nur um mir eine Täuschung zu bereiten? Ich merke wohl, die Wahrscheinlichkeit ist durchaus wider mich. Ich muß bald abscheiden; dies Herz wird bald aufhören zu schlagen, und das Grab meine Ruhestätte werden: dennoch vertraue ich auf die Treue meines himmlischen Vaters. Und habe ich auch noch keine unmittelbare Aussicht, daß mein armer Junge zurückkehren werde, so glaube ich doch fest, daß ich mein armes Kind noch einmal an meine Brust drücken werde. — Vor Jahren schrieb ich in eine Taschenbibel, die ich ihm schenkte: — „Seine Güte bleibt unveränderlich;“ und glauben Sie, sie werde jetzt ausbleiben?“

Ich gestehe, ich bewunderte den standhaften Glauben der Mutter — einen Glauben stark im Herrn und in seiner Kraft: und dennoch schien es kaum möglich, daß ihre Hoffnung erfüllt werden würde. Zuletzt wankte mein Glaube; denn es war augenscheinlich, daß ihre Sterbestunde herannahe.

In dieser Nacht erboten sich zwei oder drei Freundinnen, besorgend, sie werde vor Anbruch des Morgens abscheiden, bei Alicens Mutter zu bleiben. Letztere war es gern zufrieden, obgleich sie sich vorgenommen hatte, nicht von der Seite ihrer Mutter zu gehen. Es wurden die nöthigen Anordnungen für die Nacht gemacht, so daß es nicht lange währte, daß Alles in und bei der bescheidenen Hütte stille war.

Es war eine herrliche Nacht draußen — klar und mild — gerade eine solche Nacht, wie ein heiliges Wesen sie zu seinem Abscheiden wählen und in der es sich in den Tempel droben aufschwingen möchte.

Alice war von ihrem Stuhle aufgestanden und an's Fenster

getreten, um ihre Bewegung zu verbergen, da ihre theure Mutter immer schwerer athmete; sie zog den Vorhang zurück und lehnte ihren Kopf an's Fenster. — Gerade vor dem Hofthor gewahrte sie, wie es ihr däuchte, eine männliche Gestalt, die näher zu kommen schien. Einen Augenblick wich sie zurück, blickte wieder hin, und seine Hand hatte den Thürgriff gefaßt. Das Thor wurde sehr behutsam geöffnet, und der Fremde schritt langsam auf das Haus zu. Sogleich wurde ein leises Klopfen an der Küchenthür vernommen. Für Alice war es unmöglich, so viel Muth zu fassen, um selbst dem Fremden aufzumachen; sie flüsterte indessen der Krankenwärterin Etwas zu: diese schloß auf und fragte nach dem Grunde eines so späten und unzeitigen Besuchs.

„Wohnt Frau Grant noch hier?“ fragte der Fremde in freundlichem, doch ernstem Tone.

„Ja wohl,“ versetzte die Krankenwärterin, „allein sie ist gefährlich krank, und wir fürchten, sie wird in wenigen Stunden sterben, Sie können sie nicht sprechen.“

„Barmherziger Himmel!“ rief der Fremde. Diese Worte wurden so vornehmlich ausgesprochen, daß sie zu Alicens Ohr drangen, deren Herz stark pochte. „Ich muß sie sehen,“ fuhr der Fremde fort, lassen Sie mich schnell zu ihr, Madame!“ und leise öffnete er die Thür, während die erstaunte, ja erschrockene Frau ihn zurückzuhalten suchte.

Alice horchte auf das Gespräch, ohne im Stande zu sein, über die Bedeutung desselben zur Klarheit zu kommen. Zuletzt, weil sie besorgte, ihre Mutter möchte dadurch gestört werden, schlich sie sich leise aus dem Zimmer, um zu erfahren, was der Fremde wolle.

„Alice, Fräulein Alice!“ rief die Wärterin, als jene näher kam.

Noch hatte sie indessen nicht ausgesprochen, als der Fremde

tief bewegt fragte: „Ist das Alice Grant?“ Im nächsten Augenblick darauf sank er ohnmächtig nieder.

„Fräulein Alice“ rief die aufgeregte Wärterin aus, „was hat das zu bedeuten? — wer kann das sein? — was sollen wir anfangen?

Alice selbst stand bestürzt da. Als aber das Licht auf das Gesicht des anscheinend leblosen Fremden fiel, erkannte sie ihn, und im nächsten Augenblick wäre sie beinahe an seine Seite niedergesunken.

„Frau,“ sprach sie, „bringen sie mir leise, aber schnell etwas Wasser.“ Damit befeuchtete sie die Schläfe des Fremden, der langsam wieder zu sich kam und endlich sich wieder aufrichtete. Er blickte um sich und heftete sofort seine Blicke forschend auf die blasse und regungslose Alice. „Ja, ja,“ rief er, „sie ist es, meine geliebte Alice ist es!“

„Karl — Karl — mein Bruder!“ rief Alice, indem sie an seine Brust fiel. „Oh, Mutter — Mutter!“

Diese Worte drangen an's Ohr der sterbenden Mutter und sie fragte: Alice, mein Kind, was — was habe ich gehört, Alice?“

Alice, obgleich kaum im Stande, sich aufrecht zu halten, eilte zu ihrer Mutter an's Bett und faßte deren bereits todeskalte Hand.

„Was habe ich gehört, Alice?“ lispelte die Mutter leise. Mir däuchte, ich hörte Etwas. Ich glaubte, er sei da. Habe ich geträumt, Alice?“

„Mutter, liebe Mutter,“ versetzte Alice, indem sie mit ihrem Gesichte die kalten Wangen ihrer sterbenden Mutter berührte und kaum zu athmen im Stande war — „wer meintest du, sei da?“

„Karl. Mir däuchte, er sei da. Doch ich träumte — nicht, wahr, Alice?“

„Mutter,“ entgegnete Alice, „könntest du ihn wohl sehen? könntest du es ertragen, wenn du ihn sehen könntest?“

„Allerdings, meine Tochter; mich verlangt, ihn zu sehen, und ich habe wirklich geglaubt, ich würde ihn noch einmal wiedersehen, ehe ich sterbe.“

In diesem Augenblick ging die Thüre leise auf, und Karl trat näher, bedächtig und forschend.

„Mutter,“ sprach Alice, „hier — kannst du wohl aufblicken? kennst du ihn?“

„Wer ist es, Alice — wer?“ fragte die Mutter halb bewußtlos.

„Mutter,“ lispelte Karl mit leiser Stimme, indem er niederknieete und ihre kalte Wange küßte, „Mutter, theure Mutter, willst du — kannst du deinem lange verlorenen, aber reumüthigen Kinde vergeben?“

„Karl, mein theurer Karl! ja, du bist es wirklich!“ sprach die sterbende Mutter, indem sie zugleich sich bemühte, ihren abgezehrten und schwachen Arm um seinen Hals zu legen. „Mein theures Kind, du bist wieder hier; ja, ich sagte, du würdest kommen; und es ist wahr geworden; ja, nun kann ich Gott preisen.“

Eine Frage, Karl, damit ich in Frieden sterbe — ist mein Kind bußfertig?“

„Mutter,“ versetzte Karl, dessen Worte durch Weinen fast erstickt wurden, „meine Bibel und die Gebete einer Mutter haben mich gerettet.

Ich bin noch zu rechter Zeit gekommen, um dich um Verzeihung zu bitten. Vater, ich habe gesündigt in den Himmel und vor dir, ich bin hinfort nicht mehr werth, daß ich dein Sohn heiße. Mutter, beste Mutter, willst du mir auch vergeben?“

„Genug, genug,“ sprach die abscheidende Mutter, „ja,

es ist genug!" Ihr Antlitz strahlte gleichsam von seraphischer Freude.

„Ich habe bald vollendet. Aber geh, mein Sohn, geh, meine theure Alice, und verkündigt es den Müttern im Lande, was ich als wahr gefunden, und was wahr bleiben wird, so lange es betende Mütter giebt —

„Seine Güte bleibt unveränderlich."

Einige Augenblicke darauf glaubte man, sie habe aufgehört zu athmen: allein sie erholte sich noch so weit, um noch einmal Karls und Alicens Hände leise zu drücken. Dann hörte man sie mit schwacher, kaum vernehmbarer Stimme die schönen Verse singen, welche sie oft gewünscht hatte dereinst singen zu können:

Bald geh' ich durch das Todesthal.
Dann preis' ich hier zum letzten Mal
Mit seligem Gemüthe,
Gott, deine Gnad' und Güte!

Das Gebet wurde erhört. „Seine Güte" das waren die letzte Worte, welche man vernahm. Sie verstummten hier auf Erden, um dort vor dem Throne Gottes von den verklärten und triumphirenden Heiligen fortgesungen zu werden.

Einfluß einer frommen Mutter.

Das Kampfgetöse war vorüber, die Gefangenen waren in Sicherheit gebracht, die Verdecke abgewaschen, die Wache stand auf ihrem Posten, und auf dem Schiffe war gegen Mitternacht wieder Alles ruhig und still. Ich suchte meine Hängematte und schlief bald ein. Allein mein Schlaf wurde durch wilde Träume beunruhigt, die wie fieberhafte Erscheinungen mich aufregten und abmatteten; der letzte Kampf, die Beschwerlichkeiten meines früheren Lebens und tausend andere Dinge mischten sich zusammen, wie Figuren in einem Bil-

derkasten. Plötzlich legte sich eine Hand auf meine Schulter, und indem ich auffuhr, sah ich den Unterwundarzt.

„Der kleine Richard, Herr, liegt im Sterben,“ sprach er.

Rasch sprang ich aus meiner Hängematte. Der kleine Richard war gewissermaßen mein Schützling. Er war ein blasses, zartes Kind, angeblich eine Waise und an freundliche Erziehung gewöhnt; und von der ersten Stunde an, da ich auf das Schiff kam, fühlte mein Herz Mitleid mit ihm, denn auch ich war einmal allein und ohne Freunde in der Welt gewesen. Von seiner Mutter, deren Andenken er mit einer heiligen Ehrfurcht bewahrte, hatte er mir oft im Vertrauen erzählt, indeß er mit den andern Schiffsjungen wenig sprach, denn sie waren roh und grob — er weich und gefühlvoll. Oft, wenn sie ihn wegen seines Trübsinns verspotteten, pflegte er auf die Seite zu gehen und zu weinen. Nie beklagte er sich über sein Loos, obschon seine Kameraden ihn beständig quälten.

Ich nahm ein besonderes Interesse an ihm und hatte seine Arbeit so leicht als möglich gemacht. In dem letzten Gefechte hatte ich ihm mein Leben zu verdanken; denn er stürzte dazu, gerade als der Säbelhieb auf mich geführt wurde, und mit seiner schwachen kurzen Klinge hatte er den tödtlichen Streich abgewehrt. In der darauf folgenden Eile und Verwirrung hatte ich ganz vergessen, mich darnach zu erkundigen, ob er verwundet wäre, wenn ich auch für den Augenblick im Herzen mir vornahm, meinen ganzen geringen Einfluß aufzubieten, um ihm das Patent eines Midshipman zu verschaffen, als Vergeltung für seinen Dienst. Mir selbst Vorwürfe machend, sprang ich also von meinem Lager auf.

„Ist das euer Ernst? Liegt er im Sterben?“

„Ich fürchte, Herr,“ sagte der Bote, indem er seinen Kopf traurig schüttelte, „er kann nicht bis morgen mehr leben.“

„Und ich habe hier gelegen und geschlafen!“ rief ich, von Gewissensbissen gequält. Führe mich zu ihm!“

„Er liegt im heftigen Fieber, doch in den lichten Zwischenräumen fragt er nach Ihnen, Herr;“ und noch während der Mann sprach, standen wir neben dem Bette des sterbenden Knaben.

Der Leidende lag nicht in seiner gewöhnlichen Hängematte, denn diese hing gerade in der Mitte des Schiffsvolkes, und die eng eingeschlossene Luft um dieselbe war zu drückend; sondern er war unter die offene Luke gebracht und da in einem kleinen offenen Raum von etwa vier Fuß im Quadrat niedergelegt worden. Aus dem Plätschern der Wellen schloß ich, daß das Schiff sich bewege, während der klare, stille, blaue Himmel, indem er durch den offenen Oberraum mit Tausenden von Sternen besäet erschien, anzeigte, daß der Nebel verschwunden war. Wie ruhig lächelte er nieder auf das bleiche Antlitz des sterbenden Knaben! Gelegentlich wehte ein leichter Windzug — o, wie köstlich kühl in solchem eingeschlossenen Raum! — durch die Luke herunter und spielte mit den dunkelbraunen Locken des Leidenden. Sein Kopf ruhte in dem Schooß eines alten Kriegers; er selbst lag in einem unruhigen Schlummer. Sein Hemdkragen war losgeknöpft, und seine zarte Brust, so weiß wie die eines Mädchens, war offen und bloß. Sein Athem war schnell und schwer. Die Wunde, an der er auf den Tod darnieder lag, hatte ihm empfindliche Schmerzen verursacht, die indessen in der letzten halben Stunde etwas nachgelassen hatten, obgleich selbst jetzt noch seine zarten Finger die Betttücher krampfhaft gefaßt hielten, wie wenn er den größten Schmerz litte.

Ein in Schlachten grau gewordener Seemann stand neben ihm, mit einer trüben Laterne in der Hand und traurig auf den Leidenden hinblickend. Der Wundarzt lag auf den Knieen, den Finger auf dem Puls des Knaben. So wie ich

mich näherte, blickten Alle auf. Der alte Krieger, der ihn hielt, schüttelte den Kopf und hätte gern gesprochen; allein die dichten Thränen in seinen Augen erstickten seine Stimme.

Der Wundarzt sprach: — „Es geht schnell mit ihm zu Ende, armer Bursche — seht ihr dies hier?“ Indem er sprach, hob er eine reiche, goldene Kapsel auf, welche auf der Brust des Knaben gelegen hatte. „Er hat bessere Tage gesehen.“

Ich vermochte nichts darauf zu erwiedern, denn mein Herz war zu voll und gepreßt. Hier war das Wesen, dem ich nur wenige Stunden vorher mein Leben zu verdanken gehabt — ein armes, unscheinbares, schutzloses Kind — es lag vor mir; der Tod stand bereits auf seiner Stirn geschrieben, und doch hatte ich nie seine Gefahr gekannt, hatte nach dem Kampfe ihn nie aufgesucht. Welche bittere Vorwürfe machte das Herz mir in dieser Stunde! Meine Aufregung wurde bemerkt, und sein alter Freund, der Seemann, der seinen Kopf hielt, fing in traurigem Tone an: „Armer kleiner Richard, du wirst nie das Ufer sehen, nach welchem dich so lange verlangt hat. Aber, wenn deine Logleine abgelaufen ist,“ sprach er mit Bewegung, „dann wird mehr als Einer dich betrauern.“

Plötzlich schlug der kleine Bursche die Augen auf und blickte um sich. „Ist er noch nicht gekommen?“ fragte er mit leiser Stimme. „Warum kommt er nicht?“

„Ich bin hier,“ sprach ich, indem ich die Hand des kleinen Burschen faßte; „kennst du mich nicht, Richard?“

Er warf mir ein mattes Lächeln zu. Dann sprach er: „Sie sind gegen mich gütig gewesen, gütiger als die Meisten gegen einen armen verwaisten Knaben sind. Ich bin außer Stande, meine Dankbarkeit zu bezeigen, es sei denn, daß Sie die Bibel annehmen wollen, die Sie in meinem Koffer finden werden. Es ist ein kleines Anerbieten, das weiß ich; allein das ist Alles, was ich habe.“

Ich brach in Thränen aus. Er fuhr fort: — „Doctor, ich sterbe, nicht wahr? denn mein Auge wird dunkel. Gott segne Sie, Herr Danforth.“

„Kann ich nichts für dich thun, Richard?“ sprach ich: Du hast mir das Leben gerettet — ich möchte das deinige mit meinem Blute erkaufen.“

„Ich habe nichts zu bitten — mich verlangt nicht zu leben — nur, wenn es möglich ist, laßt mich neben meiner Mutter begraben werden, in meinem Koffer werden Sie den Namen des Ortes und alles Andere finden.“

„Alles, Alles, mein armes Kind,“ antwortete ich darauf mit erstickter Stimme. Der Kleine verzog ein mattes Lächeln — das Lächeln eines Engels war es — antwortete indessen nicht. Sein Blick war nach den Sternen gerichtet, welche an dieser Stelle des blauen Himmelgewölbes über uns flimmerten. Seine Gedanken waren dahin gerichtet.

„Es ist ein weiter, weiter Weg dahinauf; aber dort giebt es verklärte Engel. Die Mutter pflegte zu sagen, dort sollte ich sie wiedersehen. Wie nahe kommen sie schon! ich sehe ihre freundlichen Angesichter auf mich herablächeln. Horch! ist es Musik?“ und seinen Finger aufhebend, schien es, als horche er einen Augenblick. Er fiel zurück, und der alte Krieger brach in Thränen aus. Das Kind war todt.

Das letzte Gebet der Mutter.

Eines Nachmittags im Jahre 18.. sah man mehrere Kutschen vor einem vornehmen Hause in der Stadt P— stehen Ein Geistlicher und mehrere Aerzte standen in einem durch Vorhänge verdunkelten Zimmer um das Bett der frommen Frau L. herum. Die ängstlichen Mienen, der leise Tritt, der halb unterdrückte Athem der Anwesenden, die feierliche Stille, welche die ganze Gruppe beherrschte, verkündigten zu deutlich

ihre ängstliche Besorgniß, daß die Krankheit der Frau L. aller menschlichen Kunst trotzen und mit dem Tode der Leidenden enden werde. Sie war in voller Gesundheit plötzlich von einer Krankheit befallen, welche alle ihre Sinne in schlafähnlicher Empfindungslosigkeit gebannt hielt, aus der die Geschicklichkeit treuer Aerzte so wenig wie die emsigen Bemühungen theilnehmender Freunde sie herausbringen konnten. Der Verlust einer solchen Freundin wird unter allen Umständen schwer empfunden; doch wird der Verlust wohl noch schmerzlicher gefühlt, sollte sie, ohne noch zuvor mit den Zurückbleibenden gesprochen zu haben, abscheiden. Mehrere Jahre lang war sie eine Zierde der Kirche gewesen, und ihre Freunde wünschten ernstlich, zu wissen, ob ihr Glaube sich als unfehlbare Stütze bewähren werde auf ihrer Wanderung durch das Thal des Todes; und als der Geistliche in seinem Gebet den Herrn anflehte, daß ihr Bewußtsein und Sprachvermögen, wofern es dem göttlichen Willen gemäß sei, zurückkehren möchten, stimmte jedes Herz auf das Ernstlichste in diese Bitte ein.

Als alle Mittel, welche liebevolle Sorge und der Scharfsinn der Kunst an die Hand geben konnten, umsonst versucht waren, brachte man ihr Söhnlein, welches gerade zu sprechen anfing, in das Zimmer. Aengstlich und verwundert sah es bald seine Mutter, bald die Anwesenden an, welche schweigend den Ausgang der Krankheit beobachteten. „Ma-ma, Ma-ma,“ rief der kleine Stammler nach einigen Minuten. Diese Worte bewirkten wie durch eine geheimnißvolle Macht, was andere Mittel nicht vermochten: Die Mutter schlug ihre Augen auf und streckte langsam ihre Hand aus nach ihrem Söhnlein. Man legte es in ihre Arme: mit leiser Stimme empfahl sie ihren Sprößling Gott und betete, daß er sie im Himmel wiederfinden möge. Das war ihr letztes Gebet: wenige Minuten darauf war das Kind mutterlos.

Wir übergehen einen Zeitraum von zwanzig Jahren und finden jenen Sohn auf einer Gelehrtenschule. Das edle, Eindruck machende Aeußere des William L., seine feinen Sitten sowie sein Fleiß im Studiren, gewannen ihm bald die Achtung der Lehrer wie der Studenten. Das erste Jahr behauptete er in seiner Klasse einen hohen Platz und versprach ein sehr nützlicher und brauchbarer Mann zu werden. Allein das Leben auf den Gelehrtenschulen stellt die Grundsätze eines Jünglings auf eine schwere Probe. Es ist ein Stand der Versuchung und Prüfung, in welchem kein Jüngling sicher ist ohne ernstliche Gottesfurcht, eine Sicherheit, welche William L. nicht besaß. Er knüpfte unglückliche Verbindungen mit mehreren faulen Studenten an, wovon die Folgen sich bald in seinen Studien zeigten. Er wurde auf seine Gefahr aufmerksam gemacht, schien jedoch wie durch einen Zauber gebunden, von dem er sich nicht losmachen konnte. Das alte Sprüchwort „Müßiggang ist aller Laster Anfang“ bewährte sich auch hier. Müßiggang führte zur Ausschweifung; und nach wiederholten Ermahnungen und fruchtlosen Bemühungen, ihn auf einen bessern Weg zurückzubringen, wurde William L. endlich als Trunkenbold von der Schule ausgewiesen. Es war wenig Aussicht vorhanden, daß das letzte Gebet seiner Mutter würde erfüllt werden.

William kehrte nach Hause zurück. Die Nachricht von seiner Ausweisung von der Schule und die Ursache davon bereiteten seinen Freunden eine große Betrübniß und enttäuschten ihre Hoffnungen. Indessen war ihr Bemühen dahin gerichtet, ihn unter solchen Einfluß und in solche Gesellschaft zu bringen, wodurch er wieder sich selbst achten lernen konnte; und sie drangen mit all der Beredtsamkeit reiner, zärtlicher Liebe in ihn, ein für allemal dem Trunke zu entsagen. Ihre ernstlichen Bitten vermochten ihn, sich einigermaßen zu mäßigen, bewirkten indeß keine gründliche Besserung; und der nutzlosen

Bemühungen müde, fürchteten seine Freunde bereits, daß sie ihn als hoffnungslos aufgeben müßten.

An einem dunkeln, bewölkten Abend saß William eben allein auf seinem Zimmer und dachte nach über die große Veränderung, welche in wenigen Jahren über seine Aussichten gekommen war, als sein Oheim eintrat und einen Spaziergang vorschlug. William setzte seinen Hut auf und begleitete ihn. Zufällig oder absichtlich schlugen sie den Weg nach dem Kirchhofe ein und standen bald am Grabe der Frau L. Die weißen Grabsteine umher, die selbst in der Dunkelheit deutlich gesehen werden konnten, hielten eine stille, aber deßhalb nicht weniger eindringliche Predigt über die Hinfälligkeit des Menschen. Während sie sich über den Grabstein der Frau L. hinlehnten, gab der Oheim eine Schilderung ihres Charakters und der Umstände, welche ihren Tod begleiteten, insonderheit ihres Sterbegebets, daß er sie im Himmel wiederfinden möge; „und nun," setzte er hinzu, indem er Williams Hand ergriff, „willst du sie im Himmel wiederfinden, oder willst du als Trunkenbold sterben?" William brach in Thränen aus und, von Rührung überwältigt, sank er nieder auf das Grab seiner Mutter. Die Finsterniß, die um ihn herrschte, war nur ein schwaches Bild von der Finsterniß und Angst, die er in sich fühlte. Seine Sünden, Gewissensbisse und Schaam erregten eine solche Qual in ihm, wie er sie früher nie gefühlt hatte. Sein vergangenes Leben ging schnell an ihm vorüber: seine herrlichen Anlagen verschwendet — seine Zeit vergeudet — sein guter Name verloren — seine Hoffnungen vernichtet — der Freunde Herzen über seine Herabwürdigung blutend — der letzte zärtliche Wunsch einer Mutter unbeachtet gelassen — ihr letztes Gebet unerfüllt — diese und ähnliche Gedanken drangen auf seinen Geist ein, und seinem augenblicklichen entwürdigten, elenden Zustande schien der Tod selbst vorzuziehen. Er ging auf sein Zimmer zurück; sein Lager brachte

ihm keinen Schlaf. Den andern Morgen, als die Familie sich zum Frühstück versammelt hatte, fand man auf dem Tische ein Papier, von William L. unterschrieben, welches in den kürzesten Worten ein Mäßigkeitsversprechen enthielt. Von dieser Zeit fing nicht nur die Aenderung des äußeren Charakters, sondern auch, wie man glaubt, eine Herzenserneuerung an.

Jetzt entschloß er sich, wieder an seine Studien zu gehen und sich zu einem nützlichen Amte vorzubereiten. Allein ehe er sein Vorhaben ausführen konnte, wurde er von einem Fieber befallen, welches keine Hoffnung seiner Wiedergenesung übrig ließ. Ohne Murren ertrug er seine langwierige Krankheit und schien die Wiedergenesung nur darum zu wünschen, um das bereits Geschehene einigermaßen wieder gut machen zu können. Einst, als sein Vater ihm sagte, daß der Arzt ihm etwas Wein verordnet habe, sprach er: „Vater, wenn du es gern willst, so werde ich Wein trinken, obgleich ich viel lieber es nicht thun würde. Ich muß sterben, und laß mich sterben, ohne mich durch das, was meine Gesundheit fast zerstört hat, wieder befleckt zu haben.“ Seine Bitte wurde ihm gewährt. Einige Tage darnach sah man einen langen Leichenzug schweigend nach dem Kirchhofe sich bewegen, voran die sterblichen Ueberreste William L's. Sein Leib ruht an der Seite seiner Mutter; wo weilt aber sein Geist? Wir dürfen glauben, das letzte Gebet der Mutter sei erhört, und ihr Sohn habe sie im Himmel wiedergefunden.

Der Matrose und seine betende Mutter.

Von welchen Gedanken wird das Herz bei diesen Worten aufgeregt! Jahre mögen dahin schwinden, es mögen Berge, Flüsse und Meere uns von der Stelle trennen, wo wir zum ersten Male die Gebete einer Mutter vernahmen — dennoch können sie sich aus unserem Gedächtniß nicht verlieren. Wir

mögen Krankheit, Sorgen und Leiden erfahren haben, mag selbst das Herz scheinbar unempfindlich für gute Eindrücke werden: bei dem Namen einer Mutter — einer betenden Mutter — wird es selten fehlen, daß bessere Gefühle in unserm Herzen erweckt werden. Droht uns eine Gefahr, so hoffen wir und überlassen uns gern dem Glauben, daß das Gebet einer Mutter, welches unsertwegen geschehen ist, erfüllt werde.

Ich habe dies nie auf eine überzeugendere Weise bestätigt gefunden, als in dem Beispiele eines abgehärteten Matrosen, der in einer unserer Seestädte lebte, und dessen Mutter mir die Geschichte erzählte. Auf seiner Rückreise nach Hause erhob sich am „stürmischen Cap“ Cod ein furchtbarer Sturm. Die Mutter hatte von seiner Ankunft in der Nähe des Caps Nachricht erhalten und erwartete ihren Sohn mit der Angst, welche nur eine Mutter empfinden kann. Jetzt hatte sich der Sturm erhoben, und zwar, wie sie befürchtete, gerade als das Schiff auf der gefährlichsten Stelle sich befand. In der Angst, daß das Schiff, auf welchem ihr Sohn sich befand, durch diesen Sturm verunglücken könne, warf sie sich mit einem gottgestärkten Glauben nieder zum Gebet für seine Erhaltung. In diesem Augenblick kam die Nachricht, das Schiff sei verloren. Der Vater, ein unbekehrter Mann, hatte bisher in finsterem Schweigen verharret: jetzt aber fing er laut zu weinen an. Die Mutter bemerkte: „Es steht in der Hand Dessen, der Alles wohl macht!“ und wiederum knieete sie mit ergebenem, getröstetem Sinn nieder und empfahl ihren Sohn sammt ihrem Gatten mit vernehmbarer Stimme, die nur durch die Seufzer eines vollen Herzens gedämpft wurde, der Barmherzigkeit Gottes. Es war jetzt völlig finster geworden, und sie legten sich nieder, fanden indeß keine Ruhe, und erwarteten in ängstlicher Spannung den Morgen, hoffend,

daß doch wenigstens irgend Etwas von den Sachen des Verlornen werde an's Land geworfen werden.

Der Morgen kam, der Sturm hatte sich gelegt, und das Meer zeigte eine verhältnißmäßig ruhige Oberfläche, gleich als hätte es in seinem Toben nachgelassen, seitdem es sein Opfer erhalten. Plötzlich öffnete sich die Thür — und vor ihnen stand ihr Sohn, ihr verloren geglaubter, ihr geliebter Sohn! Das Schiff war in einen der vielen Küstenhäfen getrieben worden, und so wurde er gerettet. Der Vater stürzte ihm entgegen. Die Mutter, welche sich ihm bereits um den Hals geworfen, rief in feierlichem Ernste: „Mein Kind, wie kommst du hierher?“

„Mutter,“ sprach er, indem die Thränen von seinem verbrannten Gesichte herabrollten, „ich wußte, du würdest für meine Rückkehr beten!“

Was für ein Schauspiel! ein wilder, sorgloser Jüngling erkennt die Kraft des Gebets. Es scheint, daß er seine gefährliche Lage erkannte, und daß in ihm der Gedanke herrschte: „Meine Mutter betet — Christen-Gebete werden erhört, und ich kann errettet werden.“

Christliche Mutter, geh und thue desgleichen. Bete für deinen Sohn, der nahe daran ist, auf dem Strome des Lebens Schiffbruch zu leiden und so seine Aussichten für immer vernichtet zu sehen. Vielleicht kann er noch gerettet werden.

Erinnerung an eine betende Mutter.

Aus dem Tagebuche der Mrs. Hawkes.

Ich habe mich in das Kämmerlein meiner theuren seligen Mutter eingeschlossen, dessen Wände und Möbeln mir heilig sind. Tausendmal bemerkte ich, wie sie sich dahin zum geheimen Gebete zurückzog. Oft hörte ich ihr inbrünstiges Schreien zu

Gott für das Wohl ihrer Kinder. Sie unterließ nie, Morgens, Mittags und Abends sich zum Lesen der heiligen Schrift und zum Gebet zurückzuziehen. Tausende von Thränen hat sie in diesem Kämmerlein vergossen, wo ich zuweilen an ihrer Seite knieen durfte. Wie deutlich schwebt mir ihr Bild vor! Wie innig fühle ich mich mit ihrem abgeschiedenen Geiste verbunden! Damals kannte ich die Bedeutung ihres Gebets für ihre Kinder, so wie den hohen Werth ihres christlichen Charakters und Beispiels noch wenig. Jetzt weiß ich's, Gott sei Dank; und je mehr ich sie schätze, desto mehr fühle ich mich unzufrieden mit mir selbst. O, möchten ihre Gebete für Jedes von uns Kindern sein wie Brot, das über's Wasser fährt und nach vielen Tagen gefunden wird. Möchte der Gott meiner theueren Mutter auch mein Gott sein! Er führte sie durch viele Jahre der Leiden und Sorgen hindurch. Er gab ihr Kraft, ihres hohen Berufs würdig zu wandeln; er stand ihr bei in der Sterbestunde. Ihre letzten Worte waren: „Sterben ist mein Gewinn“ und „für meine Kinder will ich beten, so lang ich athme.“

Ein Flucher von einem Kinde beschämt.

Es war ein schöner Tag, der zu Ausflügen auf's Land benutzt wurde. Die Eisenbahn-Wagen waren fast besetzt, als eine kränklich aussehende Frau mit ihrem 4- bis 5jährigen Sohne einstieg. Sie sah sich um und suchte vergeblich nach einem Sitz. Ein Herr neben mir bemerkte ihre Verlegenheit und sprang auf, um ihr höflich seinen Sitz anzubieten, was sie dankbar annahm.

Sie wollte den Knaben eben an sich nehmen, als ein Herr, der gegenüber saß, seine Hand ausstreckte und mit einem freundlichen Lächeln sprach: „Komm, mein Sohn, setze dich auf meinen Schooß; ich kann dich besser halten, als deine

Mutter.“ Das Kind blickte seine Mutter an, ob es dürfe, und sprang dann freudig auf den so freundlich angebotenen Sitz.

Eine Zeitlang unterhielt sich der Mann mit dem Kinde, legte demselben allerlei Fragen vor und schien mit sichtbarem Vergnügen die kunstlosen Antworten des Kindes anzuhören. Indessen bald fiel seine Aufmerksamkeit auf einen Artikel in der Zeitung, die er eben vorher weggelegt hatte. Er gab dem Knaben einiges Zuckerwerk und begann mit einem anderen Herrn, der neben ihm saß, eine ernsthafte politische Debatte. Anfangs schien es, als wenn sie nur Unterhaltung bezweckten, und Ernst und Scherz wechselten ungezwungen mit einander ab. Allein der Streit wurde allmählig wärmer, bis zuletzt auf den Scherz gottlose Flüche folgten.

Der Knabe hatte sich bisher bei seinem neuen Freunde sehr glücklich gefühlt; als er aber den ersten Fluch vernahm, blickte er befremdet auf. Thränen sammelten sich in seinen großen dunkeln Augen, und die Uhr, welche der Herr ihm zu seiner Unterhaltung gegeben, sorgfältig weglegend, ließ er sich unbemerkt auf den Boden gleiten und eilte zu seiner Mutter.

„Wohin willst du, mein liebes Kind?“ rief der Herr, als er den Knaben fortlaufen sah. „Komm doch wieder zu mir, Kleiner. Ich glaubte noch vor einigen Augenblicken, du mögest sehr gern bei mir sein; was fehlt dir jetzt? Warum gehst du so plötzlich von mir weg? Komm zu mir, du bist ein allerliebster Knabe, komm und sieh' einmal, was ich wohl in meiner Tasche für dich habe.“ Allein der Knabe hielt sich fest an seine Mutter und wies die dargebotene Hand des Herrn entschieden zurück.

„Ei,“ rief dieser mit offenbarem Mißbehagen aus, „das ist sehr seltsam, und ich begreife es nicht. Komm, liebes Kind, sag' uns, weshalb du von mir weggegangen bist.“

„Sag' dem Herrn doch, mein Kind,“ sprach die Mutter ermunternd, „warum du nicht bei ihm sitzen willst.“

„Weil," antwortete der Knabe entschlossen, „weil die Bibel sagt, wir sollen nicht sitzen, da die Spötter sitzen."

Der Herr sah ihn bestürzt an. Für einen Augenblick wurde er ganz roth und runzelte die Stirn, so daß ich glaubte er sei zornig. Auch die Mutter war überrascht: eine solche Antwort hatte sie nicht erwartet. Doch der Mann faßte sich augenblicklich und sagte in freundlichem Tone: „Ich hoffe, du wirst mich nicht einen Spötter heißen." Der Knabe lehnte seinen Kopf an seiner Mutter Schulter, sagte aber Nichts. „Komm," fuhr der Mann fort, „sag' mir, weßhalb du mich einen Spötter nennest?" Das Kind blickte auf, sah ihn mit geradem Blicke an und versetzte einfach, doch ernst, während eine große Thräne unbemerkt an seiner Wange hinabtröpfelte: „Ich mag es nicht hören, wenn Sie so fluchen!"

„O! ist es das? Wohlan," fuhr er fort, indem die Mutter ihr Kind an ihre Brust drückte und sich niederbückte, um ihre eigenen Thränen zu verbergen, „komm wieder zu mir, und ich verspreche dir, nie wieder zu fluchen."

„Wollen Sie das nicht?" fragte der Knabe in ernstem Tone, „dann werde ich Sie gewiß sehr lieb haben." Indem er dies sagte, ließ er sich von dem fremden Herrn wieder auf den Schooß nehmen; doch war es deutlich zu bemerken, daß er es nicht so gern und so vergnügt that, als das erste Mal. Der Herr bemerkte es und fühlte, daß er in der Achtung des unschuldigen und hochherzigen Knaben verloren hatte. Man konnte sehen, daß ihn der Gedanke schmerzte, und er that sein Möglichstes, dies verdrießliche Gefühl zu bewältigen.

Zur Erklärung dieser ergreifenden Scene erzählte dann die Mutter, es sei ihre Gewohnheit, jeden Morgen ihrem Sohne ein Kapitel aus der Bibel vorzulesen, dasselbe zu erklären, so gut sie es vermöge, und dann mit ihm zu beten. An jenem Morgen nun hatte sie den ersten Psalm gelesen, und indem sie dem Knaben den Charakter eines Spötters

erklärte, hatte sie unter anderen Lastern auch das Fluchen genannt. Hatte er es auch nicht ganz verstanden, so hatte er sich doch auf alle Fälle vorgenommen, recht zu handeln, und er glaubte, es sei wirklich eine Sünde, sich zu Jemandem zu setzen, der Gottes Namen mißbrauche.

Wann, ach! wann werden die Mütter den unendlich großen Einfluß, den sie über ihre Kinder zu üben vermögen, auf die rechte Weise benutzen? Sie können die Stärke und Nachhaltigkeit der Eindrücke, welche das Kindesalter in sich aufnimmt, gewiß nie hoch genug schätzen.

Mutter-Gebet.

Ein Geistlicher in der Nähe von Philadelphia hatte von einer frommen Frau gehört, welche eine zahlreiche Familie hatte, deren Kinder aber alle sehr früh zur Erkenntniß der Wahrheit gelangt, lebendige Glieder der christlichen Kirche geworden waren und in der Furcht des Herrn wandelten. Der Geistliche glaubte, daß die Dame eine besondere Erziehungsmethode befolgt haben müsse, um in der religiösen Erziehung ihrer Kinder einen so vollständigen, seltenen Erfolg zu erleben, und suchte sie besonders deßhalb auf. Demüthig erwiederte ihm die fromme Frau, sie sei, was die Erziehung anbetreffe, keineswegs treuer, als jede andere christliche Mutter gewesen. Auf weiter dringende Fragen erhielt er aber doch folgende Auskunft: „Als meine Kinder noch ganz klein waren, und ich sie Morgens auf den Schooß nahm, um sie zu waschen, erhob ich mein Herz zu Gott, daß er sie auch so waschen möge mit dem Blute, welches rein macht von aller Sünde. Wenn ich sie dann ankleidete, erflehte ich von meinem himmlischen Vater für sie den Rock der Gerechtigkeit Christi; wenn ich ihnen zu essen und zu trinken gab, bat ich meinen Gott, sie mit dem wahren Brode des Himmels zu speisen und sie

aus dem Borne des Lebens zu tränken. Wenn ich sie des Sonntags ankleidete, um zum Gotteshause zu gehen, flehte ich zum Herrn, ihre Leiber zu einem Tempel des heiligen Geistes zu machen, und als sie später zur Schule gehen konnten, begleitete ich sie mit dem Gebete zu Gott, daß ihr Weg der des Gerechten sein möge, dessen Heiligkeit immer mehr zunimmt, bis der Tag seiner Vollendung erschienen ist. Am Abend endlich, wenn ich mich niederlegte, war es das stille Gebet meines Herzens, daß Er die Kinder in Seine heilige Obhut nähme, und Seine Vaterhände über sie ausbreite. Immer habe ich ihre Wege dem Herrn befohlen, wie ich sie frühe angeleitet habe, sich selbst auf Ihn zu verlassen; und der Herr hat für sie gesorgt. Es ist nicht mein, sondern Sein Werk. Er hat dies Allen zugesagt, die Seine Ehre suchen und sich auf Ihn verlassen."

Macht einer mütterlichen Thräne.

Spencer S— war mit seinem Kreisel beschäftigt. Seine Mutter hieß ihn Etwas für sie thun. Er achtete nicht auf ihre Bitte. Sie wiederholte ihr Geheiß. Der Knabe, ganz in sein Spiel vertieft, dem die Unterbrechung nicht behagte, versetzte: "Ich will es nicht." Das zärtliche Mutterherz war verwundet. Eine Thräne entquoll ihrem Auge und rollte über ihre Wange. Der Knabe bemerkte die Thräne, machte sich über seine Widerspenstigkeit Vorwürfe, brach in Thränen aus, und fort war der Eigensinn. Er eilte ihren Wunsch zu erfüllen. Von da an war er stets gehorsam und freundlich, und so oft er an seiner Mutter Thräne dachte, flossen seine eigenen Thränen. Wer kann die Macht einer mütterlichen Thräne oder eines mütterlichen Gebets berechnen?

Die kleine Lene.

Lene ist die Tochter eines Methodistenpredigers, der jetzt in Pennsylvanien lebt. Dieser erzählte uns einmal von ihr Folgendes, an dessen Wahrheit wir keinen Zweifel hegen. Wir werden so viel wie möglich seine eigenen Worte wiedergeben.

Etwa im Alter von acht Jahren wurde sie einst von Herrn und Frau S— eingeladen, eine Nacht bei ihnen zu bleiben, und mit ihrer Mutter Einwilligung ging sie hin. Als es Zeit zum Schlafengehen war, wies Frau S— sie in ihre Kammer und sagte, sie könne sich jetzt niederlegen. Die kleine Lene zögerte, indem sie sehr ernst und nachdenkend aussah, sagte aber Nichts. Frau S— wiederholte ihre Aufforderung.

„Weßhalb," fing das Kind an, „haben wir kein Abendgebet gehalten?"

„Wir haben hier keinen Hausgottesdienst, liebes Mädchen," erwiederte Frau S—.

Mit ihren großen, dunkeln Augen die Frau anblickend, fragte das Kind nachdenkend: „Betet Herr S— denn nicht?"

„Nicht mit der Familie," erhielt sie zur Antwort.

„Beten Sie denn nicht, Frau S—?" fragte das Kind weiter.

„Nein," versetzte die Frau, die sich getroffen fühlte.

Das Kind schwieg einige Augenblicke und sprach dann: „Wollen Sie mir eine Bibel geben, so will ich beten."

Man brachte die Bibel, und Lene las ein Kapitel darin, knieete darauf nieder und betete. Den andern Morgen las und betete sie wiederum, und kehrte zu ihren Eltern zurück, gewiß mit dem Bewußtsein, ihre Pflicht gethan zu haben.

Den nächstfolgenden Sonntag fand Frau S— sich unerwartet in der Klaßversammlung ein, wo sie den Vorfall mit

dem kleinen Mädchen erzählte und hinzusetzte: „Ich denke von nun an eine Nachfolgerin des Heilands zu werden.“ Den zweiten Sonntag darauf kam auch Herr S— und sprach: „Ein kleines Kind hat mich beten gelehrt.“ Beide sind seitdem treue und standhafte Christen geworden.

Für die Jugend.

Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen, und die Jahre herzutreten, da du wirst sagen: Sie gefallen mir nicht. Pred. Sal. 12, 1.

Der kleine James.

„Als ich die Universität besuchte,“ berichtet der Erzähler, „wurde ich durch besondere Umstände veranlaßt, in einem vernachlässigten und entfernten Stadtheile eine Sonntagsschule zu eröffnen. Der Plan wurde anfangs größtentheils lächerlich gemacht, und ihm auch von Vielen widersprochen. Allein nach und nach schwanden Gespött und Widerstand, und ich hatte in kurzer Zeit mehr als 90 Schüler. Das einzige uns angebotene Zimmer, in dem wir uns einfanden, war eine unvollendete Kammer und gehörte einer armen lahmen Frau. Der Fußboden war nicht fest gelegt und das Zimmer weder getäfelt noch getüncht worden. Der Schornstein stand in der Mitte des Zimmers; die offenen Balken lagen über unseren Köpfen. Doch nie sah ich fröhlichere und glücklichere Gesichter, als unter den kleinen Gruppen, denen ich regelmäßig begegnete. Sie wohnten so weit von einer Kirche entfernt, daß wenige dahin gehen konnten, oder vielmehr ihre Eltern waren zu gleichgültig, um sie mitzunehmen, so daß ihre Sonntagsschule die ganze Sonntagsfeier für sie ausmachte. Manches

Jahr ist seitdem verflossen und ich glaube, sie sind jetzt Alle herangewachsen, oder in die Ewigkeit gegangen.

An einem schwülen Sonntage war ich zu meiner Schule gegangen, und fühlte mich am Schlusse des Hersagens müde und unwohl. Die Kinder erwarteten, daß ich ihnen die Geschichte von der ersten Einsetzung des heiligen Sabbaths erzählen würde, warum Gott ihn einsetzte, und was wir für Pflichten dabei haben. Dieses hatte ich ihnen versprochen und mich auch wirklich darauf vorbereitet. Aber da ich mich müde und unwohl fühlte, sagte ich ihnen, daß ich es bis zum nächsten Sonntage verschieben wolle. Als ich diese Entschuldigung machte, bemerkte ich, daß ein kleiner, freundlicher Knabe, der dicht bei mir saß, sehr getäuscht aussah. Er erwartete vom heiligen Sabbath zu hören. O, hätte ich bedacht, daß Christus die arme Samariterin trotz dessen, daß er müde und schwach war, belehrte, — würde ich nicht anders gehandelt haben?

Der nächste Sonntag kam und meine Schüler versammelten sich. Am Hause ankommend, fand ich sie nicht wie gewöhnlich auf ihren Plätzen, sondern in Gruppen an der Thüre; einige schluchzten, andere sahen erschrocken aus — Alle waren still. Ich fragte nach der Ursache, und sie erzählten mir, daß der kleine James, so will ich ihn nennen, soeben durch ein Mühlrad getödtet worden sei. Das war Alles, was sie davon wußten. An der Spitze meiner kleinen Heerde ging ich nach dem Hause, wo James wohnte. An der Hausthür begegnete mir der Vater des kleinen Knaben, seine Hände in Verzweiflung ringend; sein Gesicht war roth und aufgedunsen, seine eingesunkenen Augen blickten wild umher, sein Athem roch nach hitzigen Getränken.

Ich führte meine Schüler in ein gegenüber liegendes Zimmer. Sie schienen kaum zu athmen. Ich hob das weiße Leichentuch auf, und da lag der kleine James, ein zerstückelter

Leichnam. Alle Kinder starrten ihn stumm an. Die kleinen Mädchen bedeckten ihre Gesichter mit ihren Tüchern und Schürzen. Die kleinen Knaben trockneten sich die Augen mit den Aermeln ihrer Jacken. Seit einiger Zeit war es sehr dürre gewesen, und die Ströme waren dadurch niedrig geworden. Am vorhergehenden Tage aber und während der Nacht war heftiger Regen gefallen. Eine Mühle, dicht an einem schmalen Bache gelegen, hatte seit einiger Zeit wegen Wassermangel stille gestanden, war aber früh am Sonntag Morgen in Bewegung gesetzt. Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß der Müller kein gottesfürchtiger Mann war. Etwa eine Stunde vor dem Anfang der Schule war der kleine James nach dem Mühlstrom zum Baden gegangen. Das Kind hatte nie die Eltern den Sonntag heiligen sehen. Er badete im Bach — der Strom war heftig, zu heftig für ihn; er erhob ein Klaggeschrei; der Müller hörte ihn, sah ihn, besaß aber keine Geistesgegenwart. Der Strom riß ihn fort; das Kind kämpfte — rief noch einmal um Hülfe; das Wasser stürzte auf ihn, er wurde in den Wirbel gezogen, das große Mühlrad drehte sich, er wurde augenblicklich zermalmt. Kaum hatte des Knaben letzter Hülferuf das Ohr des Müllers erreicht, als diesem auch schon der geräderte Körper zu Gesicht kam. Es war derselbe kleine Knabe, welcher am vorhergehenden Sonntage so getäuscht aussah, weil ich nicht vom heiligen Sabbath erzählen wollte.

Meine Betrachtungen waren wirklich schmerzhaft, als ich umringt von den Kindern neben dem leblosen Körper dieses lieblichen Knaben stand. Jedes Kind schien ausrufen zu wollen: O hättest du dein Wort gehalten und über die Entheiligung des Sabbathes gesprochen, dann wäre er vielleicht nicht in's Wasser gegangen — er wäre nicht getödtet worden! Die Lippen, von der Hand des Todes versiegelt, schienen sich öffnen zu wollen, um mir meine Vernachlässigung vorzuwerfen. Wäre

ich getreu gewesen und hätte meine Pflicht nicht verschoben, dann wäre sein Leben höchst wahrscheinlich gerettet gewesen. Welche Opfer würde ich nicht gebracht haben, hätte dieses Kind noch einmal in die Sonntagsschule gehen können!"

Hüte dich, daß du in keine Sünde willigest.

Gegen das Ende meines sechsten Jahres stand ich an einem Sonntag Nachmittag auf dem kleinen Berge vor der Kirche meiner Vaterstadt; da zog ein Schwarm fröhlicher Buben an mir vorüber, welche sagten: „Komm, Heinrich, geh' mit uns, wir holen uns Narzissen." Das ließ ich mir nicht zweimal sagen; ich lief, von einem der größeren an der Hand geführt, mit den Buben fort. Wir zogen von einem Garten in den andern; endlich durch eine Oeffnung kriechend, gelangte der schreiende Zug in den Garten des Seilers, worinnen hie und da unter den Aepfelbäumen die schöne gelbe Narzisse in Menge wuchs. Wir pflückten uns ab nach Herzenslust; und da einige der Buben für mich abflückten, andere mir einen Strauß schenkten, kam ich fröhlich, wie ein Sieger über Zehntausend, gegen Abend mit einem Büschel Blumen, den ich kaum tragen konnte, wieder zu Hause an. Die Mutter sah mich ernst an: „Wo hast du die Blumen her, Heinrich?"

„Wir haben sie uns in Seilers Garten geholt." — Sie schwieg und schien sich gar nicht über die Blumen zu freuen.

Etwas betroffen ging ich in's Zimmer; da saß der Vater und las. Er sah vom Buche hinweg, mich und meine Narzissen ernsthaft an. Mir war auf einmal mein ganzer Strauß verleidet; er roch mir entgegen wie Sünde; gern hätte ich ihn weggeworfen; ich wagte das aber nicht vor den Blicken des

Vaters. Ich legte die Blumen auf einen Tisch, ganz in die Ecke hinein. Der Vater sah mir zu.

„Komm zu mir, Heinrich!“ — Ich kam. — „Wo hast du die Narzissen her?“

Ich schwieg, hoch erröthend. Endlich stotterte ich die Antwort: Aus unserm Garten. — „In unserm Garten wachsen keine Narzissen!“ sagte der Vater sehr ernst; „wo hast du sie her?“

„Herr Nachbar Sauerwein hat sie mir gegeben.“

Der Vater erfaßte mich bei der Hand, womit ich verlegen mit einem Messer oder Löffel spielte, die auf dem Tische lagen, zog mich näher an sich, sah mir sehr ernst ins Gesicht und sagte: „Nachbar Sauerwein hat keine Narzissen; sage die Wahrheit, Heinrich, wo hast du die Blumen her?“

Ich gestand es nun mit verhaltenen Thränen. — „Als dir neulich Nachbars Carl deinen Ball weggetragen hatte, war dir das recht?“ „Nein!“ „Als er, da du ihn fragtest, es leugnete, daß er ihn habe, und er dir einreden wollte, du habest ihn in den Teich fallen lassen, und du dann doch am andern Tage den Ball bei ihm sahest, gefiel dir das?“ — „Nein!“

„Nein,“ sagte der Vater weiter, „es gefiel dir so übel, daß du ganz roth im Gesichte zu mir kamst und mir sagtest, ich solle des Nachbars Carl mit dem Stocke schlagen, denn er sei ein sehr gottloser Junge und habe gelogen. Ich aber sagte zu dir: „Heinrich, nimm dich in Acht und bitte Gott, daß du nicht selber in eine solche Sünde fällst. Du hast mir ja erst vorgestern erzählt, dein Lehrer habe gesagt, du habest die zehn Gebote recht schön gelernt; sage mir doch einmal das siebente.“

Ich sprach mein: „Du sollst nicht stehlen!“ sammt der Auslegung ohne Anstoß her. Der Vater wiederholte mir noch einmal das Gebot sammt der Auslegung, dann sprach er

weiter: „Der Ball, den dir Nachbars Carl nahm, der gehörte dir und nicht dem Carl; als er ihn dir heimlich nahm, sag', was hat er da gethan?“ Ich antwortete ziemlich kleinlaut: „Er hat gestohlen!“

„Die Narzissen in des Seilers Garten gehören dem Seiler und nicht dir; als du sie heimlich ohne des Seilers Wissen und Willen nahmest, was hast du da gethan?“ — Ich erschrak über die Frage des Vaters und mit Mühe stotterte ich die Antwort: „Ich habe gestohlen!“

„Als neulich des Nachbars Carl sagte, er hätte deinen Ball nicht, du habest ihn in den Teich fallen lassen, und er hatte ihn doch, da war das gelogen. Du warst sehr böse darüber und du hattest Recht, denn das Lügen ist eine große Sünde und Schande. Der kleine Carl hat gegen dich, seinen kleinen, ungezogenen Kameraden eine Lüge gesagt; das war sehr böse; aber ich weiß nicht, ob er nicht, wenn ihn sein Vater darum gefragt hätte, würde gesagt haben: Ja, Vater, ich habe den Ball genommen. Als du vorhin, da ich dich wegen der Narzissen fragte, zu mir sagtest, du hättest sie aus unserm Garten, dann der Nachbar Sauerwein habe sie dir gegeben, was hast du da gethan?“

Ich wollte nicht gerne mit dem rechten Worte heraus. Ich hätte so gerne in meinem kindischen Sinne ein wohllautenderes gefunden; aber der Vater drang in mich und die Antwort mußte heraus: „Eine Lüge!“

Der Vater sprach weiter: „Du hast vor mir, deinem Vater, der dich so lieb hat, gelogen; aber weißt du nicht, wo wir auch sind und was wir auch thun, da ist Gott um uns; du hast also nicht nur vor mir, deinem Vater, sondern auch vor Gott gelogen und gestohlen. Darum, ehe du heute Abend dich zu Bette legst, und morgen früh, und gebe Gott, noch manchen Tag, bete also: Ach, lieber Gott, ich habe sehr an dir gesündigt. Ich habe gestohlen und meinen Vater

belogen. Vergieb du mir meine Sünde und schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gieb mir einen neuen, gewissen Geist, damit ich nicht mehr solche Sünde thue." — Ich weinte nun sehr. — Der Vater sagte: „Siehe, du weinst nun bitterlich. Du thust recht daran. Die Sünde ist bitter, das zeigt uns Gott durch die Strafe, welche er auf die Sünde gelegt hat. Junge Kinder, wenn sie gesündigt haben, straft Gott durch den Arm ihrer Väter, damit sie daran bedenken, wie bitter die Sünde sei. Dort bei der Wanduhr steht mein Stock, geh' und bring' mir ihn."

Ich brachte ihn und empfing von der Hand meines Vaters die wohlverdiente Züchtigung. Ob diese sonst so schwere und starke Hand mich wenig züchtigte oder viel, das weiß ich nicht mehr. Das weiß ich aber, daß mir die Strafe von des Vaters Hand nicht so wehe that, als das Gefühl, daß ich Gott und meinen Vater betrübt und belogen habe.

Dieses Catechismus-Examen wirkte tief und lange in meiner jungen Seele nach. Das Lügen war mir schändlich erschienen. Gott gab auf viele Jahre meinem jungen Herzen eine Aufrichtigkeit, welche oftmals, wenn ich gefehlt hatte, die liebe, schwere Hand des züchtigenden Vaters entkräftete, so daß er den Stab aus der Hand legte und zu mir sagte: „Weil du so aufrichtig bist und deinen Fehler treuherzig bekennst und bereust, so will ich dir für diesmal noch die Strafe erlassen."

Knaben, gehorchet eurer Mutter!

Kommt her, Knaben, hier ist eine Geschichte für euch. Ich möchte, daß ihr alle mit einander kämet und zuhörtet. Ich war einmal ein Knabe und erinnere mich einigermaßen, wie Knaben denken. Jetzt bin ich ein Mann, allein ich habe mit Knaben eben so viel verkehrt, wie mit Männern.

Ich setze voraus, daß ihr Alle eine Mutter habt. Was ich euch sagen wollte, ist, wie ihr eure Mutter behandeln sollet. Als ich ein Knabe war, nicht größer als ihr, pflegte meine Mutter mir oft zu erzählen, wie sie nie Einen, der seine Mutter nicht gut behandelt, glücklich gesehen habe. Sie erzählte, wie sie in ihren jungen Jahren mehrere Kinder gekannt, die ihre Mutter nicht ehrten, und daß sie sämmtlich ein schlimmes Ende genommen hätten.

Unter meinen Bekannten waren mehrere Knaben, von denen ich wußte, daß sie ihrer Mutter ungehorsam gewesen, und sie schlecht behandelt hatten. Ich dachte, ich wollte ihrer gedenken und sehen, wie sie in der Welt fertig würden. Es mag wohl funfzehn Jahre her sein. Ich will diese Knaben Wilhelm, Georg und Herbert nennen. Ich erinnere mich ihrer so deutlich, als wenn es erst gestern gewesen wäre. Sie saßen in der Schule mit mir in einer Klasse. Ihrer Mutter erinnere ich mich sehr gut, denn ich habe manchen Frei-Nachmittag in ihrem Hause zugebracht.

Wilhelm war ein fröhlicher Knabe und lernte gut. Eines Nachmittags war ich in seinem elterlichen Hause. Wir spielten vor der Thür im Grünen. Wilhelms Mutter trat vor die Thür und rief ihn. Wir waren emsig im Spiel mit einigen anderen Knaben begriffen, und Wilhelm beachtete nicht das Rufen seiner Mutter. Nachdem sie mehrere Male gesprochen, hielt er einen Augenblick inne, um zu hören, was sie zu sagen habe.

„Ich möchte, daß du nach der Werkstätte hinuntergingest und deinem Vater diese Schachtel brächtest,“ sagte seine Mutter.

„Aber ich mag nicht, Mutter.“

„Du mußt aber.“

„Ich bin beim Spielen und kann nicht.“

„Wilhelm, ich sage dir, du mußt hingehen; denn dein Vater braucht dies sogleich.“

Diesen Augenblick hatte gerade die eine Parthie der Gesellschaft, welche Ball spielte, gewonnen. Wilhelm hörte das Hurrahgeschrei und rief: „Nein, ich werde nicht hingehen.“ Er nahm einen Stock auf und warf ihn nach seiner Mutter; dann lief er eilig davon, um die Sieger einzuholen. Ich drehte mich eben zu rechter Zeit um, daß ich den Stock von seiner Mutter Kleid wegfallen sehen und bemerken konnte, wie betrübt sie aussah, als sie in's Haus ging.

Noch nie hatte ich einen Knaben seine Mutter schlagen sehen, und es that mir so leid, daß ich nicht fortspielen konnte. Ich sagte zu den anderen Knaben, ich glaube, ich müsse nach Hause gehen. Ich ging fort, indem ich daran dachte, was meine Mutter mir gesagt hatte. Ich dachte, ich wolle stets an Wilhelm denken und sehen, wie es ihm wohl gehen werde.

Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn Wilhelms Mutter liebevoller zu ihm gesprochen hätte; doch war dies keine Entschuldigung für ihn. Was ich euch indessen erzählen wollte, ist, was aus ihm geworden. Noch ehe er erwachsen war, wurde er sehr krank, und nach vielen leidensvollen Jahren starb er.

Der zweite Knabe hieß Georg. Seine Mutter verzog ihn sehr. Sie ließ ihm gern seinen Willen, und Alles, was er wollte, that sie sicherlich für ihn; Alles aber, was sie wollte, that er gewiß nicht für sie. In der That schien er viel weniger Achtung für seine Mutter zu haben, als für einen ältern Schüler, welcher gewöhnlich alle unsere Spiele leitete. Er achtete nie auf Etwas, was seine Mutter ihm sagen mochte, und seine Mutter hätte eben so gut zu den Johannisbeerbüschen im Garten reden mögen, als ihn bitten, Etwas für sie zu thun. Er handelte immer so, wie wenn er dachte, wonicht gar sagte: „Ich frage nichts nach meiner Mutter.“ Georg ist auch todt. Er wurde liederlich, verlor seinen Charakter und starb eines elenden Todes.

Herbert war Wilhelm und Georg sehr ähnlich — wo möglich, noch schlimmer. Er fragte nicht nur nichts nach dem, was seine Mutter sagte, sondern verspottete sie auch gern vor den anderen Knaben. Er that es sicherlich immer in einer launigen Weise; bei alle dem war er weit entfernt von der Achtung, die seiner Mutter gebührte. Und was meint ihr, ist aus Herbert geworden? Er nahm ein schrecklicheres Ende, als Wilhelm und Georg. Ich werde euch nicht umständlich erzählen, was aus ihm wurde; denn die Geschichte ist zu schrecklich, als daß ich sie gern wiedererzählen möchte. Aber an ihn kann ich nie denken, ohne mich an die Worte zu erinnern: „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen.“ Spr. Sal. 30, 17.

Gopaul, der blinde Hinduknabe.

Ihr werdet, liebe Kinder, vielleicht wissen, daß Indien ein finsteres Land ist; und doch ist es zugleich ein sehr sonniges Land. Man hat es schon das Sonnenklima genannt, weil die Sonne dort so schön und herrlich scheint. Aber ich will euch jetzt von einem kleinen Knaben erzählen, der diese Herrlichkeit nie gesehen hat. Er war blind geboren. Mit einem Hund, der ihn führte, pflegte er umher zu gehen. Er sah die natürliche Sonne nicht, und was noch viel schlimmer ist, er wußte auch Nichts von der Sonne der Gerechtigkeit. Er war doppelt verfinstert, nach Seele und Leib; in zweifachem Sinn ein blinder Götzendiener.

Ihr werdet gern von der Heimath des kleinen Jungen wissen wollen. Er wohnte in einer Art von Grube, die man in die Erde gemacht hatte, und ein Dach von Baumzweigen war auf ebener Erde darüber gelegt. Diese elende Wohnung

theilte er mit zwei Gefährten, einer alten Frau, seiner Großmutter, die vor dem Eingang der Hütte an ihrem Spinnrad zu sitzen pflegte und Baumwolle spann, aber dabei leider eine unwissende Götzendienerin war, — und mit dem getreuen Hunde, der seinen kleinen Herrn alle Tage in der Umgegend von einer Thür zur andern führte, wo er sein Brod für sich und seine arme Großmutter erbettelte.

Eines Tages war der Strick, wie gewöhnlich, dem Hunde um den Hals gebunden, und Gopaul — so hieß der Knabe — machte sich mit dem treuen Führer auf seine Wanderung. Nicht lange, so kam er an ein Haus, das mitten in einem Garten lag. Das treue Thier hatte gesehen, was sein Herr nicht sehen konnte, daß ein Herr mit weißem Gesicht und weißer Kleidung unter einem Laubdach saß, das ihn gegen die Sonne schützen sollte, und es war deßwegen durch die offen stehende Thür hinein gegangen. Als sie in die Nähe des weißen Mannes kamen, stand der Hund still, und nun wußte der kleine Gopaul schon, daß Jemand da sein müsse. Er verbeugte sich deßhalb wiederholt, bis sein Kopf den Boden berührte. Er wußte freilich nicht, vor wem er jetzt stand. Es war ein europäischer Missionar, der treue Diener Gottes, den sein Herr dazu ausersehen hatte, den kleinen Blinden zu Jesu Christo zu führen, damit seine Sünden abgewaschen würden und er selig sterben könne.

Der Missionar hatte Mitleiden mit dem armen blinden Knaben. Er sah, daß derselbe fast ganz unbekleidet und nur mit Schmutz und Lumpen bedeckt war, und fragte ihn: „Warum kommst du hierher, mein Junge? Was begehrst du?

Der arme Gopaul legte die Hand auf seinen Magen und erwiederte: „**Boukha hy, Saheb,**“ d. h.: Ich bin hungrig, Herr. —

Der Missionar beschloß, sich weiter nach ihm und der Wahrheit seiner Geschichte zu erkundigen. Indessen aber steckte

er die Hand in die Tasche und zog ein Geldstück heraus, das er dem hungernden, kleinen Jungen zuwarf, um zu probiren, ob er überhaupt sehen könne und es auffangen werde. Aber vergeblich; es fiel auf den Boden. Der treue Hund jedoch, der gut darin geübt schien, die Almosen für seinen Herrn zu sammeln, sprang darauf zu, faßte das Geldstück mit den Zähnen und legte es in Gopaul's Hand.

Um meine Geschichte nicht zu lang zu machen, will ich euch nur sagen, daß der Missionar keine Zeit verlor, sich nach der Wahrheit dessen, was ihm von Gopaul erzählt worden war, zu erkundigen. Es ergab sich, daß Alles, was derselbe von seiner Großmutter und von seiner elenden Lage erzählt hatte, der Wahrheit gemäß war. Der Missionar verschaffte seinem kleinen Freunde eine neue Kleidung und schickte ihn in eine christliche Schule, die in einem Hause nahe bei seinem Garten gehalten wurde. Auch versprach er, wenn der Knabe einige Bibelverse auswendig lerne und sie den jüngern Knaben vorsage, so wolle er ihm jeden Tag ein paar Groschen geben, und dadurch ihn und seine Großmutter gegen Mangel schützen.

„Gut, sehr gut, Sahib!“ — rief der arme Knabe, als er diesen Vorschlag vernahm. „Sahib ist mein Vater, ein sehr guter Vater für den armen Gopaul.“ — Tag für Tag führte ihn der treue Hund zur Schule und wartete dann, um ihn Abends mit seinen zwei Groschen froh und glücklich wieder nach Hause zu bringen. Gopaul lernte bald viele Bibelverse, und, wie die meisten blinden Leute, vergaß er nie wieder, was er einmal gelernt hatte. Indessen dachten doch der Schullehrer und der Missionar, er verstehe Nichts vom Sinn derselben. Sie meinten, der arme Knabe lerne sie eben mechanisch und wisse nicht, was der Inhalt bedeute.

Bald darauf unternahm der Missionar eine Reise und blieb zwei Monate aus. Als er zurück kam und zum ersten

Male die Schule besuchte, blickte er um sich und suchte Gopaul; aber der Knabe war nirgends zu sehen. Er hörte, seine Großmutter habe ihn vor einigen Wochen mit Gewalt hinweggenommen; denn, wie ich euch schon gesagt habe, die arme Frau war eine Götzendienerin, und man hatte sie glauben gemacht, der Knabe lerne viele böse Worte aus dem Evangelienbuche, wie man das neue Testament nannte. So hatte sie lieber ihre täglichen zwei Groschen und ihr gutes Essen aufgeben wollen, als ihren Enkel länger in der Christenschule zu lassen.

Der Missionar eilte noch am Abend desselben Tages, an welchem er zurückgekommen war, nach der armseligen Hütte Gopaul's. Er schlüpfte durch den engen Eingang hinein und fand den armen, blinden Knaben auf einer elenden Bettstelle von Bambus liegen mit einem Kopfkissen von zusammengewickelten Lumpen. Der treue Hund lag an seiner Seite; und als der gütige, alte Freund seines Herrn eintrat, sprang das Thier auf und begrüßte ihn auf's Freundlichste.

„Gopaul, mein Junge," — sagte der Missionar, und trat an's Bett, — „warum liegst du hier?" — Zugleich beugte er sich nieder, um ihm den Puls zu fühlen; und erst als er ihn berührte, merkte Gopaul, daß Jemand da sei. Er wußte aber nicht, daß es der Sehib war, sondern meinte, es sei seine Großmutter. — „Ach, meine Mutter," — sagte er mit leiser und schwacher Stimme, die nur allmählig stärker wurde, — „ach, meine Mutter, laß mich sterben! — Ich mag nicht an diesem finstern Ort bleiben — ich gehe dahin, wo Licht ist. Ich weiß, die Worte sind wahr, daß Gott seinen Sohn gesandt hat, damit er sterbe für die Sünden der Welt."

Hierauf fing das arme Kind an, laut einen Vers um den andern herzusagen, wie er sie in der Schule gehört hatte. Einer darunter schien ihm am besten zu gefallen, und wir dürfen uns nicht wundern, daß ein armer, blinder kleiner

Knabe gerade diesen schönen Spruch so lieb gewann: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und Er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und werde darnach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleische Gott sehen. Denselben werde ich mir sehen, und meine Augen werden Ihn schauen, und kein Fremder.“ — Zweimal hatte er den Spruch hergesagt, und am Schluß kam er noch einmal darauf zurück. Diesmal aber kam er nicht weiter, als bis zu den zwei ersten Worten: „Ich weiß —.“ Seine Stimme war zu schwach, um mehr zu sagen; und er sank erschöpft auf sein ärmliches Kissen zurück.

Als das Kind aufgehört hatte zu reden, fiel der Missionar neben dem Bette auf seine Kniee nieder und dankte Gott für dieses unerwartete Juwel, das er in die Krone seines Erlösers einsetzen zu dürfen gewürdigt worden war.

Noch einmal 24 Stunden — und seine schwache Stimme schwieg auf Erden, um im Himmel zu singen. Möchtet ihr gern seine letzten Worte hören? — „Ich sehe! — Nun habe ich Licht! — Ich sehe Ihn in seiner Schönheit! — Saget meinem Sahib, daß der Blinde sieht! — Gloria! Gloria!“ — Als er dies gerufen hatte, schlief er selig ein, und Engel trugen seinen jauchzenden Geist dahin, wo er schauen sollte, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat!

Kinder, der kleine Gopaul ist nur eine Aehre von der großen Ernte, die auf die Sichel wartet! die Ernte ist wahrhaftig groß, aber der Arbeiter sind wenige. Bittet daher den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter aussende in Seine Ernte! — Gopaul würde nie selig gestorben sein, wenn es keinen christlichen Missionar und keine christliche Missionsschulen gäbe. Ich wollte, ihr machtet es Alle, wie des kleinen Gopaul Hund, der den blinden Götzendiener zur Schule führte, wo er von Jesus hörte. Würde es nicht euch Allen Freude machen zu wissen, daß ihr das Werkzeug gewesen, ein armes

Heidenkind dahin zu bringen, daß es mit dem Jubelruf: „Gloria! Gloria! Gloria!“ die Welt verlassen konnte? — Doch vor allen Dingen müßt ihr selbst einen Jesus haben.

Die neuen Schlittschuhe.

Es war an einem kalten Winterabende. Eine Anzahl Knaben hatte sich vor einem Hause versammelt und bewunderte ein Paar neue Schlittschuhe, die ein Knabe von seinem Vater zum Geschenk erhalten hatte und die bei dem Kaufmann Schmidt gekauft waren. Der Knabe sagte, der Preis dafür sei zwei Thaler, doch gebe es auch welche zu anderthalb Thaler, die aber nicht so gut seien. Ein anderer Knabe nahm sich vor, für seine ersparten anderthalb Thaler ein Paar zu kaufen und fast jeder der kleinen Jungen wußte Rath zu schaffen, und man nahm die Abrede, wenn am nächsten Tage der Fluß zugefroren sein werde, mit einander eine Schlittschuhpartie zu machen. Die kleine Gesellschaft war höchst erfreut über dies Vorhaben.

„Du wirst doch auch kommen, Edwin Merrick?“ fragte Einer.

„Ich wünsche, es wäre mir möglich,“ erwiederte Edwin traurig, „aber ich habe keine Schlittschuhe.“

„Kann denn dein Vater dir nicht ein Paar kaufen?“ fragte ein Anderer.“

„Er hat keinen Vater mehr,“ sagte ein Dritter theilnehmend.

„Hat er keinen Vater? das wußte ich nicht.“ Alle Knaben fühlten das größte Mitleiden mit ihm und hätten ihn gern getröstet, wußten aber nicht recht, wie sie das anfangen sollten. Jeder ging nach Hause, indem er darüber nachdachte, wie traurig es doch sei, keinen Vater zu haben, der ihm Schlittschuhe kaufen könne.

„O, wie schön sind doch die Schlittschuhe!“ dachte Edwin, als er nach Hause ging, „hätte ich doch nur ein Paar; ob Mutter sie mir wohl kaufen kann?“

Da er aber nach Hause kam und sah, wie emsig seine Mutter nähte, um nur das Nothwendigste zum Unterhalte zu verdienen, da fühlte er wohl, wie nutzlos es sein würde, sie zu fragen. „Sollte es denn gar kein Mittel geben, mir ein Paar Schlittschuhe anschaffen zu können?“ dachte er bei sich selbst und lag noch lange wachend im Bette, indem er darüber nachdachte, ob er nicht so viel Geld verdienen könne.

Am nächsten Morgen ging er in Herrn Schmidt's Laden, um die Schlittschuhe anzusehen und sah ein Paar für anderthalb Thaler, die ihm gut genug schienen. „Herr Schmidt,“ fing Edwin stotternd an, „Herr Schmidt, giebt es nicht irgend einen Weg, auf dem ich so viel verdienen kann, um diese zu bezahlen?“

„Warum nicht? Der Knabe, der für mich ausgebt und Packete fortträgt, ist krank geworden. Wenn du auf kurze Zeit seinen Platz versehen kannst, so wirst du bald die Schlittschuhe verdient haben.“

„Ich wollte es wohl gerne thun, aber die Mutter wünscht, daß ich in die Schule gehen soll.“

„Und du wünschest die Schlittschuhe zu haben?“

„Ja, Herr Schmidt.“

„Nun, wenn du Morgens und Abends ein paar Stunden nach der Schulzeit kommen willst, dann sollst du die Schlittschuhe nach zwei Wochen haben. Glaubst du, daß deine Mutter es erlauben wird.“

„O, gewiß, Herr Schmidt; ich will nach Hause gehen und sie fragen.

Seine Mutter gab die Erlaubniß, da sie sah, wie gern ihr kleiner Knabe ein Paar Schlittschuhe haben wollte. Edwin stand sehr frühe auf, seiner Mutter zu helfen, um zur rechten

Zeit bei Herrn Schmidt sein zu können. Ein hoffnungsvoller Geist macht leichte Füße, und Edwin war so flink bei seinen Geschäften, daß Herr Schmidt sehr mit ihm zufrieden war, und nach etwa zehn Tagen zu ihm sagte:

„Edwin, morgen ist Samstag, wenn du mir den ganzen Tag helfen willst, so hast du die Schlittschuhe verdient. Mein anderer Knabe wird nächste Woche wiederkommen.“

Edwin's Augen glänzten, als er nach Hause lief, seiner Mutter die Neuigkeit zu erzählen. Er hörte das fröhliche Geschrei der Knaben auf dem Flusse und sagte zu sich selbst: „Morgen Abend werde ich mit meinen selbstverdienten Schlittschuhen, glücklich wie ein König, bei ihnen sein.“ Er fand seine Mutter mit der Zubereitung eines Mittels gegen den Rheumatismus, an welchem seine Großmutter litt, eifrig beschäftigt, und er hörte die alte Frau, die heftige Schmerzen in der Schulter litt, sagen: „Ich fürchte, ich werde nicht eher besser, bis ich bei diesem kalten Wetter einen warmen Shawl habe.“

„Nimm doch deinen schwarzen um,“ sagte die Mutter.

„O nein, ich hoffe, ich kann, wenn der Frühling kommt, wieder in die Kirche gehen und muß ihn daher schonen, damit er dann anständig aussieht und ich ihn tragen kann. Auch ist er nicht warm genug, um den Rheumatismus abzuhalten. Ach, wenn ich doch nur einen recht dicken Shawl hätte!“

„Gebe Gott, daß ich dir bald einen solchen anschaffen kann.“

„Hat denn Großmutter keinen Shawl?“ fragte Edwin.

„Nein.“

„Wie viel würde er kosten, Mutter?“

„Ungefähr anderthalb Thaler.“

„Gerade den Preis meiner Schlittschuhe,“ dachte der Knabe; „sollte ich ihr nicht einen Shawl schenken? wie soll es mich freuen, wenn ich sie mit dem Shawl sehe und meine

arme Großmutter dann wieder ganz gesund wird. Aber dann habe ich keine Schlittschuhe, alle andern Knaben haben solche und es würde mir so viele Freude machen, mit ihnen auf dem Eise Schlittschuhe zu laufen. Soll ich dieses Vergnügen aufgeben oder nicht? Ich will darüber nachdenken."

Er dachte nicht nur die Nacht, sondern auch den ganzen Tag während seiner Geschäfte darüber nach. Als er das letzte Packet fortgetragen hatte, ging er zurück, um seine Bezahlung zu empfangen und da Herr Schmidt die Schlittschuhe vor ihn hinlegte, so war er für einen Augenblick sehr erfreut, das Ziel eines vierzehntägigen Strebens erreicht zu haben. Aber dann erinnerte er sich seiner Großmutter, und obschon Thränen in seine Augen kamen, so sagte er doch mit einer ziemlich festen Stimme: Herr Schmidt, würden Sie mir nicht eben so gern einen wollenen Shawl für diese Schlittschuhe geben?"

„Einen wollenen Shawl! Was in aller Welt willst du damit thun?"

„Ich will ihn meiner Großmutter geben."

„Was fällt dir ein? Ich glaubte, du wünschest dir so sehnlich ein Paar Schlittschuhe."

„Die wünschte ich mir auch; aber ich hörte, daß Großmutter gestern Abend sagte, sie könne ihren Rheumatismus nicht los werden, wenn sie nicht einen warmen Shawl habe."

„Und du bist Willens ihr einen Shawl zu schenken?"

„Ich möchte es gerne thun."

„Dann suche dir den besten Shawl im Laden aus; sieh', da ist einer; was denkst du von dem?"

„Der wäre freilich gerade der rechte für Großmutter; aber habe ich auch so viel verdient?"

„Ein Knabe, der so für das Wohl seiner Großmutter sorgt," erwiederte Herr Schmidt, indem er den Shawl einwickelte, „hat noch mehr verdient."

„Ich danke Ihnen," sagte Edwin, als er den Laden verließ. Er wagte es jedoch nicht, noch einen Blick auf die Schlittschuhe zu werfen, denn noch nie hatten sie ihm so anziehend geschienen. Als er nahe am Fluß vorüberging, pfiff er laut, damit er den Jubel der lustigen Schlittschuhläufer nicht hören möchte; aber unwillkürlich füllten sich seine Augen mit Thränen, wenn er daran dachte, daß er nun keine Schlittschuhe bekommen werde; doch als er in das Haus kam, sich hinter seine Großmutter schlich und ihr den Shawl umhing, mußte er über ihr Erstaunen lächeln.

„O, welch ein schöner, warmer Shawl! Ja, wenn ich einen solchen Shawl wie diesen hätte, der würde mir gewiß den Rheumatismus vertreiben."

„So sei vergnügt, Großmutter," sagte er freudig, „denn der Shawl gehört dir und sonst Niemand!"

„Mir?" fragte die alte Frau verwundert.

„Ich habe ihn bei Herrn Schmidt verdient, und bitte dich, ihn mir zu Liebe zu tragen."

„Mein liebes Kind! Möge Gott dich dafür segnen," sagte sie, indem sie ihre zitternde Hand auf sein Haupt legte und ihre Lippen sich im Gebete zu bewegen schienen.

Nie hatte die Großmutter in seinen Augen so gut ausgesehen, als in dem Shawl, den er ihr verdient. Sie schien sich so wohl und so glücklich zu fühlen, daß er für sein Opfer sich reichlich bezahlt dünkte.

„Und du hast deine Schlittschuhe dafür aufgegeben, Edwin," fragte seine Mutter, als sie ihm in seine kleine Kammer nachfolgte.

„Großmutter hat den Shawl viel nöthiger, liebe Mutter."

„Mein lieber Sohn!" war Alles, was sie sagen konnte, aber sie faßte den Entschluß, daß ihr Kind ein Paar Schlittschuhe haben sollte, und wenn sie ganze Nächte durcharbeiten müßte, um sie zu verdienen. Sie wußte freilich nicht, daß

Gott schon das Herz Anderer gelenkt habe, sie ihm zu geben, und daß ihre saure Arbeit dazu nicht nöthig sei.

Am Sonntag war Edwin ganz glücklich, als er seine Großmutter in ihrem warmen Shawl sah und er dachte: „Wenn ich auch Schlittschuhe hätte, so könnte ich doch heute keine Freude daran haben, aber Großmutter kann den Shawl noch lange gebrauchen, und es freut mich nun, daß ich ihn genommen habe."

„Das ist ein lieber, kleiner Junge — der Sohn der Wittwe Merrick," sagte Herr Schmidt zu einigen Herren, welche am Samstag in seinem Laden waren; „ein prächtiger Bursche," und nun erzählte er die Geschichte von den Schlittschuhen und dem Shawl.

„Der gute Junge! er soll ein Paar Schlittschuhe haben," hieß es, „denn er verdient es, wenn je ein Knabe es verdiente." Das Geld war bald zusammengelegt, um die besten Schlittschuhe, die es im Laden gab, zu bezahlen.

Am Montag Morgen, als Edwin im Hofe war, um Holz zu sägen, kam ein Knabe und gab ihm ein Packet, auf welchem geschrieben war: „Für Edwin Merrick, von einigen Freunden, die mit Freuden sein liebreiches Betragen gegen seine Großmutter erfahren haben, und welche, obgleich Männer, dennoch dadurch von einem Knaben in der Selbstverleugnung unterrichtet worden sind."

Edwin öffnete eilig das Papier und jubelte vor Freude, als er ein Paar Schlittschuhe darin vorfand.

Der kleinen Marie Versuchung.

„Soll ich? soll ich?" lispelte die kleine Marie bei sich selbst, auf den Zehenspitzen stehend und ihre Händchen auf den Rücken haltend.

Auf dem blanken Tische, über den ihre blauen Aeuglein eben hinwegsehen konnten, lag ein blankes, rundes Sechspfennigstück, ein nagelneues Sechspfennigstück, das Marie so gern in ihren kleinen rothseidenen Beutel eingestrichen hätte. Ihre Mutter hatte das Geldstück hier liegen lassen und vergessen; vergessen, das wußte Marie, weil sie sie hatte sagen hören, es sei kein Pfennig kleine Münze im Hause.

Lange und sehnlich betrachtete Marie den Schatz. Wie viele schöne Sachen gingen ihr bei dem neuen Sechspfennigstück durch den Kopf, wodurch dasselbe für sie zu einem Goldschatze wurde! Ei ja, wie viele schöne Spielsachen konnte sie dafür kaufen; und konnte sie schon für einen Pfennig zwei Zuckervögel bekommen, so konnte sie für sechs ganze Pfennige wohl die ganze Welt haben!

Sie wollte überzuckerte Pflaumen und Zuckerstangen kaufen, sie wollte Pfeffermünzherzchen und auch eine kleine neue Puppe haben; nein, dachte sie wieder, eine Puppe wollte sie nicht kaufen, denn sie hatte schon zwei. Etwas von ihrem Gelde wollte sie behalten und es mit zur Schule nehmen, oder vielleicht auch Alles, und es ihren Spielgenossinnen zeigen, die so Viel selten hatten.

„Soll ich? soll ich?“ O, wie setzte dieser böse Versucher dem allerliebsten kleinen Mädchen zu! Welche goldene Träume zauberte er ihr vor! Wie flüsterte er ihr fort und fort zu: „Mama wird es nie erfahren, niemals, niemals; denn sie hat es ja ganz und gar vergessen;“ und wie verstohlen faßte zuletzt der Versucher, der in Mariens lieben kleinem Herzen wohnte, ihr weißes Händchen und schob es langsam so weit, daß ihre Fingerspitzen schon den Rand des blanken Sechspfennigstückes berührten.

Doch es wohnt, Gottlob! in jedem Menschen, so lange als er sich bestrebt, fromm und gut zu sein, auch ein Engel, dessen Freude es ist, die Trugkünste des Versuchers, der nicht

die kleine Marie allein, sondern Männer und Frauen in Versuchung führt, zu vereiteln.

Er sprach mit leiser Stimme: „O, Mariechen, Mariechen, weißt du nicht, daß dies stehlen ist? Weißt du nicht, daß es eben so gottlos ist, dies kleine Geldstück zu nehmen, wie für einen großen Dieb, deines Vaters Geldkasten auszuleeren oder deiner Mutter goldenen Ring zu stehlen?“

Aber das würden Vater und Mutter ausfinden; sie würden wohl wissen, daß Jemand ihre Kostbarkeiten weggenommen habe. An dies kleine Sechspfennigstück jedoch, das bin ich gewiß, denkt Niemand, und ich möchte es außerordentlich gern haben.“ Fast unvermerkt hatten die Finger das Geldstück ergriffen.

„Aber, Mariechen,“ sprach der gute Engel mit feierlicher Stimme, die das Kind völlig erschreckte, „es giebt einen großen Gott, dessen Auge in dein Herz hineinsehen kann, und er kennt deine Gedanken. Er kennt die dunkeln Schlupfwinkel, wo diese gottlosen Gedanken, die sich nicht an's Licht wagen, sich verstecken. O, liebe Marie, denke daran, wie oft deine theure Mutter mit dir über diese Sünde gesprochen hat! Bedenke, wenn sie es auch nicht wissen sollte, so wissen Gott und du es; und dein Lebelang würdest du immerfort das Bewußtsein haben: „Ich bin ein Dieb; ein Dieb bin ich; ich habe ein Sechspfennigstück gestohlen, und du wirst nie wieder glücklich sein! Nein, Mariechen, sollte es dir dann auch noch so leid sein, glücklich kannst du nie wieder werden.“

„Soll ich? soll ich?“ Der Versucher hatte zum letzten Male gesprochen. Marie nahm das Sechspfennigstück, während ihre Gesichtsfarbe sich röthete und das Herz ihr schwer klopfte: allein sie lief, was sie konnte, ohne zum Athemholen sich Zeit zu lassen, bis sie ihre Mutter fand, und hastig das Geldstück hinzeigend, rief sie: „Es lag in der Stube auf dem Tische, liebe Mutter.“

Ihre Mutter lächelte, nahm das Sechspfennigstück und indem sie Marie auf die Stirn küßte, sprach sie: „Was für ein liebes Töchterchen habe ich doch! Andere hätten das Geld behalten und Nichts davon gesagt. Wie kann ich Gott genug danken, der mir ein solches ehrliches Mädchen gegeben!“

Marie senkte den Kopf. Thränen füllten ihre Augen; doch dann blickte sie muthig auf und sagte fast schluchzend: „O, Mama, ich weiß nicht, ob ich ehrlich bin; bin ich denn ehrlich, wenn ich so große Lust hatte, es zu nehmen und es auch beinahe wirklich genommen hätte?“

„Gott segne dich, mein Kind!“ sprach die glückliche Mutter, ihr Liebstes in ihre Arme drückend; „du hast glücklich die Probe bestanden; du bist versucht worden und bist treu erfunden. Ja, mein theures Kind, du bist doch noch meine ehrliche Tochter, und mir ist nicht bange, daß du von heute an je Etwas nehmen werdest, was dir nicht gehört!“ In dem Uebermaß ihrer Freude konnte die gute Mutter sich der Thränen nicht erwehren.

„Aber warum weinst du denn?“ fragte die kleine Marie, indem sie mit ihren zarten Fingern der Mutter die Thränen abwischte.

„Vor Freuden, daß meine Marie dem Bösen widerstanden hat; vor Freuden, daß sie nicht so gottlos war, das Sechspfennigstück an sich zu nehmen, obgleich sie wußte, daß ihre Mutter es nie gewahr werden würde. Und jetzt, liebes Kind, sollst du das Geld für dich behalten, und ich will dazu legen, bis du so viel hast, daß du für das kleine Kind der armen Judy einen schönen warmen Winterrock kaufen kannst; und so oft du die Kleine in dem Rocke siehst, sollst du Gott bitten, daß er dich aus der Versuchung führe und dich nie auch nur wünschen lasse das zu besitzen, was dir nicht gehört.“

Mariens Augen glänzten vor Freude. Sie hätte schon lange gern dem artigen kleinen Mädchen der Waschfrau Etwas

geschenkt, und jetzt war sie höchst glücklich; sie sang und hüpfte im Hause herum. An dem warmen Kuß und dem „Gott segne dich" ihres Vaters fühlte sie, daß er wisse, sie habe recht gehandelt.

Meinst du, lieber kleiner Leser, wenn Marie das Sechspfennigstück genommen und alle die schönen Sachen dafür gekauft hätte, daß sie die reine Freude empfunden haben würde, welche aus dem Rechtthun entspringt? Im Gegentheil möchte daraus eine gottlose, sündige Frau geworden sein, die von Niemand geliebt worden wäre.

So thue denn, wie Marie that. Nimm nicht den blanken Pfennig; laß das verführerische Spielzeug liegen; denke, wie schrecklich es wäre, als Dieb gebrandmarkt zu sein, wenn auch nur in deinem eigenen Gewissen; denke hauptsächlich daran, daß Gott es weiß. In allen solchen Fällen denk immer an die kleine Marie und an deren Versuchung.

Die kleine Fürbitterin und ihr Bruder.

Von einem kleinen Mädchen will ich dir erzählen, mein junger Leser, in dessen Herz der Heiland schon früh eine Stätte gefunden hatte. Du hättest den Frieden in ihrem Gesichte sehen sollen, wenn sie daheim im Kämmerlein auf ihren Knieen lag und inbrünstig zum treuen Kinderfreunde, der ihr Bruder geworden, flehete. Sie hatte einen älteren Bruder, der gerade das Gegentheil von ihr war, und der's, obgleich erst 17 Jahre alt, schon weit gebracht hatte, — nämlich im Fluchen, Spielen und unmäßigen Trinken. Daß es seine Eltern, wie auch die kleine Schwester, an ernsten Ermahnungen nicht fehlen ließen, kannst du leicht denken; aber es ging Alles wirkungslos an ihm vorüber. Eines Morgens kam der Bruder Liederlich an der halboffenen Thür des Schlafzimmers der Schwester vorbei, in welchem eben jetzt die kleine Priesterin mit halb-

lauter Stimme ihr Gebet auf den Knieen verrichtet. Er faßt den argen Gedanken, die Kleine durch ein höhnisches Gelächter zu stören; allein in demselben Augenblicke hört er seinen Namen nennen, hält sich mäuschenstill und horcht. Die Kleine aber fleht zum Herrn, daß Er ihrem Bruder die täglichen Versündigungen vergeben und ihm ein neues Herz schenken wolle. Sie habe ihn so lieb und wünsche so sehr, auch im Himmel dereinst mit ihm zusammen zu leben. Und so betet sie eine geraume Zeit fort; immer inbrünstiger wird ihr Flehen.

Der Jüngling horcht und horcht. Dunkle Nacht wird's in seinem Herzen, noch nie wie in diesem Augenblicke, sind ihm die Sündenwege vor die Augen getreten. Mit unwiderstehlicher Gewalt zieht's ihn hin, in der Nähe der kleinen Beterin, und, ohne daß diese seine Gegenwart gewahrt, knieet er nieder und vereinigt seine Seufzer mit den Fürbitten seiner liebenden Schwester, während Thränen aufrichtiger Reue seine Wangen benetzen. Dann, nachdem sein Gebet geendet und die Schwester erstaunt seine Anwesenheit bemerkt, erhebt er sich tief bewegt, umarmt die Kleine uud dankt ihr in den rührendsten Ausdrücken für ihre Liebe.

„Meine Herzens Sarah," — fügte er hinzu, — „dein Gebet wird erhört werden. Durch Gottes Gnade wird es mir gelingen, den Spieltisch auf immer zu meiden und nie wieder einen Fluch hören zu lassen. Bitte doch auch ferner für mich, daß Gott mir alle meine Sünden vergebe; denn ich habe viel Böses gethan."

„O, das thut Er gern," — jubelte die Kleine, — „denn für unsere Sünden hat der Herr Jesus sich kreuzigen lassen, und so wir sie bereuen, so nimmt er uns gern, als seine lieben Kinder, an."

Der Jüngling hielt Wort; und die Eltern, die von diesem Vorgange Nichts wußten, bemerkten mit großer Freude die Umwandlung des Sohnes, zumal da sie ihn nicht bloß

im äußern Wandel, sondern auch in seiner innern Gesinnung neugeschaffen fanden. Er war zum gründlichen Nachdenken über die Gefahr seiner Seele gekommen und dadurch geleitet worden, bei Dem Buße und Vergebung zu suchen, der gekommen ist, Sünder selig zu machen. Nun war das Alte vergangen und Alles neu geworden.

Sie starb wie ein Lamm.

An einem sehr kalten Decembertage des Jahres 1850 ging ein Stadt-Missionar in ein schmutzig aussehendes Haus seines Distrikts hinein. Er tappte eine dunkle Treppe hinauf und klopfte an die Thür des obersten Vorderzimmers. Eine Frau öffnete, welche dem Trunke ergeben zu sein schien. Als der Missionar ihr einen Tractat anbot, stieß sie einen Fluch aus und sagte, sie brauche Brod und keine Tractate. Der Missionar redete zu ihr von dem wahren Brode, welches vom Himmel komme. Während er sprach, ließ die Frau die Thür etwas weiter aufgehen, und nun sah er, daß hier Schmutz und Armuth zu Hause war. Fußboden und Fenster sahen aus, als wären sie nie gereinigt worden. Im Kamin war kaum Feuer, wohl aber ein Haufen Asche. Die Möbeln bestanden aus drei alten Stühlen, einem Tische und einem Bette, das mit Lumpen bedeckt war. Indem der Missionar seine Augen auf das Bett richtete, wurde seine Aufmerksamkeit rege gemacht, denn er begegnete dem ernsten Blicke eines kleinen Mädchens, deren geröthete Wange und glänzendes Auge deutlich verriethen, daß sie an einer tödtlichen Krankheit darnieder liege. „Ist Ihr Kind krank?“ fragte er. „Ja,“ versetzte die Mutter; „sie ist erst 12 Jahre alt, und die Leute sagen, sie habe die Auszehrung; es geht schnell mit ihr zu Ende. Sie mögen, wenn Sie wollen, mit ihr sprechen.

Ich habe einen Weg auszugehen.“ Der Missionar trat an's Bett, faßte die Hand des kleinen Mädchens und sprach: „Du scheinst sehr krank zu sein. Hast du Schmerzen?“ „Mitunter wohl, mein Herr,“ antwortete sie, „allein sobald ich zu Jesu bete, fühle ich es nicht.“ „Und wer lehrte dich beten?“ fragte der Missionar, den es verwunderte, eins von den Lämmern des Heilands an einem solchen Orte zu finden. „Mein Sonntagsschul-Lehrer,“ antwortete sie; und nun erzählte sie dem Missionar in ihrer eigenen einfachen Weise, wie vor etwa zwei Jahren ein anderes kleines Mädchen sie zu einer Sonntagsschule mitgenommen und wie sie hier gelernt habe, in der Bibel zu lesen und zu Jesu zu beten; „allein, lieber Herr,“ setzte sie hinzu, indem ihr die Thränen aus den Augen liefen, „mein Vater und meine Mutter sind so gottlos; sie fluchen und trinken und machen mich so unglücklich. Beten Sie doch für sie, lieber Herr.“ „Ja,“ sprach der Missionar, „wir wollen Beide für sie beten, denn Gott hört das Gebet, und er kann das Felsenherz brechen.“ Darauf knieete er neben ihrem Bette und seufzete zu Gott um Erhörung des ernstlichen Wunsches ihres Herzens. Als das Gebet beendigt war, nahm sie unter dem Lumpenbündel, welches ihr als Kopfkissen diente, ein kleines Gesangbuch hervor und las mehrere von den schönen Versen, welche den dunkeln Weg, auf dem sie zur Herrlichkeit wandelte, erheiterten.

Zwei Tage später stieg der Missionar wieder die dunkle Treppe hinauf. Er fühlte sich glücklich, denn er wußte, daß hier ein Lämmlein seines Meisters wohne. Die Mutter öffnete. Sie sah sehr betrübt aus. Das Fenster war verhängt, doch blieb noch genug Licht, um einen kleinen Sarg erkennen zu lassen, der in einer Ecke des Zimmers stand und zum Theil mit einem Betttuche bedeckt war. „Todt!“ fragte der Missionar, „ist sie todt!“ „Ja,“ versetzte die Mutter; „sie starb in derselben Nacht, als Sie hier waren. Ich saß eben am

Feuer, als sie mich bat, ein Lied anzuhören, welches sie oft zu lesen pflegte:

Kommt, stimmt ein fröhlich Loblied an
Im Chor der Engelschaar.

Ihr Husten ließ sie nicht zu Ende lesen. Sie legte ihren Kopf zurück auf's Bett, und etwa eine Stunde darauf starb sie wie ein Lamm." Während die Mutter noch sprach, trat der Vater in's Zimmer. Der Missionar erzählte ihnen, wie sehr ihr Kind um ihr Seelenheil gesorgt habe, und fragte sie, ob sie wünschten, ihr zum Himmel zu folgen. Die Mahnung preßte ihnen bitteres Schluchzen aus, und sie knieeten nieder, während der Missionar für sie betete.

Den darauf folgenden Sonntag wurde das Mädchen begraben. Ihr Lehrer nebst zwanzig Sonntagsschülerinnen folgten mit den Leidtragenden. Als der Geistliche über dem Grabe gesprochen hatte, wurde das Lied gesungen, mit dem ihr verklärter Geist sich zum Thron ihres Heilands emporschwang:

Kommt, stimmt ein fröhlich Loblied an
Im Chor der Engelschaar.

Theure junge Leser, ihr seid vielleicht besser daran als dieses kleine Mädchen. Ihr habt gütige Eltern, die euch zu Jesu führen und euch in ihm glücklich sehen wollen. Euer himmlischer Vater hat euch eine gute Wohnung und vieles Andere, was euch glücklich und zufrieden macht, gegeben. Aber liebet ihr auch Jesum? Findet ihr, wie dieses kleine Mädchen, Freude, zu Ihm zu beten? Wollt ihr darnach trachten, sie im Himmel wiederzufinden? O, betet ernstlich, daß der Heiland euch ein neues Herz schenken möge, damit, wenn ihr, wie dieses Kind, in eurer Jugend solltet abgerufen werden, ihr auch einst mit der Engelschaar ein fröhlich Loblied anstimmen könnet.

Der Wunsch auf dem Sterbebette.

Ein Prediger in der Nähe Londons wurde von einem Offizier gebeten, seine dem Tode nahe Tochter zu besuchen. Nachdem er mit dem Kinde über dessen Seelenzustand gesprochen und mit ihm gebetet hatte, wollte er eben weggehen, als das kranke Mädchen mit schwacher Stimme zu ihm sprach: „Ich möchte Sie bitten, noch Etwas für mich zu thun.“ — „Von Herzen gern,“ erwiederte der Prediger, „ich will Alles für Dich thun, was in meinen Kräften steht.“

Er glaubte, das sterbende Kind werde ihn um die Besorgung irgend einer Kleinigkeit bitten. Bald aber ward er eines Bessern belehrt, als das Mädchen die matte Hand erhob, und auf ihre, auf dem Tische liegende Bibel zeigend, sprach: „Ich bitte Sie, diese Bibel, wenn ich gestorben sein werde, meiner Schwester zu übergeben, denn ich fürchte, sie lies't darin nicht so viel, als sie sollte.“ Nicht lange darauf schloß das Kind seine Augen, in dem Alter von 11 Jahren. Ihre letzte Bitte wurde von dem Prediger pünktlich erfüllt: er übergab im Beisein der ganzen Familie die Bibel feierlich der Schwester, an die er einige ernste Worte richtete, die ihren Eindruck nicht verfehlten.

Das Eichhörnchen oder der aufrichtige Knabe.

Der kleine Edward sprach immer die Wahrheit. Ich wüßte nicht, daß er jemals gelogen hätte. Sein ganzes Wesen war Aufrichtigkeit. In der Schule, wohin er ging, war es eine Regel, daß die Schüler während des Unterrichts ohne ausdrückliche Erlaubniß des Lehres nicht mit einander sprechen durften. Wer die Regel übertrat, bekam einen schwarzen Strich. Edward's Vater hatte ihm versprochen, wenn er einmal während eines gewissen Zeitraums nicht einen einzigen

schwarzen Strich bekäme, ihm zur Belohnung eine kleine Schubkarre zu kaufen.

Das Schulhaus lag sehr angenehm, nahe an einem kleinen Gehölz, wo die Vögel sangen und ihre Nester bauten, und Eichhörnchen auf- und absprangen. Zwischen dem Schulhause und dem Gehölz war eine Hecke, die Edward von dem Platze aus, wo er saß, durch das Fenster sehen konnte.

Eines Tages kam ein munteres Eichhörnchen die Hecke entlang gelaufen und blieb gerade unter dem Fenster sitzen, als ob es in das Schulzimmer hineinsehen wollte. Edward erblickte es, da er eben von seinem Buche aufsah, und flüsterte seinem nächsten Nachbar zu: „John, sieh' einmal das Eichhörnchen!"

John sah auch hin und hatte seinen Spaß darüber. „Ich glaube, es will auch in die Schule gehen," flüsterte er zurück.

„John," sagte der Lehrer, der ihn gehört hatte, „du hast gesprochen, du bekommst einen schwarzen Strich."

Edward dachte an die Schubkarre, aber mit männlichem Muth kam er seinem, durch ihn in's Unglück gebrachten Freunde zu Hülfe und sagte: „Herr Lehrer, es war meine Schuld; ich sprach mit John zuerst."

„So bekommst du auch einen Strich," sagte der Lehrer. „Aber es freut mich, daß du so aufrichtig bist; das ist brav von dir"

Die Schubkarre, auf die Edward sich so gefreut hatte, war dahin, und all das davon gehoffte Vergnügen mit ihr. Die Thränen saßen dem armen Jungen nahe genug, aber er schluckte sie hinunter und lernte mit schwerem Herzen in seinem Buche fort, so gut es gehen wollte.

Am nächsten Morgen, als Edward von Allen zuerst in das Schulzimmer trat, sah er, daß das Dintenfaß auf dem Tische des Lehrers umgeworfen und die Dinte vom Tisch auf den Fußboden geflossen war. Als der Lehrer hereinkam, be-

merkte er es natürlich auch und hielt Nachfrage nach dem Thäter. Keiner wollte darum wissen.

„Das ist sonderbar,“ sagte der Lehrer. „Einer muß es doch gethan haben. Wer war heute Morgen der Erste im Zimmer?“

„Ich war der Erste,“ sagte Edward.“

„So mußt du es also gethan haben,“ sagte der Lehrer.

„Nein,“ sagte Edward, „es war schon geschehen, als ich herein kam.“

„Das ist wirklich räthselhaft,“ sagte der Lehrer; „aber du bist ein aufrichtiger Junge; ich will dir glauben. Der Thäter wird schon an den Tag kommen.“

Die Kinder dachten ebenso: Edward kann es nicht gewesen sein, sonst würde er es sagen. Aber wer war es denn gewesen?

Der Thäter fand sich, noch ehe die Schule zu Ende war. Unter den kleinsten der Kinder, die dem Tische des Lehrers am nächsten saßen, entstand auf einmal eine Unruhe und ein Kichern, das trotz aller Gewalt, die sie sich anthaten, immer zunahm.

„Kinder,“ sagte der Lehrer ernst, „was habt ihr zu lachen?“

Nun lös'te sich das Räthsel. Der Tisch des Lehrers hatte unter der Platte statt einer ordentlichen Schublade nur einen kleinen, einer Schublade ähnlichen Verschlag, der an drei Seiten, auch an der, wo der Lehrer saß, mit Brettern verschlossen, an der vierten Seite aber, nach den Kindern zu, offen war, so daß diese hineinsehen konnten. Auf dem Rande dieses innern Raums unter dem Tische saß ein Eichhörnchen und sah sich mit scheuen Augen um, ob es sich wohl aus seinem Versteck hervorwagen dürfe. Auf das Geräusch, das die Kinder machten, zog es sich schnell wieder in den Hintergrund zurück, konnte aber nun leicht gefangen werden.

„Hier, Kinder, ist der Thäter,“ sagte der Lehrer, indem er das Eichhörnchen hervorzog und in die Höhe hielt. „Seht,

seine kleinen Füße sind noch schwarz von der Dinte. Ich wußte wohl, daß es Edward nicht gewesen war. Hier, Edward," fuhr er fort, „du sollst das Eichhörnchen haben."

Es war dasselbe, das Edward und John den Tag vorher gesehen hatten. Edward setzte es in seinen Korb, in welchem er sein Mittagessen mitgebracht hatte. Als Spielstunde war, ließ er es heraus, daß es wieder zu seinen Kameraden kommen konnte. Es vergaß aber das gute Futter, das es in dem Korbe gefunden hatte, nicht, und kam den Sommer über noch manches Mal wieder in die Nähe des Schulhauses. Die Kinder hüteten sich es scheu zu machen, und so ward es immer dreister. Sie nannten es Edward zu Ehren Squirrel (d. i. Eichhörnchen), zuweilen auch Squire (d. i. Herr) Ned (Ned ist die abgekürzte Form für Edwar), und dachten, so oft sie es sahen, an die Geschichte mit dem Dintenfaß, und wie der Lehrer Edwards Worten geglaubt hatte, selbst als der Schein gegen ihn war.

Der ehrliche Knabe.

Ich erinnere mich eines Sonnabend Nachmittags, da wir Kinder sämmtlich in den Wald gegangen waren, um echte Kastanien zu suchen. Wir hatten die Erlaubniß, so viel wir wollten, aus Herrn Richard's Walde zu holen. Da wir aber hier nicht so viel fanden, als wir erwartet hatten, bekamen wir große Lust, über den Hügel zu gehen und uns auf dem Lande eines andern Bauern mehr zu sammeln, den wir indessen nicht um Erlaubniß gebeten hatten. Die ganze Gesellschaft war darüber einig, ausgenommen Jakob und noch Einer. Diese lehnten es entschieden ab; und als die andern sich darauf beriefen, der Eigenthümer werde Nichts dagegen haben, daß wir die Kastanien sammelten, da versetzte Jakob, der stets einen Gegengrund zur Hand hatte, eben deshalb sollten wir

sie um so weniger stehlen. Es werde nicht recht sein, sagte er, einem Geizhals die Kastanien wegzunehmen, und es sei gewiß nicht recht und sehr gemein, sie ohne Erlaubniß einem Manne zu stehlen, der uns die Kastanien geben werde, wenn wir ihn darum ersuchten.

„Das wird er wohl," sprachen die Andern; „allein wer wird hingehen, ihn darum zu ersuchen? Es ist mehr als eine Viertelstunde bis zu seinem Hause, und so weit wird Niemand gehen, um sich Kastanien zu erbitten.

„Ich will hingehen," versetzte Jakob, „wenn ihr Alle mir versprechen wollt, hier zu bleiben, bis ich zurückkomme. Oder drängt es euch so sehr, die Kastanien zu holen, so seht mir nur eutgegen, und komme ich aus dem Wege dort unten am Berge heraus und schwenke meine Mütze, so dürft ihr hingehen und ich werde nachkommen und mein Theil schon bekommen.

„Damit sind wir zufrieden," riefen Alle, und Jakob lief aus Leibeskräften den Berg hinunter. Und schon nach zwanzig Minuten war er wieder da und schwenkte seine Mütze, so hoch er konnte. Die Andern erhoben ein Freudengeschrei, so daß Jakob es hören konnte, und wollten schon nach dem Kastanienholze fortlaufen, als Einer von ihnen sagte, es sei doch nicht recht, Jakob allein nachkommen zu lassen, da dieser sich einer solchen Mühe ihretwegen unterzogen habe. Alle stimmten bei, und wir Alle liefen den Hügel hinunter ihm entgegen, und als wir an ihn herankamen, strahlte sein Gesicht vor Freude und er erzählte, der alte Bauer habe gesagt, wir könnten so viel holen als wir wollten, nur sollten wir uns in Acht nehmen, daß wir keinen Schaden nähmen. Nachdem wir so viel Kastanien, als wir mit nach Hause tragen konnten, gesammelt hatten, gingen wir, von unserer Nachmittagsarbeit ermüdet, wieder zurück zur Schule.

Indem wir, weniger aufgeregt als wir gekommen waren,

nach Hause zurückkehrten, sagte Einer von uns Knaben, die Kastanien seien auch doch sehr schwer zu tragen.

„Sie sind aber doch nicht so schwer,“ versetzte Jakob Simpson, „als wenn wir sie gestohlen hätten.“

„Das ist richtig gesprochen, und du hast immer Recht oder doch so ziemlich,“ sprach der Erstere; und wir alle setzten unter uns fest, daß wir in Zukunft die Eigenthumsrechte Anderer achten und nie auch nur in Jemandes Holzungen gehen wollten, ohne vorher von ihm Erlaubniß dazu erhalten zu haben.

Dieser Vorfall war freilich an sich nicht von Bedeutung, übte indessen auf die ganze Schule einen starken und bleibenden Einfluß aus. Unter den Knaben gab es Keinen, der nicht öfter als sonst, an Jakob Simpson gedacht hätte, und Alle erkannten, daß der Weg glücklich zu sein und an Freuden wahren Genuß zu haben, im Rechtthun bestehe.

Jakob und wir Andern alle wuchsen zu Männern heran; ausgenommen einen lebhaften Knaben, der bei jener Kastanienparthie der munterste war, und der in der Blüthe der Jahre als Handlungsdiener starb. Jakob trat in's Geschäft, und er hat sich während seines ganzen Lebens durch dieselbe strenge Achtung gegen die Rechte Anderer ausgezeichnet, und sich das Vertrauen aller seiner Bekannten erworben. Er widmete seinem Brodherrn seine Zeit mit der größten Gewissenhaftigkeit; denn er sagte es sich selbst und wagte auch manchmal seine Kameraden daran zu erinnern, daß es durchaus eben so unrecht sei, dem Brodherrn die Zeit zu stehlen, als ihm sein Geld wegzunehmen.

Das hieß treu sein im Geringsten. Von einem jungen Menschen aber, der seinen Brodherrn um keine Minute Zeit betrügt, läßt sich annehmen, er werde auch nicht seines Herrn Vortheil vernachlässigen oder mit dessen Gelde verschwenderisch umgehen. So war es auch, und dies legte den Grund zu

dem großen Glück in Geschäften und zu dem hohen Ruf der Rechtlichkeit, durch welches Beides er jetzt unter den heutigen Kaufleuten sich auszeichnet. Mag er seinen ehemaligen Schulkameraden, der einen ganz andern Lebensweg einschlug und Prediger wurde, und der auch die gegenwärtige Schilderung alter Zeiten geschrieben hat, mag er diesen vergessen haben oder nicht: wenn sein Gedächtniß so gut ist als das meine, so wird er sich gewiß an die Kastanien erinnern und wie er den Hügel hinunterlief.

Knaben, hier habt ihr eine Lehre, und ich glaube, ihr werdet sie ohne Predigt lernen. Seid ehrlich und treu. Handelt recht auch in anscheinend geringen Dingen und macht die Redlichkeit zu eurer Lebensregel. Nicht nur weil dies der beste Weg ist, in der Welt fortzukommen; sondern weil Gott die Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit liebt und weil es recht ist.

Das verlorne Kind.

Vor einigen Wochen wurden die Einwohner eines Dorfes durch das Gerücht in Bewegung gebracht, es werde ein munteres Knäblein von vier bis fünf Jahren vermißt. Der Vater des Knaben führte die Aufsicht über eine Mühle, und das Kind begleitete seinen Papa oft zu seiner Arbeit, der über die muntere, fröhliche Laune des Kindes manche arbeits- und mühevolle Stunde vergaß, die ihm sonst einsam und drückend hingegangen wäre. Etwas entfernt von der Mühle befand sich eine Gerberei, wohin der Kleine sich oft mit andern Kindern verlief, um die mannichfaltigen Arbeiten beim Ledergerben anzusehen. Am Mittage hatte man ihn in der Nähe der Gerberei gesehen. Als er nicht, wie sonst, wiederkam, wurden die Eltern besorgt und fingen an, nach ihrem Kinde zu suchen. Allein je länger sie suchten, desto unruhiger wurden sie.

Mehrere Nachbaren halfen suchen, da wo sie den Knaben zu finden hofften; allein vergeblich. Man erkundigte sich bei allen Vorübergehenden, ohne daß man Etwas erfahren konnte. Die Nacht kam; allein Sorge und Angst mehrte sich, da Nichts über das verlorne Kind in Erfahrung zu bringen war. Es war eine kalte Herbstnacht, und doch mußte man annehmen, der Kleine sei draußen und in Gefahr zu erfrieren. Die Eltern verbrachten die ganze Nacht unter ängstlichem Suchen bis an den lichten Morgen; allein auch dieser brachte kein Licht darüber, was aus dem vermißten Kinde geworden sein möchte. Unterdessen hatte sich das Gerücht verbreitet, er sei auf dem Wege, der durch ein Gehölz in die ebene Gegend führte, gesehen worden. Es wurden deshalb die Einwohner aufgeboten, um in dem Gehölz und am Flusse zu suchen, in der Erwartung, daß, wenn man das Kinde finde, es nahe daran sein werde, vor Hunger oder Kälte umzukommen.

Als die aufgebotene Mannschaft zur Stelle war, wurde sie in angemessener Entfernung von einander vertheilt, und wir verabredeten uns, einen Weg einzuschlagen, auf dem wir das Kind, wenn es sich im Gehölze verloren hätte, zu finden dachten. Dann ging's vorwärts; und wir suchten bei jedem Stumpf, Loch und Gebüsche, wo wir glaubten, daß der Kleine etwa versucht haben könnte, sich darunter oder darin vor dem Dunkel der Nacht oder vor der Kälte zu schützen, und gingen zuletzt noch weiter, als er muthmaßlicher Weise vor dem Müdewerden gekommen sein konnte. Jetzt machte unsere Gesellschaft eine Schwenkung, und wir suchten denselben Weg zurück. Wir mochten etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt haben, als plötzlich die Dorfglocke durch das Gehölz tönte und uns verkündigte, daß das Kind wiedergefunden sei. Wir fühlten uns sofort der Sorge enthoben und überließen uns der Hoffnung, daß das Kind noch am Leben geblieben sein werde. Indessen bald hieß es, das Kind sei todt. Wir bemerkten

schon, daß nach der letzten zuverlässigen Nachricht das Kind um die Mittagszeit in der Nähe der Gerberei gesehen worden war. Während der Eigenthümer mit den Arbeitern zur Mittagszeit sich entfernt hatte, war der Knabe zufällig in eine unbedeckte Ledergrube gefallen. Die Leute aber hatten gleich darauf, ohne Etwas zu ahnen, die Grube mit Leder vollgemacht und sie zugedeckt. In Folge der entstandenen Aufregung suchte man in allen übrigen Gruben, vermuthete indessen nicht, daß das Kind in jener einen Grube zu suchen sei. Man denke sich aber den Schrecken der Leute, als diese den andern Tag das Leder herausnahmen, um es an die Luft zu hängen, und zugleich die Leiche des Knaben mit herauszogen! Jetzt wußte man Alles. Die Eltern aber, die dieses Kind so innig geliebt hatten — ach, sie waren schon auf das Schrecklichste vorbereitet. Doch glauben wir, das Kind ist jetzt durch die Liebe Jesu Christi in die Wohnungen der Seligen entrückt, von wo es den lieben Seinigen winkt, ihm zum Himmel zu folgen.

Ihr aber, meine jungen Leser, bedenkt ihr es auch wohl einmal, daß ihr eben so plötzlich sterben könnt, wie dieser Knabe? Tausende sterben in der That plötzlich, und auch ihr könnt zu diesen Tausenden gehören. Seid ihr aber auch vorbereitet, zu gehen und auch im Himmel unter die Seligen euch zu setzen, — wo, wie die heilige Schrift sagt, „die Todten wieder lebendig und die Verlornen gefunden werden.“ Wo nicht, so fliehet zu Jesu; fliehet zu Ihm ohne Aufschub! Tausende von Kindern wachsen auf und sind verloren — verloren für ihre Eltern, verloren für die Welt, und zuletzt kommen sie um in der Grube, wo kein Arm sie erreichen kann, und eine sternenlose Nacht sie für immer bedeckt.

Lieber tausend Leben verlieren, als eine unsterbliche Seele. Jesus aber will euch erretten und selig machen.

Lucie, das kleine Müllermädchen.

Vor einigen Jahren lebte in einem lieblichen Dorfe Neu-Englands das kleine Mädchen, dessen wahre Geschichte ich jetzt erzählen will — Lucie Stone, die einzige Tochter des Müllers.

Lucie wurde von Jedermann geliebt, nicht bloß darum, weil sie hübsch, munter und klug, sondern besonders weil sie ein so freundliches, artiges und verträgliches — ein so wahrhaft gutes Kind war. Lucie hatte zwei Brüder, die um einige Jahre älter waren und die sie sehr liebten und auch von ihr sehr geliebt wurden. Diese drei Kinder gingen immer zusammen zur Schule wie zur Kirche, und spielten in völliger Einträchtigkeit mit einander.

An einem warmen Herbstnachmittage erhielten sie Besuch von zwei ihrer Cousinen, welche etwa eine halbe Stunde entfernt wohnten. Da gab es einen recht vergnügten Tag: sie spielten auf dem Hofe, in der Scheuer und im ganzen Hause umher. Frau Stone, eine freundliche, wohlwollende Frau sah zu und lachte, wenn sie nicht gar Theil nahm an ihren Kinderspielen. Sie bereitete ihnen zur rechten Zeit ihr Abendessen allein, und als die Freundinnen nun Abschied nehmen wollten, sagte sie zu Lucie: — „Deine Brüder wollen Alice und Cäcilie nach Hause begleiten. Du kannst bis zur Mühle mitgehen; doch hier mußt du ja bleiben und mit deinem Vater nach Hause kommen.“

Als die Cousinen lachend und scherzend fortgingen, stand Frau Stone an der Thür des Hauses und blickte ihnen nach, wie sie die Straße hinuntergingen, und dachte, was für artige, fröhliche und vor Allem, was für gute Kinder es seien. Sie lächelte darüber, daß Lucie so zärtlich Abschied von ihr nahm, da sie doch nur so kurze Zeit wegbleiben sollte. Lucie verließ ihre Mutter nie, wenn auch nur auf eine halbe Stunde, ohne

ihr mit einem zärtlichen Kuß Lebewohl zu sagen. Als Frau Stone nun in's Haus zurückkehrte, sagte sie leise bei sich selbst: „Es sind nun nahe an zehn Jahre, daß Gott mir das Kind gegeben, und noch nie hat sie mir auch nur einen Augenblick Verdruß gemacht."

Die Cousinen hielten sich unterwegs so oft mit Spielen auf und standen so oft still, um Blumen und Brombeeren zu pflücken, daß es fast dunkel geworden war, als sie an die Mühle kamen. Als nun die Mädchen von einander Abschied nehmen mußten, hatten sie einander noch so Vielerlei zu erzählen, so dringend einander einzuladen, so oft sich Lebewohl zu sagen, daß es kein Wunder war, wenn sie sich etwas verspäteten.

Es schien, als wenn Lucie sich von ihren Cousinen nicht trennen konnte. Sie nahm in ihrer liebreichen Weise so oft Abschied von ihnen, daß ihre Brüder fast ungeduldig wurden. Alice und Cäcilie rissen sich endlich von ihrer Cousine los und eilten einen kleinen Hügel hinunter nach Hause. Nachdem Lucie ihnen eine Zeitlang nachgeblickt und daran gedacht hatte, wie gütig doch Gott sei, daß er ihr solche liebenswürdige Cousinen, so treffliche Brüder und so liebe Eltern gegeben, kehrte sie um und ging in die Mühle, wo es sehr dunkel war. Diese war noch im Gange, und Lucie erschrak fast über das Getöse. Sie rief ihren Vater, und dieser antwortete auch; allein die Mühle machte einen solchen Lärm, daß sie es nicht hörte. Weil sie meinte, ihr Vater sei schon fortgegangen, so ging sie allein wieder nach Hause. Sie schlug einen Weg ein, den sie schon oft ohne Gefahr gemacht hatte, nämlich über den Mühlbach neben dem großen Wasserrade. Allein diesen Abend war sie erschrocken und verwirrt — sie gleitete aus und fiel seitwärts auf das Rad, von dem sie hinunter gerissen und schrecklich zerquetscht wurde. Gerade in demselben Augenblick brachte ihr Vater, in der Meinung, Lucie sei nach

ihm hergeschickt worden, die Mühle zum Stillstehen und fing an, sie zu suchen. Dem Wimmern und Rufen des Kindes nachgehend, ging er zum Rade und fand, welch großes Unglück sich zugetragen hatte.

„Bist du stark verletzt, meine Tochter?“ fragte er, innig bekümmert und geängstigt.

„Ja, Vater. Ich sehe aus, als wenn ich ganz zerrissen wäre, und ich kann mich nicht bewegen. Doch glaube ich noch so lange leben zu können, bis du mich wieder herausgebracht hast. Eile nur und hole Hülfe herbei.“

Die Nachbaren wurden bald in Bewegung gebracht, und es eilten Viele mit Sägen und Aexten hin zur Mühle. Allein sie fanden, daß zur Zeit nur Einer oder Zwei daran arbeiten konnten, um das starke, schwere Holz wegzuhauen, und daß es einige Stunden dauern würde, ehe Lucie von der gefährlichen Stelle, auf der sie so fest steckte und so schrecklich zerquetscht war, heraufgeholt werden konnte; und das Rad rückwärts oder vorwärts drehen, hieß sie auf einmal tödten.

Als Frau Stone herbeikam, ließ Einer der Leute ein Licht in das Rad hinunter, so daß sie ihr armes Kind sehen konnte. Indem sie das blasse Gesicht und die blutenden nach ihr ausgestreckten Arme Luciens erblickte, schrie sie laut auf und weinte bitterlich. Lucie aber rief ihr eben so zärtlich und liebreich zu, wie sie sonst zu thun pflegte und sagte:

„Weine nicht, liebe Mutter. Sie werden mich bald herausbringen; behalte nur guten Muth und bete zu Gott für mich.“

So sprach sie eine Stunde nach der andern, indeß die Leute fortarbeiteten, um die mächtigen Balken wegzuhauen und zu sägen; so ermunterte und tröstete sie ihre Eltern und ihre armen Brüder, als diese ebenfalls in der Mühle sich eingefunden hatten.

Einmal wurde ihre Stimme matt und undeutlich —

bald darauf schwieg sie ganz. Der Doctor blickte hinunter und sagte, sie sei ohnmächtig geworden, worauf man sie mit Wasser besprengte. Sowie sie wieder zu sich selbst kam, fing sie wieder an, etwas Tröstliches zu sagen und Mutter und Brüder zu bitten, nicht zu weinen. Sie sagte, sie leide nicht mehr so viel Schmerzen, wie Anfangs, und sie hoffe gewiß, noch lebendig nach Hause gebracht zu werden.

Es war beinahe Mitternacht geworden, als das letzte Holz, welches sie festhielt, weggesägt wurde, und Einer der Arbeiter hob sie sanft auf und legte sie in ihres Vaters Arme. Der Schmerz, den sie durch diese Bewegung empfand, verursachte dem armen Kinde eine zweite Ohnmacht, und sie kam erst wieder zu sich selbst, als sie nach Hause gebracht worden war. Als sie die Augen aufschlug, fand sie sich auf ihrem Bettchen, und ihren lieben Vater sowie ihre liebe Mutter und ihre Brüder neben dem Bette stehen.

Der Doctor verband sorgfältig ihre Wunden und gab ihr etwas Opium, damit sie einschlafe, erklärte indessen ihren Eltern, sie könne unmöglich wieder gesund werden. Als Herr Stone diese schrecklichen Worte vernahm, seufzete er und verbarg sein Gesicht in seine Hände; Frau Stone stützte einige Augenblicke ihr Haupt auf ihres Mannes Schulter und weinte. Darauf blickte sie auf, faltete die Hände und sprach: „O Herr, dein Wille geschehe!“ setzte sich dann ruhig und ergeben neben Lucie, bis diese einschlief.

Das arme Mädchen schlief den größten Theil des Tages hindurch. Mehrmals wachte sie auf und verlangte Wasser, schien indessen kaum zu wissen, wo sie sich befinde oder wer bei ihr sei. Ihre Cousinen, Alice und Cäcilie, besuchten sie; allein Lucie erkannte sie nicht wieder, und Jene entfernten sich bitterlich schluchzend.

In früher Nachtstunde indessen erwachte sie und schien sich besser zu befinden. Sie erkannte alle Umstehenden und

lächelte ihnen zu, sagte jedoch, sie müsse sie sehr bald verlassen. Ihren Vater bat sie, er möge doch noch einmal mit ihr beten, und er knieete neben ihr nieder und bat Gott, das kleine Mädchen, das er ihnen gegeben, selig zu sich zu nehmen, und dankte Ihm, daß Er sie ihnen so lange gelassen. Darauf sagte Lucie zu ihrer Mutter: „Willst du mir nicht einen Vers aus dem Liede, welches ich so gern habe, vorsingen:

Aus der Irre brachte Jesus
Mich an meines Vaters Brust.

Ihre Mutter versuchte es, konnte jedoch nicht singen vor Weinen, und Lucie sprach: „Es macht nichts — da, wohin ich komme, giebt es herrlichen Gesang. Doch kommt es mir vor, daß Niemand so schön singt, als du, Mama. Warum weinst du? Bedenke doch nur, Mama, wenn ich jetzt noch länger lebte, wie krüppelig und elend ich sein würde. Ich könnte eine arme Buckligte werden und euch Allen viel Mühe und Sorge machen. Wird es nicht besser sein, diesen zerquetschten Leib zu begraben und das Gras fröhlich darüber wachsen lassen, damit ich einen neuen, verherrlichten Leib wieder erhalte, wie die Engel ihn haben?“

Als sie diese Worte sprach, lächelte sie und weinte nicht. Später verlangte sie den treuen Haushund und ihr artiges Kätzchen. Als man sie zu ihr gebracht, brach sie in Thränen aus und sagte: „Adieu, alter Bose. Adieu, Kätzchen! Ich weine, Mama, weil ich mich von diesen trennen muß, denn ich werde sie nie, niemals wiedersehen, sie haben ja keine unsterbliche Seele, die armen Geschöpfe! Du aber und Papa, ihr werdet mir bald zum Himmel folgen, und ihr auch, liebe Brüder, wenn ihr fromm und gut seid.“

Nicht lange darnach sagte sie: „Georg, grüße Alice und Cäcilie von mir und sage ihnen, wie sehr es mich freue, daß ich sie gestern Abend so vielmal geküßt. Du, Eduard, sorge

für meine Blumen. Nun, liebe Brüder, grämt euch nicht allzusehr, wenn ihr mich bei euern Spielen vermisset."

Nachdem sie einige Minuten ganz ruhig dagelegen, sprach sie wieder und sagte:

„Mama, sind die Fensterladen schon offen und ist es ein schöner heller Morgen.

„Nein, liebe Tochter," versetzte ihre Mutter, „es ist noch finstere Nacht."

„Oh," sagte Lucie, „so müssen es die Fenster in Gottes herrlichem Palaste sein, welche ich sehe, mit dem lieblichen durchscheinenden Lichte, ich bin beinahe schon da! Lebe wohl, Mama, und Papa und liebe Brüder, lebt wohl!" Sie lächelte, streckte die Arme aus, blickte nach Oben und verschied.

Als Lucie im Sarge lag, spielte noch dasselbe Lächeln auf ihrem lieblichen Angesichte, und Frau Stone bemühte sich, ihre Thränen zurückzuhalten, indem sie sprach: „Gott hat einen kleinen Engel, den er mir auf wenige Jahre geschenkt, wieder von mir genommen, uud warum sollte ich um mein seliges Kind weinen?"

Sei reinlich und ordentlich.

In einer neulich gehabten Unterhaltung mit einem wohlhabenden Kaufmann bemerkte derselbe, er habe sein erworbenes Gut großentheils dem Umstande zu verdanken, daß seine Mutter ihn als Knaben zur Reinlichkeit und Ordnung angehalten habe. Seine Geschichte war, so weit ich mich derselben erinnern kann, folgende:

„In meinem sechsten Jahre starb mein Vater und hinterließ meiner Mutter Nichts als mich und zwei jüngere Schwestern. Nachdem sie den größten Theil ihres Hausgeräthes verkauft, bezog sie zwei kleine Oberstübchen in der Straße W— und suchte hier mit ihrer Nadel — wie, das

kann ich nicht begreifen, wenn ich an den geringen Lohn, um den sie arbeitete, denke — uns anständig zu ernähren. Oft hatten wir indessen, wie ich mich erinnere, auch nur ein Stückchen trocknes Brod zum Abendessen, durch Hunger gewürzt und durch die Sauberkeit, mit der unser Tisch gedeckt war, einladend gemacht, indem derselbe jedesmal mit einem Tischtuche bedeckt war, das immer schneeweiß zu bleiben schien. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich, wie meine Mutter eines Abends, da wir uns zu Tische gesetzt und sie zu unserm himmlischen Vater für ihre hülflosen Kinder recht ernstlich gebetet hatte, — selbst die Engel hätten darüber weinen mögen, — den kleinen Rest ihres einzigen Brodes in drei Stücke theilte, deren sie je eins auf unsere Schüsseln legte, für sich aber keins zurückbehielt. Ich schlich um den Tisch an sie hinan, legte mein Stück vor sie hin und wollte eben zu ihr sagen, daß ich nicht hungrig sei, als ein Thränenstrom aus ihren Augen hervorbrach und sie mich an ihre Brust drückte. Unsere Mahlzeit blieb unangerührt, wir blieben den Abend spät auf, ich kann aber nicht sagen, was wir sprachen. Ich weiß nur, daß meine Mutter sich mit mir mehr, wie mit einem Freunde, unterhielt, und daß, als wir zum Gebet niederknieeten, ich mich dem Herrn weihte und meiner Mutter zu leben gelobte.

Doch, fuhr er fort, habe ich Ihnen bisher noch nicht erzählt, wie Reinlichkeit und Ordnungsliebe mein Glück begründet haben. Einige Zeit nach jenem Abend fand meine Mutter in der Zeitung eine Anzeige, es werde ein Laufbursche in einer Faktorei in der B—straße gesucht. Ohne warten zu müssen, bis meine Kleider erst ausgebessert waren, denn meine Mutter hielt sie immer in größter Ordnung, und mochte man auch bei genauer Musterung mehr als einen Flicken daran bemerken, so sahen sie doch im Ganzen sehr anständig aus; ohne auch nur darauf warten zu müssen, bis meine Schuhe geputzt waren, denn meine Mutter hielt immer eine Schachtel

mit Schuhschwärze, mit der sie erst gewichs't sein mußten, ehe ich mein Frühstück aß; ohne darauf zu warten, bis erst meine Haare gekämmt waren, denn ich mußte von meiner frühsten Jugend an in Allem der höchsten Reinlichkeit mich befleißigen — schickte meine Mutter mich hin, um zu versuchen, ob ich die Stelle erhalten könne. Leichten Schrittes ging ich fort, da ich schon lange meiner Mutter angelegen hatte, mir zu erlauben, Etwas zu ihrer Unterstützung zu thun.

Ich versichere Ihnen, mir klopfte das Herz, als ich aus der W—Straße in die B—Straße umbog, und die Hausnummer, welche meine Mutter mir mitgegeben, aufsuchte. Ich nahm allen Muth zusammen und trat eilend in das Haus, suchte das Comptoir auf und sagte, weshalb ich komme. Der Kaufmann lächelte und sagte zu mir, es sei eben ein anderer Knabe da, den er wohl in seine Dienste nehmen möchte. Er fragte mich indessen über Einiges, und entfernte sich dann, um mit dem andern Knaben zu sprechen, der etwas zurückstand. Der Erfolg war, daß der Bursche, der sich zuerst beworben hatte, wieder entlassen wurde, und ich in die Dienste des Kaufmanns trat, zuerst als Laufbursche, dann als Handlungsdiener, späterhin als Theilnehmer am Geschäfte bis an seinen Tod, da er mir das ganze Geschäft, das Waarenlager u. s. w. hinterließ. Als ich einige Jahre bei ihm gewesen war, erzählte er mir, der Grund, weshalb er mir den Vorzug vor dem andern Knabe gegeben, sei mein reinliches, ordentliches Aussehen gewesen, während er bei dem andern Knaben bemerkt habe, daß derselbe seine Weste nicht gehörig niedergeschlagen gehabt habe. Diesem einfachen Umstande habe ich wahrscheinlich großentheils mein gutes Fortkommen zu verdanken gehabt."

Werden nun nicht alle meine jungen Freunde, welche diese Erzählung von dem glücklichen Kaufmann lesen, gleich ihm in ihrer Jugend sich der Reinlichkeit und Ordnung be-

fleißigen? Bedenkt, daß Niemand einen nachlässigen Knaben oder ein nachlässiges Mädchen gern hat, und daß, wenn ihr euch die Achtung eurer Bekannten erwerben wollet, ihr in euerm Anzuge sehr sorgfältig sein müsset. Reinlichkeit und Sauberkeit im Aeußern sind unumgänglich verbunden mit der höchsten Reinheit des Charakters.

Mäßigkeit.

Wehe denen, die des Morgens frühe auf sind, des Saufens sich zu befleißigen, und sitzen bis in die Nacht, daß sie der Wein erhitzet. Jesaias 5, 11.

Die kleinen Schutzengel.

„Kommt Ady und Jane, es ist Zeit für euch zu Bette zu gehen,“ sagte Frau Freimann zu ihren zwei kleinen Töchtern, ungefähr neun Uhr Abends. Ady war neun Jahr alt und Jane ein und ein halbes Jahr jünger. Beide saßen mit ihrer Mutter am Arbeitstische, die Eine lernte ihre Aufgaben, und die Andere beschäftigte sich mit Handarbeit.

„Papa ist noch nicht zu Hause gekommen,“ antwortete Ady.

„Aber es ist schon spät, und es ist Zeit für euch, zu Bette zu gehen. Papa kommt vielleicht noch in einer Stunde nicht zu Hause.“

Ady legte ihre Arbeit weg und verließ den Tisch; Jane machte ihr Buch zu und that es in ihre Büchertasche.

„Ihr könnt die Lampe am Kamin anzünden,“ sagte Frau Freimann nach einigen Augenblicken. Allein während sie redete, sah sie, daß beide Kinder ihre Hüte aufsetzten und ihre warmen Halstücher umnahmen. Sie verstand ihre Absicht und fragte daher nicht, obschon die Thränen ihr in die Augen traten und ihre Stimme zitterte, als sie sagte: „Kinder, es ist heute Abend sehr kalt.“

„Aber wir werden es nicht fühlen, Mutter," erwiederte Ady; „wir wollen ganz geschwind laufen."

Die beiden Kleinen gingen hinaus, ehe ihre Mutter ein Wort erwiedern konnte. Als sie die Thür zumachten, hob sie ihre Augen empor und sprach vor sich hin: „Gott segne und belohne die lieben Kinder!"

Es war eine dunkle Winternacht, ein rauher, kalter Wind trieb die Kinder beinahe wieder in das Haus zurück. Aber sie faßten sich einander an, und mit gesenktem Kopf sich gegen die raube Luft schützend, eilten sie dahin, so schnell ihre kleinen Füße laufen konnten. Die Straßen waren finster und menschenleer, aber die Kinder fürchteten sich nicht; Liebe überwog in ihnen die Furcht und ließ sie auf Nichts weiter achten; sie sprachen kein Wort mit einander, als sie dahin eilten. Nachdew sie ziemlich weit gegangen waren, standen sie vor einem Hause still, über dessen Thür vor einer schön verzierten Gaslampe die Worte: „Austern und Erfrischungen" standen. Nachdem sie einen Augenblick da gestanden hatten, drückten sie gegen die grüne Thür, welche leicht aufging, und traten in ein großes, schön erleuchtetes Schenkzimmer.

„Ach," rief ein Mann aus, der am Tische saß und las, „da sind die Kleinen wieder."

Ady und Jane blieben zuerst bei der Thüre stehen. Aber als sie im Zimmer umhersahen und Den, welchen sie suchten, nicht erblickten, gingen sie zum Schenktisch und sagten furchtsam zu dem Mann hinter demselben: „Ist Papa heute Abend hier gewesen?"

Der Mann lehnte sich über den Schenktisch und sagte ärgerlich: „Ich weiß Nichts von euerm Vater; und wenn ihr wieder hierher kommt, so rufe ich meinen großen Hund aus dem Hofe und hetze ihn auf euch."

Ady und Jane gingen erschrocken und traurig nach der Thür, da rief die Person, welche sie zuerst bei ihrem Ein=

tritt bemerkt hatte, laut genug, daß sie es hören konnten: „Kommt hierher, Kleine."

Die Kinder standen still und sahen ihn an: da winkte er ihnen, zu ihm zu kommen, und sie thaten es.

„Sucht ihr euern Vater?" fragte er.

„Ja, mein Herr," erwiederte Ady.

„Was sagte der Mann hinter dem Schenktisch zu euch?"

„Er sagte, Papa sei nicht hier; und wenn wir wieder hierher kämen, so wolle er seinen großen Hund auf uns hetzen."

„Sagte er das?"

„Ja, mein Herr."

Der Mann runzelte einen Augenblick die Stirn und sagte dann: „Wer hat euch hierher geschickt?"

„Niemand," antwortete Ady.

„Weiß eure Mutter, daß ihr hierher gegangen seid?"

„Ja, mein Herr. Sie hieß uns zu Bette gehen; aber wir konnten nicht gehen, bis Papa zu Hause ist. Und so kamen wir, ihn zu holen."

„Er ist hier."

„Ist er hier?" und der Kinder Gesichter erheiterten sich.

„Ja, er ist im andern Zimmer, ich will ihn aufwecken."

Da Herr Freimann halb betrunken und fest eingeschlafen war, so kostete es Mühe, ihn aufzuwecken. Sobald er jedoch die Augen aufschlug und sich von Ady und Jane an den Händen gefaßt fühlte, stand er auf und ließ sich geduldig von ihnen hinwegführen.

„Gewiß, das ist eine Mäßigkeitslektion, die ich nicht aushalten kann," rief ein Mann, der mit Verwunderung und Theilnahme dem Auftritte zugesehen hatte. „Gott segne die Kleinen!" setzte er mit Rührung hinzu, „und gebe ihnen einen nüchternen Vater."

„Ich vermuthe, Sie haben diese Kinder noch nie gesehen!" sagte Einer der Aufwärter leicht hin.

„Nein; und ich wünsche sie nie wieder zu sehen — wenigstens nicht an diesem Orte. Wer ist ihr Vater?“

„Der Advokat Freimann.“

„Doch nicht der, welcher vor einigen Jahren mit so vieler Geschicklichkeit den Prozeß gegen die Seeversicherungs-Gesellschaft führte?“

„Der Nämliche.“

„Wie ist es möglich?“

Bald sammelten sich Mehrere um den Mann herum und unterhielten sich über Freimann und dessen gegenwärtigen traurigen Zustand. Einer, welcher Ady und Jane schon oft kommen und ihn heimführen gesehen hatte, sagte:

„Jedesmal, wenn ich sehe, wie geduldig er den kleinen Dingern folgt, werde ich so ergriffen, daß ich beinahe schwach genug bin zu weinen.“

„Sie sind seine Schutzengel,“ bemerkte ein Anderer. „Aber ich fürchte nur, sie sind nicht stark genug, ihn auf den Pfad, den er verlassen hat, zurück zu führen.“

„Sie mögen darüber denken, was Sie wollen, meine Herren,“ sagte der Wirth, „aber ich muß Ihnen meine Meinung über die Sache sagen. Ich möchte nicht viel von der Mutter halten, welche in dieser Nacht zwei so kleine Wesen allein in den Straßen herumlaufen läßt.“

Ueber diese Bemerkung wurde einer der Herren böse und erwiederte mit Bitterkeit: „Und ich möchte noch weniger von einem Manne halten, der ihren Vater betrunken macht.“

„Derselben Meinung bin auch ich,“ erwiederte ein Anderer.

„Und hier ist meine Hand darauf,“ sagte ein Dritter.

Als der Wirth fand, daß die Mehrzahl der Gesellschaft gegen ihn war, verschluckte er seinen Aerger und schwieg still. Einige Minuten darauf verließen zwei oder drei von den Anwesenden das Schenkzimmer.

Ungefähr um zehn Uhr den andern Morgen, als Herr

Freimann, welcher des Morgens gewöhnlich nüchtern war, sich in seinem Geschäftszimmer befand, trat ein Fremder herein, und nachdem er sich gesetzt hatte, sagte er: „Ich muß zuerst für das, was ich sagen will, Sie um Verzeihung bitten. Wollen Sie mir versprechen, es nicht als eine Beleidigung aufzunehmen?“

„Wenn Sie mir eine Beleidigung zufügen wollen, so werde ich mich zu vertheidigen wissen.“

„Das ist nicht mein Wunsch. Ich komme vielmehr mit dem Verlangen, Ihnen einen großen Dienst zu erweisen.“

„Gut dann; so reden Sie.“

„Ich war gestern Abend in Lawson's Restauration.“

„Nun weiter?“

„Und sah da Etwas, was mein Herz rührte; die kurze Zeit, welche ich diese Nacht schlief, träumte mir davon. Ich bin auch Vater, mein Herr; ich habe auch zwei kleine Mädchen und liebe sie zärtlich. O mein lieber Herr, der Gedanke, daß sie in einer kalten Winternacht kommen sollten, mich an einem solchen garstigen Orte zu suchen, macht mir das Blut in den Adern erstarren.“

Diese unerwarteten Worte, welche Herr Freimann im nüchternen Zustande vernahm, versetzten ihn in große Aufregung. Er strengte sich an, ruhig und gefaßt zu bleiben; aber demungeachtet zitterte er am ganzen Leibe; vergebens versuchte er zu antworten, konnte aber kein Wort hervorbringen.

„Mein lieber Herr,“ fuhr der Fremde fort, „Sie sind in die Macht eines schrecklichen Feindes gefallen. Sie sind jedoch noch nicht hoffnungslos gefallen und können sich von Ihrem Fall wieder erheben, wenn Sie nur wollen. Lassen Sie mich im Namen Ihrer lieben Kleinen, die auf eine so auffallende Weise ihre kindliche Liebe gezeigt haben, Sie beschwören, sich über diesen tödtlichen Feind zu erheben. Belohnen Sie diese lieben Kinder mit dem größten Segen, den

ihr Herz wünschen kann. Kommen Sie mit mir und unterzeichnen Sie das Enthaltsamkeitsgelübde. Lassen Sie uns, obgleich wir einander fremd sind, in dieser guten Handlung uns vereinigen, kommen Sie.“

Halb willenlos, obgleich mit neuer Hoffnung in seinem Herzen, stand Freimann auf und ließ es geschehen, daß der Mann ihn unter den Arm faßte und wegführte. Beide unterzeichneten das Gelübde.

Denselben Abend kam ganz unerwartet und zur Freude seiner Familie Herr Freimann vollkommen nüchtern nach Hause. Nach dem Thee, als Ady und Jane neben ihm standen, und er an der Seite ihrer Mutter saß, zog er sie in seine Arme und sagte leise zu ihnen: „Ihr werdet nie mehr nöthig haben, mich zu holen.“

Die Kinder sahen ihm verwundert in's Gesicht, denn sie verstanden nur halb, was er meinte. „Ich werde nie mehr dahin gehen,“ fügte er hinzu, „ich werde nun bei euch zu Hause bleiben.“ Ady und Jane begriffen jetzt, was der Vater meinte, und überwältigt von Freude drückten sie ihr Gesicht an seine Brust und weinten vor Freude.

So leise alles dieses gesprochen wurde, so hatte die Mutter doch jedes Wort gehört; und während ihr Herz zwischen Hoffnung und Furcht schwankte, zog Freimann ein Papier aus seiner Tasche und legte es auf den Tisch, an dem sie saß. Sie öffnete es schnell. Es war das Enthaltsamkeitsgelübde, mit Freimanns Unterschrift versehen.

Mit einem Freudenschrei warf sie sich an seine Brust, und er hielt Frau und Kinder in zärtlicher Umarmung, wie seit Jahren nicht, umschlungen.

Der Kinder Liebe rettete den Vater; sie waren in der That seine „kleinen Schutzengel.“

Was macht den Unterschied?

Es war bald Mitternacht, und es war die Nacht vor Christtag. In einem großen und ärmlich eingerichteten Hinterzimmer, in dem zweiten Stockwerke eines mit vielen Miethsleuten angefüllten Hauses, saß eine blasse aber schöne Dame, (denn Dame war sie, obgleich Alles um sie her von Armuth zeugte,) eifrig mit Schreiben beschäftigt. Sie copirte sorgfältig eine Gerichtsschrift bei dem Schein eines Talglichts. Aber während sie aufmerksam jedes Wort von dem einen Papiere auf das andere ohne Fehler oder Flecken copirte, wußte sie nicht, was sie schrieb; denn ihre Gedanken waren mit ganz andern Dingen beschäftigt.

Von Zeit zu Zeit hörte sie einen Augenblick mit Schreiben auf, und preßte ihre Hände auf ihre Stirn und Augen, während die Thränen langsam zwischen ihren weißen und zarten Fingern hindurchrollten. Dann wischte sie die Thränen weg und wandte sich wieder zu ihrer Arbeit. Sie wußte nicht, daß während der ganzen Zeit ein Paar hellglänzende Augen von dem niedrigen Rollbett sie anblickten, und ihre kleine geliebte Tochter, die noch wach war, sich wunderte, was wohl die Ursache von Mama's Kummer sein möge.

Als die alte Stadtuhr, die in der Nähe war, langsam die zwölfte Stunde verkündete, stand die Dame auf und verließ das Zimmer. Die kleine Alice kroch vom Bett und folgte ihr. Sie ging den ganzen großen, unbedeckten, unmöblirten, halb verfallenen Gang entlang, bis sie das Straßenfenster erreichte, welches sie öffnete, sich hinauslehnte, und lange und sorgfältig die Straße auf und nieder sah, denn der glänzende, auf den Schnee scheinende Mond machte es fast so licht wie am Tage. Mitunter ließ ein dem Hause sich nähernder Fußtritt sich hören, und die Dame zog ihren Kopf herein; aber wenn er vorüber war, lehnte sie sich wieder hinaus und sah die Straße auf und ab. Endlich schloß sie das Fenster, und

einen tiefen Seufzer ausstoßend, drehte sie sich um und ging nach ihrem Zimmer zurück, als sie erst die Gegenwart ihrer kleinen Tochter bemerkte.

Auf sie zueilend, rief sie aus: „Was, Alice, liebes Kind, was thust du denn hier?“

„Ich sah dich das Zimmer verlassen und wollte sehen, wo du hingingst.“

„Aber das hättest du nicht thun sollen, liebes Kind; du wirst dich tüchtig erkälten,“ und indem sie das Kind auf ihre Arme nahm und ihre eingefallene kalte Wange an die seinen legte, trug sie es zurück und legte es in sein kleines Bett an die Seite seines schlafenden Bruders, und ihren Sitz am Tische wieder einnehmend, nahm sie abermals die Feder auf.

„Mama, kommst du nicht zu Bett? Es ist sehr spät; ich hörte die Glocke zwölf schlagen.“

„Ich kann noch nicht kommen, liebes Kind; ich muß dieses Schreiben noch vor Tagesanbruch vollenden.“

„Aber du stehst so früh auf, Mama, du wirst gar keinen Schlaf bekommen. Mama, wo ist Vater?“

„Ich weiß nicht, theures Kind; aber du mußt nicht mehr mit mir sprechen, oder ich kann nicht schreiben.“

Als das Schreiben fertig war, waren die kleinen glänzenden Augen noch offen; und die Mutter kam und legte sich neben ihre kleine Tochter auf das niedrige Bett und ihre Wange an die ihrige.

„Mama, sag' mir doch, ist es wahr, oder hat es mir nur geträumt, daß wir einmal in einem schönen Hause wohnten, und hatten schöne Sachen, und du hattest Leute, die für dich arbeiteten, und brauchtest nicht so hart zu arbeiten, als du jetzt thust?“

„Ja, theures Kind, das war so.“

„Ist jetzt nicht Weihnachtsabend, Mama?“

„Der Weihnachtstag hat eben begonnen, Liebe, und diese kleinen Augen sollten sich zum Schlaf schließen.“

„Gut, nur sag' mir das noch, Mama: pflegten wir nicht unsere Strümpfe am Weihnachtsabend aufzuhängen, und steckten nicht du und Papa wunderschöne Geschenke hinein?“

„Ja, liebes Kind.“

„Liebe Mama, das ist jetzt ganz anders. Was macht den Unterschied?“

Die Thränen der Mutter, die auf ihrer Kleinen Wangen fielen, waren die einzige Antwort auf diese Frage. Es war eine Frage, welche die Mutter dem Kinde nicht beantworten konnte.

Ach, was macht den Unterschied in so vielen Wohnungen, einst schön und angenehm? Was macht den Unterschied in so vielen Gesichtern, einst prangend in Gesundheit und Glückseligkeit? Was macht den Unterschied in so vielen Herzen, einst gesegnet mit Friede und Freude?

Alice war zu jung, um die Wahrheit zu vermuthen; aber sie sah, daß ihre Frage die Ursache war, daß ihrer Mutter Thränen auf's Neue flossen; und sie sagte nichts mehr.

Als Alice am Morgen erwachte, war ihre Mutter schon auf, obgleich es kaum licht war, und im Zimmer geschäftig. Alice hob ihren Kopf in die Höhe, sah in das große Bett und erblickte dort ihren Vater. Er schlief noch fest.

Alice stand auf, kleidete sich und ihren kleinen Bruder an, wie sie zu thun gewöhnt war. Dann gab ihnen ihre Mutter ihr einfaches Morgenmahl, und nachdem sie Alles in Ordnung gebracht hatte und Etwas zu essen für ihren Gatten bereit gestellt, im Falle er aufwachen und es verlangen sollte, setzte sie ihren Hut auf, hing ihren Shawl um, nahm das Packet Papiere und ging weg.

Nachdem sie ungefähr eine halbe Stunde weg war, hörte

Alice ein Rascheln in den Bettdecken, und als sie aufsah, bemerkte sie, daß ihr Vater munter sei.

„Alice, wo ist deine Mutter?“

„Sie ist weggegangen, um die Papiere wegzubringen, Papa.“

„Was für Papiere?“

„Oh, ich weiß nicht, die Papiere, die sie jede Nacht schreibt, wenn wir im Bett sind.“

„Schreibt sie jede Nacht, Alice?“

„Ja, Papa, so oft sie Etwas zu schreiben bekommen kann. Sie schreibt von einem Papier auf das andere, und letzte Nacht habe ich ihr eine lange Weile zugesehen, als sie schrieb. O, sie schrieb bis spät nach 12 Uhr. Papa, warum drückt Mama ihre Hände über die Augen, und warum läßt sie die Thränen durch ihre Finger hindurchrollen?“

„Thut sie das, Alice?

„Ja, Papa; und letzte Nacht, als die Glocke zwölf schlug, ging sie an das Straßenfenster vor dem langen Gange und sah die Straße auf und nieder, bis wir beide ganz kalt waren. Nach wem sah sie, Papa?“

Keine Antwort.

„Und als ich sie fragte, ob wir nicht einmal in einem schönen Hause gewohnt, und ob wir nicht unsere Strümpfe am Weihnachtsabend aufgehängt und prächtige Geschenke bekommen hätten, sagte sie, es sei so gewesen. Aber als ich sie fragte: was macht den Unterschied? antwortete sie mir nicht, aber ihre Thränen näßten meine Wangen. Papa, willst du mir sagen, was den Unterschied macht?“

Es schien Alice sonderbar, daß diese Frage beide Eltern weinen machen sollte — denn ihr Vater seufzete jetzt und schluchzte, sein Gesicht in dem Kopfkissen verbergend, als ob sein Herz zerspringen wollte.

Die Thür öffnete sich und ihre Mutter kam herein.

„Sieh hier, Alice — sieh hier, Willie," sagte sie mit gedämpfter Stimme, „ich habe Jedem von euch ein schönes, warmes Paar Fausthandschuhe zum Weihnachtsgeschenk mitgebracht."

„O, Dank dir, liebe Mama; jetzt können wir vor der Thür spielen, ohne daß unsere Finger erfrieren."

Der Vater war jetzt aufgestanden, und indem er seines Weibes Anerbieten zu frühstücken ablehnte, doch in einem freundlichen und milden Tone, nahm er seinen Hut und verließ das Haus. Nach einer kurzen Zeit kehrte er zurück und sagte zu seiner Frau, indem er ihr ein Papier übergab: „Hier, Agnes, ist ein Weihnachtsgeschenk für dich."

Was war es, das eine solche Gluth über das schöne Gesicht dieser Mutter warf, als sie zuerst ihre Augen in Dankbarkeit zum Himmel erhob, und dann ihre Arme um ihres Gatten Hals warf?

O, da war eine Anziehungskraft in diesem Papiere, welche nicht Alle verstehen können."

Es war ein Mäßigkeitsgelübde.

„Ja, Agnes, ich hab's versucht und versucht, aber es ist in meiner eigenen Kraft geschehen. Jetzt aber hoffe ich, in der Kraft Gottes und von deinen Gebeten und Rathschlägen unterstützt, den Platz noch wieder zu gewinnen, den ich in der Achtung und dem Zutrauen meiner Nebenmenschen verloren habe. Als die kleine Alice mich fragte: „Was macht den Unterschied?" da erkannte ich Alles. Die Befriedigung meines eigenen viehischen Appetits hat uns alle nach und nach in Kummer und Mangel gestürzt. Du sollst keine Gerichtspapiere mehr copiren, keine rohe Kost und ärmliche Kleidung mehr für die Kinder kaufen. Ich weiß, was ich thun kann, wenn ich mir selbst getreu bin, und ich weiß jetzt, „was den Unterschied macht."

Er blieb seinem Worte und seinem Gelübde treu. In

Kurzem hatte die Familie wieder eine angenehme Wohnung, und wenn die Kinder mit Verwunderung fragten: „Was macht den Unterschied?" antwortete der Vater:

„Das Mäßigkeitsgelübde, meine Kinder."

Ben Latour.

Vor einigen Jahren hörte ich eine Vorlesung über die schrecklichen Folgen der Unmäßigkeit, wovon ich den Hauptinhalt in der nachfolgenden Erzählung mittheile.

Capitel I.

Mein Vater hieß Ben Latour.

Ich erinnere mich noch der Zeit, da ich als ein schmächtiger, kleiner Knabe ans meinem Versteck zitternd beobachtete, wie er mit meiner Mutter, einer magern, bleichen, geduldigen, weinenden Frau ras'te und tobte.

Sie war zärtlich, sanft und milde! Ich erinnere mich noch, wie sie ihre dünnen Wangen an meines Vaters rauhes Gesicht lehnte, und wie es sie schon beglückte, wenn er es nur auf einige Augenblicke duldete.

Ich weiß es noch, daß sie ihre abgezehrten Hände auf seine sonnenverbrannte Stirn legte, und ihre Thränen auf sein struppiges Haar fielen.

Obgleich noch jung, bemerkte ich doch, daß meine Mutter furchtsam und untergeben war. Die geringsten Beweise der Freundlichkeit meines Vaters, die er in Zeiten der Nüchternheit — die freilich sehr selten waren — ihr erwies, konnten sie zu den innigsten Freudenzähren rühren.

Sobald ich groß genug war, um über den Ladentisch sehen zu können, kam ich zu einem Spezereihändler in der Stadt in die Lehre.

Wenn ich ein paar Groschen nebenbei verdienen konnte, um sie meiner armen Mutter zu geben, war ich reicher als

ein König. Die langen Abende brachte ich damit zu, meinen kleinen Kopf anzustrengen, Mittel und Wege ausfindig zu machen, etwas Geld zu verdienen. Jung, wie ich war, begriff ich doch, daß meine kummervolle Mutter bald an dem Nothwendigsten Mangel leiden würde. Welch eine Aussicht für sie — für uns Alle! Doch wir schlugen uns durch. Unsere Familie wurde noch durch ein liebes Schwesterchen vermehrt. O, wie liebte ich das kleine Wesen! Und wie lieblich war mir das Geschrei des kleinen Säuglings! Rauhe Winde tobten draußen und drinnen; es war Winter als sie geboren wurde, aber sie war eine kräftige Blüthe, sie blühte gleich einer Blume in der Wildniß. Wenn ich von meiner Arbeit nach Hause kam, lag sie gewöhnlich in ihrer kleinen Wiege; dann lachte sie, kreischte und klatschte ihre kleinen fetten Händchen fröhlich zusammen.

Ich arbeitete mit der größten Anstrengung, eine Rattel und eine Perlenschnur für sie zu erlangen. Endlich wurde mein Wunsch befriedigt. Ich war ein glücklicher Knabe, als ich diese Sachen vor ihren erstaunten Augen ausbreiten konnte und nun sah, mit welcher Freude sie ihre Händchen danach ausstreckte.

Sie spielte fröhlich damit, als mein Vater betrunken nach Hause kam. Mit rollenden, verglas'ten Augen trat er taumelnd in's Zimmer. Ich bemerkte, wie er das Kind, die Rattel, die Perlen und mich ansah.

Ich wußte, was er argwöhnte und stieß in meiner Herzensangst heraus: „Das Geld für die Spielsachen habe ich von einem Nachbar erhalten, für den ich einige Besorgungen hatte.“

Meine Erklärungen hätte ich ebensowohl dem Winde machen können. Er schlug nach mir in rasender Wuth, und meine arme Mutter, die mit ihrem Plätteisen in einer Ecke des Zimmers beschäftigt war, kam, mit dem Eisen in der Hand, hervor, um mich womöglich zu schützen. Wollte Gott, sie wäre zurückgeblieben! Mit der ganzen Kraft seines riesigen

Körpers schleuderte er sie wüthend zurück und sie stürzte nieder! Während des Falls flog ihr das Eisen aus der Hand, und — in einem Augenblick — war mein herzliebes Schwesterchen nicht mehr unter den Lebendigen!

Capitel II.

Als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, lag ich auf meinem Bette, in der entferntesten Ecke unseres einzigen Zimmers.

Eine Bergeslast lag auf meiner Brust und ein unheimliches Halbdunkel lagerte auf allen Gegenständen um mich her. Ich wußte es nicht, ob ich eine Woche, einen Tag oder eine Stunde geschlafen hatte; aber ich hörte das einförmige Ticktack unserer alten Wanduhr, und konnte eben wahrnehmen, daß ein weißes Bündel auf dem Tische lag, und daß mein Vater und meine Mutter am Ofen saßen. Das Vorgefallene war meiner Erinnerung entschwunden.

Ich dachte, daß irgend ein Nachbar das Bündel dorthin gelegt habe, damit ich es besorgen sollte und hätte gern gewußt, ob es schwer sei, denn ich hätte dann wohl vier Groschen verdienen können anstatt zwei. Ich überlegte, wie mancher Groschen wohl dazu gehöre, um meiner kleinen Schwester ein neues blaues Thibetkleid zu kaufen, gerade ein solches, wie unsers Nachbars Kind trug, und wie es mit den blauen Perlen zu ihrer frischen Gesichtsfarbe stehen werde.

Plötzlich hörte ich ein lautes Klopfen, und — ich wußte nicht warum — jeder Tropfen Bluts in mir schien zu stocken, dann aber wieder wie ein reißender Strom durch meine Adern zu jagen. Ich sah meiner Mutter Arme krampfhaft erstarren, als mein Vater sich erhob, die Thüre zu öffnen. Nun begriff ich Alles! Jetzt erinnerte ich mich des schrecklichen Vorfalls von gestern und wußte, daß das weiße Bündel auf dem Tische der Leichnam meiner theuern, kleinen Schwester sei, und daß man ihren Sarg bringe. Mich schauderte, aber ich schrie nicht

auf. Ich bemerkte Etwas in meiner Mutter Gesicht, das mich daran verhinderte.

Mein Vater nahm den kleinen Sarg herein, stellte ihn auf einen Stuhl und setzte sich wieder an den Ofen, indem er meine Mutter verstohlen anstarrte, die mit einem Blicke dasaß, wie er ihn bis dahin wohl noch nicht gesehen haben mochte. Nach einer Weile stand sie auf, öffnete einen der Fensterläden ein wenig, ging dann zu einer Kommode und nahm einen langen, weißen Schleier heraus. Ich hatte ihn schon tausendmal gesehen; es war ihrer Mutter Brautschleier mit altmodischen Spitzen besetzt. Er war schon ganz gelblich geworden, sah aber noch recht gut aus. Als sie die Falten ausschütteln wollte, zitterten ihre abgezehrten Hände heftig, und ich bemerkte, daß sich ihre Augen gewaltsam schlossen, so fest, daß ich befürchtete, sie werde sie nie wieder öffnen!

Endlich schlug sie ihre Augenlieder auf, aber trocken und thränenlos starrte sie vor sich hin, als sie an den Sarg ihres Kindes trat, und den Brautschleier ihrer Mutter hineinlegte. Mit unbeschreiblich sanftem Wesen schmückte sie die letzte Ruhestätte meiner kleinen Schwester; sie breitete den Schleier aus und legte ihn über die rauhen Stellen des kleinen Sarges. Keine Thräne entfiel ihrem Auge; aber sie zitterte, wie ein durch den frostigen Herbstwind erstorbenes Blatt.

Sie näherte sich dem Körper ihres ermordeten Kindes, und zog behutsam das Tuch von dem mildlächelnden Antlitz hinweg. Ein schreckliches Zeichen wurde auf der schneeweißen Stirn sichtbar, welches meine Mutter mit ihrer Hand bedeckte, als sie das Kind aufhob und sanft in ihr kleines Bett legte. Die kleinen runden Händchen lagen anmuthig gefaltet auf der Brust. Als meine arme Mutter einen Zipfel des Brautschleiers aufhob und die dunkle Wunde auf der Stirne ihres Lieblings zu verbergen sich bemühete — war meine Festigkeit dahin; die erstarrten Gefühle meines armen Herzens brachen sich Luft,

und ich schluchzte laut in der Seelenangst eines gebrochenen, kindlichen Gemüths.

Ich ergriff die grobe Decke meines Bettes und steckte sie in meinen Mund, um einen lauten Aufschrei zu unterdrücken, der, ich war es mir selbst in meiner größesten Angst bewußt, wie ein zweischneidiges Schwert auf das zerrissene Herz meiner armen Mutter gewirkt haben würde. Ich sah es nur zu deutlich, daß ihr treues Mutterherz gebrochen war, und daß mein heftiges Verlangen und meine Sehnsucht ein Mann zu werden, um sie unterstützen zu können — vergebens gewesen waren.

Sie ging dem Tode entgegen. Der letzte Stern, der meinen dunkeln und einsamen Lebenspfad erhellte, war dem Erlöschen nahe, und bald sollte ich allein dastehen in dieser einsamen, kalten Welt.

* *
*

Der Tag der Beerdigung kam heran, und wir folgten der theuern, kleinen Leiche zu ihrem Ruheplatz auf dem alten Kirchhof, und ließen sie dort — auf nur kurze Zeit — allein.

Meine Mutter eilte schnell dem Grabe zu; bald ruhete sie an der Seite ihres Kindes. An ihrem schmucklosen Grabe, das kein Denkmal ziert, kniete ich nieder und flehete zu dem allmächtigen Gott, mein elendes Leben zu schonen und meinen schwachen Körper zu stärken. Aber weshalb? — Um mich der Mäßigkeitssache zu widmen. Ich gelobte feierlich, daß mein Leben, meine Kräfte, Zeit und Vermögen dazu von mir verwendet werden sollten, dieses vielköpfige Ungeheuer der Unmäßigkeit vernichten zu helfen.

Ich habe mich bestrebt, mein Gelübde zu halten.

Herausgegeben von der Traktat-Gesellschaft der Bischöfl. Methodisten-Kirche. Zu haben in Bremen im Traktat-Hause, Georgsstraße Nr. 59.
Gedruckt bei Heinrich Strack.